O Deutschland hoch in Ehren!

Von

Dietrich Vinke.







O Deutschland hoch in Ehren!

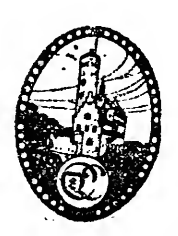
O Deutschland hoch in Ehren!

Roman aus dem Weltkrieg.

Von

Dietrich Vinke.

1. bis 15. Tausend.



Reutlingen.
Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung.

1. Kapitel.

Zuerst war die Kunde, die schier unglaublich klingende, wie eine Bombe in die Gesellschaft hineingeplatzt, die sich zur Tauffeier des Erstgeborenen von Oberlehrer Enders im ‚Frankfurter Hof‘ zusammengefunden hatte. Man saß gerade beim Nachtisch, als der Ober die Zeitungsdepesche brachte.

„Donnerwetter!“ sagte oben an der Tafel der alte Oberstleutnant Korff, und immer wieder bloß das eine: „Donnerwetter . . .!“

„Da hat Österreich seinen Denkzettel für die ewige Gutmütigkeit! Bei uns dürfte dieser schändliche Meuchelmord nicht passiert sein!“ klang es.

„Nein!“ sagte Leutnant Efterding aus tiefster Überzeugung und setzte sein Einglas mit wahrhaft martialischer Geste ein, „bei uns gäb’s auf das Ungeheuerliche nur eine Antwort, und die würde lauten: ‚Feste druff! Jawohl, feste druff und nicht lange gefackelt!‘“

„Der arme Kaiser Franz Joseph!“ warf seine Tischdame, Mausi Korff, mit heißen Wangen ein. „Was

der alles durchmachen muß! Sohn, Frau — und nun noch die beiden —"

„Wenn ich Österreich wäre!" polterte Professor Heim, „diese serbischen Mörderknechte sollten's mir büßen!"

„Und weshalb mußte gerade dieser Mann, dieser untadelige, echt deutsche Fürst, den anarchistischen Umtrieben zum Opfer fallen? ... Geradezu tragisch aber ist das Schicksal der armen Fürstin Hohenfels," — der junge Oberlehrer Enders hatte Augen, aus denen die Flammen ehrlicher Empörung schlugen, — „sie muß in ihrer Eigenschaft als Thronfolgerin sterben, für dieselbe Würde, die ihr nicht zuerkannt wurde!"

Eine Weile war das noch so fortgegangen. Das impulsive deutsche Urteil über die gemeine Mordtat wurde nicht nur von den blutsverwandten brüderlichen Gefühlen, sondern vor allem von dem Gerechtigkeitssinn gesprochen. Da das Extrablatt nur die kurze Meldung brachte, war man natürlich in bezug auf die näheren Umstände nur auf Vermutungen angewiesen, die denn auch nach dieser oder jener Seite hin geäußert wurden. Obwohl man zuerst mit Freuden nach dem neuen Gesprächsthema griff, freute man sich jetzt, daß die Musik, die auf Anordnung des Oberstleutnants bei Eintreffen der Nachricht sofort abbrechen mußte, nun wieder mit einem Opernpotpourri einsetzte. Die Kellner hatten im Nu Platz zum Tanzen geschaffen.

In einer Ecke des mit Blattpflanzen und Blumen ausgeschmückten, nicht allzu großen Saales stand Mausi Korff mit dem Fähnrich Herbert von Hanstein. Die Siebzehnjährige hatte heute zum ersten Male ein langes Kleid an, zu dem ihre noch eckigen, lebhaften Bewegungen und das herb geschnittene, jungenhafte Gesichtchen so gar nicht zu passen schienen. Jetzt, wenn sie zu dem Fähnrich, der sie um Kopfeslänge noch überragte, aufblickte, sah man die großen, fragenden braunen Kinderaugen, die allein dem unentwickelten Geschöpfchen etwas Reizvolles gaben.

„Du kommst mir heute so schrecklich würdig vor, Mausi! Woran das bloß liegt?" meinte Herbert von Hanstein mit seinem frischen Lachen.

„An dem neuen langen Kleid, du Dummerjan!" lautete die überlegene Antwort, und Mausi streckte zur besseren Beweisführung den rechten Fuß etwas vor. „Übrigens, — da tanzen sie schon. Willst du dich nicht gefälligst bequemen —?" Sie hakte kameradschaftlich bei ihm ein, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Pflichten als Tänzer zu erfüllen.

„Einfach köstlich, die kleine Mausi!" Leutnant Efterding hatte mit der jungen Täuflingsmutter und Gastgeberin die nette Szene beobachtet. „Ihr Fräulein Schwester ist das junge Mädchen von heute. Die paßt in die Welt!"

„Weiß Gott!" lachte die kleine Frau Oberlehrer

Enders. „Wir beiden Schwestern sind grundverschieden. Ich war mein Lebtag so still und bescheiden."

„Wann? Wo?" fragte eine dunkle Stimme hinter ihnen. Ihr Mann, der als Reserveoffizier im Darmstädter Leibregiment gerade eine Übung machte, war dazugetreten. Seine blauen Augen strahlten, und frohgelaunt hing er sich in den Arm der kleinen Frau. „Was macht denn unser Sohn?"

Frau Anni drohte lächelnd mit dem Finger: „Du sollst den Bengel nicht so verwöhnen, hab' ich dir gesagt! Erstens —"

Er hielt sich mit komischem Entsetzen die Ohren zu.

„Was sagst du dazu, Efterding? Der kleine Kerl ist eben erst ‚benamset' und in die Gesellschaft eingeführt worden, und da fängt auch schon die mütterliche strenge Erziehung an! Aber was zuviel ist, ist zuviel! Ich werde ein väterliches Machtwort sprechen —"

„Also, da muß ich doch bitten!" fiel die kleine Frau Anni ganz ernsthaft mit eifergeröteten Wangen ein. Aber sie kam nicht weiter, denn ihre Schwester Mausi stand atemlos und erhitzt vom Tanzen vor ihr:

„Du, Herbert sagt, nun müßte Österreich Serbien den Krieg erklären, und — und dann müßten die Deutschen vielleicht auch mit, — und vielleicht —"

„Bei so vielen ‚Vielleicht', Fräulein Mausi, können wir es ruhig abwarten!" lachte die dunkle Kommandostimme des Majors von Hanstein. „Der Herbert hat Ihnen wohl den Kopf warm gemacht?

Das könnte dem Jungen passen, so ein frischer, fröhlicher Krieg, und dann die Epauletten — und drauf auf den Feind, wie Anno 70 — was?"

Voll Vaterstolz ruhte sein Blick auf dem offenen, hübschen Gesicht des Fähnrichs, der sich stramm aufrichtete und hellen Auges sagte:

„Jawohl, Papa!"

Und dabei lief ihm die Röte der Verlegenheit, weil er seine geheimsten Wünsche so vor die Öffentlichkeit gezerrt sah, bis zur Stirn unter die blonden Haarwurzeln hinauf.

„Ein Krieg ist doch wahrhaftig nicht frisch und fröhlich!" widersprach Mausi, aber so leise, daß es nur der Fähnrich hören sollte, denn vor dem Major hatte sie gewaltigen Respekt. „Seit wann ist es ‚fröhlich', wenn man sich gegenseitig totschießt?"

Der lange Fähnrich runzelte die Stirn: „Das verstehst du nicht. Mädchen können so was überhaupt nicht verstehen!"

„So?" antwortete Mausi böse, „meinst du? Also gut! Lebe wohl, du kluger Salomo!" Sprach's und ging hinüber zu Hella Mantius, die sie trotz des Altersunterschiedes von nahezu fünf Jahren Freundin nannte

„Ein richtiges Ekel ist der Herbert geworden!" klagte sie. „Jetzt spreche ich aber den ganzen Abend nicht mehr mit ihm. Warte nur," machte sie nach der Richtung hin, wo Herbert in der Gruppe stand und doch so gerne hinter Mausi herübergekommen wäre.

„Hör nur mal, das ist ein Tango. Fein! Wenn Herbert nur käme! Bloß, weil er ihn so gut tanzt!"

Aber aus dem frommen Wunsch wurde nichts. An tanzlustigen Herren herrschte sowieso Mangel, und die da waren, mußten sich weise verteilen, um allen Damen gerecht zu werden.

„Wir bleiben natürlich übrig!" maulte Mausi; „wenn dein Schwager Hanns wenigstens da wäre! Der erbarmt sich doch noch mal über unsereins. Aber so —"

Die schlanke Hella zuckte gleichmütig die Achsel. Mit ihren zweiundzwanzig Jahren kam sie sich unendlich erhaben über die kindliche Art von Mausi Korff vor. Sie machte sich nicht das mindeste aus dem Tanz. Es schien ihr albern, dieses taktmäßige Rundherum im Saal mit den gleichgültigsten Menschen und mit Mienen, als gelte es, eine wichtige Pflicht zu erfüllen, die doch höchstens darin bestand, die erhitzte Dame mit Redensarten an ihren Platz zurückzuführen und sich selbst verstohlen und seufzend die Wassertropfen von der glühenden Stirn zu wischen.

„Ich finde es entsetzlich warm hier!" Mausi zog die Freundin auf die Terrasse hinaus, über deren Geländer die leuchtendroten Geranien im Sommerabend standen.

„Wann kommen denn Eva-Marie und dein Schwager wieder? Nach dem kleinen Bubi habe ich schon ein paarmal ordentlich Sehnsucht gehabt!"

„Sie bleiben wohl noch vierzehn Tage in Zoppot,“ sagte Hella leichthin. Und dabei dachte sie an ihre heimliche Mutmaßung, daß in Eva-Maries Ehe wieder etwas nicht stimmen mußte. Diese beiden Menschen, die wie füreinander geschaffen schienen, lebten sich immer weiter auseinander. Eva-Marie konnte ihr ja leid tun, aber Hanns trug wirklich nicht allein die Schuld. Ihrer spröden, herrischen Natur widerstrebte der Wille zur Anpassung an ihren Mann. Sie blieb das verwöhnte, verzärtelte ‚Rheinprinzeßchen‘, das das Leben durchaus nur durch rosenfarbene Gläser sehen wollte und sich wie ein Kind vor den grauen Schatten versteckte.

„Dein Schwager Hanns ist ein furchtbar netter Mensch! Weißt du, der interessante Kopf und das bezaubernde Wesen — — Obwohl,“ plauderte Mausi, „Künstler sind so unbeständig, sagt man. Und er ist doch ein wirklicher Künstler! Von seinen Romanen habe ich zwar noch keinen zu lesen bekommen. Deine Schwester Eva-Marie —“

Hella hörte gar nicht mehr zu. Ihre Gedanken wanderten wie so oft zu einem, der im Charakter gerade das Gegenteil von ihrem Schwager Hanns war. Sie sah die hohe, reckenhafte Gestalt von Hauptmann Holtzer ganz lebendig vor sich. Ganz lebendig das kluge Gesicht, in dem die Augen vielleicht ein bißchen tiefliegend, der herbe Mund ein wenig zu schmal geraten schienen. Aber es strahlte aus den grauen

Augen etwas, das sofort fesselte. Die Kompanie ging für Hauptmann Holtzer durchs Feuer. Das wußte sie von den Offizieren.

Seit zwei Jahren kannten sie sich, als Fritz Holtzer noch Oberleutnant gewesen war. Die häuslichen Verhältnisse mußten nicht die besten sein. Er erhielt seine alte Mutter, die der Schrecken weißhaarig gemacht, als man ihr die Nachricht brachte, daß ihr zweiter und jüngster Sohn ohne Abschied von ihr nach Amerika geflohen war.

Das alte Lied: Leichtsinn, Schulden, schlichter Abschied ...

Fritz Holtzer hatte ihr in seiner stillen Weise selbst einmal die Geschichte erzählt, damals, als sie mit Korffs zum Polo hinausgegangen war.

„Wenn ich doch der Mutter noch einmal unseren Walter bringen könnte! Ich sehe, wie das Weh an ihrem Herzen zehrt." Eingeweihte wußten, daß er seinen kleinen Vermögensanteil zur Deckung der Schulden aus Walters kurzer Leutnantszeit hergegeben hatte. Die Sorgen mochten ihn so still und ernst gemacht haben.

Hella seufzte leise auf. Warum sprach er nicht? Warum sprach sein Mund nicht das aus, was sein Blick leuchtete? Lag ihm so wenig daran, ob ein anderer, Leutnant von Eppendorf oder der kleine Attaché von Pruß, ihm zuvorkamen?

„Ist es gestattet, ein bißchen mitzuschwärmen?"

In dem Rahmen der Balkontür stand Anita Sievert mit Bob Eldredge, kurzweg ‚der Engländer' genannt, der sich, wie es hieß, studienhalber schon seit einem Vierteljahr in Frankfurt aufhielt. Hinter den beiden wurde das lächelnde Gesicht von Doktor Ernst Wilken sichtbar.

„Was tut ihr denn hier, Kinder?"

Anitas helle Augen flogen von einer zur anderen.

„Wir Kinder unterhalten uns gebildet," antwortete Mausi patzig. Das damenhafte Getue von Anita konnte sie in der Seele nicht ausstehen. Man lachte. Ostentativ wandte sich Anita an Mr. Eldredge und machte ihn auf eine wundervolle Beleuchtung unten im Garten aufmerksam.

„Haben Sie gute Nachrichten aus Amerika? Wann kommt Ihr Herr Bruder zurück?" Hella fragte es eigentlich mehr, um etwas zu sagen.

„Paul will auf jeden Fall ein Jahr lang zunächst dort bleiben," antwortete Doktor Wilken, „er schreibt ganz entzückt von seinem amerikanischen Aufenthalt. Seine Entwicklung hat einen gewaltigen Weg aufwärts gemacht."

Anita Sievert gab in diesem Augenblick eine so falsche Antwort, daß der Engländer in seiner spöttischen Art auflachte. Ihr scharfes Ohr hatte an der Unterhaltung drüben teilgenommen, und sie konnte es nicht hindern, daß ihr für einen Augenblick der Atem zu stocken drohte. Wie gern schon hätte sie den älteren

Bruder nach Paul gefragt, wenn sie nicht fürchtete, sich damit zu verraten. Das brauchte niemand von der reichen Anita Sievert zu wissen, daß sie sich um einen Mann härmte, auf dessen Wort sie vertraut, und der sie mit einem Postkartengruß von hoher See abgespeist hatte wie alle anderen jungen Mädchen, denen er in seiner leichtherzigen Art den Hof gemacht. Und sie hatte geglaubt — —

„Hört ihr?" platzte die lebhafte Mausi in ihre Gedanken hinein, „der Wedding-Glide! Wer tanzt mit mir? Halt — wir haben ja nur zwei Herren hier — natürlich trete ich in Bescheidenheit zurück! Ich suche mir den Herbert, der muß mit mir tanzen. Man kann sich schließlich doch nicht ewig böse bleiben! Wo der Dummerjan bloß steckt?" Und wie ein Wirbelwind war die kleine, wilde Mausi mit dem ehrbar langen Tanzkleid auf und davon.

Im Nebensalon saß die Gesellschaft der Tanzunfähigen. Man hatte den Mord von Serajewo wieder vor, und über alle hinweg tönte die hitzige Stimme des Oberstleutnants.

„Es ist ja himmelschreiend! Wenn Österreich sich das so ruhig gefallen ließe — dann — na!" Er blies aufgeregt durch den dichten weißen Schnurrbart.

Major von Hanstein strich nachdenklich die Asche von seiner Zigarre. „Ob das aber nicht der Anfang eines Weltbrandes würde —?"

„Um Gottes willen!" wehrte Bankier Sievert

mit beiden Händen diese Aussicht ab, „malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Da unten passierte ja schließlich immer mal was, ohne daß gleich so welterschütternde Folgen entstanden wären. Unser Deutschland kann überhaupt meiner Ansicht nach nicht an einen Krieg denken! Wir sind noch lang nicht gerüstet. Und unsere kleine Flotte —"

„Nanu!" — „Erlauben Sie —!" — „Zuerst kommt doch wohl unser Heer in Betracht —" klang es in lebhaften Zwischenrufen.

Die straffe Gestalt des Oberstleutnants richtete sich zu imponierender Größe auf. „Deutschland ist gerüstet, darauf können Sie sich verlassen! Unser Landesherr hält den Frieden mit starker Hand, aber wenn die Stunde käme, die es anders bestimmt, dann steht Deutschland wie ein Mann auf!"

„Du hast recht!" pflichtete Professor Heim lebhaft bei, „wir vergessen immer, daß unser guter deutscher Michel unter Schlafmütze und Bauernwams ein Panzerhemd trägt. Wie anders könnte er sonst so rasch gerüstet sein?"

Die Herren lachten. „Bravo!" rief Major von Hanstein, „siehe achtzehnhundertsiebzig!"

„Na ja, alles, was recht ist," mischte Sievert sich jetzt wieder ins Gespräch, mit dem Bestreben, sein Versehen von vorhin wieder gutzumachen, „unser Militär, das steht auf der Höhe!" Das Gesicht von Mr. Eldredge, der seit wenigen Minuten im Zimmer weilte,

reizte ihn etwas. Von dem Engländer wußte man nie so recht, ob die Mienen des glattrasierten Gesichtes freundlich oder feindlich schauten. Wenigstens fand das Herr Sievert. Und deshalb verschluckte er alles, was er noch gesagt haben wollte, bloß, um den unangenehmen Beobachter loszuwerden, und schloß ziemlich unvermittelt: „Unser Militär ist aber auch unser ganzer Stolz, was, Herr Leutnant?"

Oberlehrer Enders verbeugte sich mit geschmeicheltem Lächeln und doch etwas zerstreut. Seine Frau hatte ihm sagen lassen, daß es bald neun Uhr und von da ab die beiden kleinen Säle doch anderweit vergeben seien. Sie hatten mit einer solch langen Dauer ihrer Festlichkeit gar nicht gerechnet. Wie sollte man das den Gästen denn nun beibringen? Der junge Ehemann war in einiger Verlegenheit. Es ist immer ein eigen Ding um die erste Gesellschaft! Ob man den Schwiegervater zu Hilfe rufen sollte? Korff würde schon Rat wissen. Aber es ist doch beschämend für den Hausherrn und Gastgeber, wenn er fremden Rat einholen muß. — Eigentlich durften sie es als Schmeichelei auffassen, daß niemand von den Gästen an den Aufbruch zu denken schien.

Mit liebenswürdigem Lächeln auf dem angenehmen Gesicht schenkte er wieder die Gläser mit Hennessy voll und winkte den Kellner mit den Zigarren herbei. Der Schwiegervater politisierte immer noch mit dem Major, und die übrigen Herren sprachen von

der Börse, von den letzten Sommerrennen und von Ferienplänen. Von der Politik als Unterhaltungsstoff hatte man einstweilen genug, denn ein Krieg in Europa, — diese Annahme war wirklich nichts mehr als eine müßige Frage. —

Auf dem Balkon stand jetzt Frau Mantius und gab der jungen Täuflingsmutter auf ihre besorgten Fragen gute Ratschläge.

„Ein bißchen Kindererziehung müssen Sie zunächst auch mal der Natur überlassen, kleine Frau! Nur nicht zu viel an dem Kerlchen herumdoktern! Dasselbe habe ich auch meiner Eva-Marie häufig sagen müssen. Man darf dem Leben auch nicht zu viel in das Selbstbestimmungsrecht pfuschen wollen."

Frau Anni machte ein klägliches Gesicht.

„Mama spricht so ähnlich, aber die heutigen Kinder sind auch um so vieles zarter als der frühere Schlag —"

„Na, Kleinchen, wer hat dir denn das aufgebunden?" Korff, der unbemerkt dazugetreten war, klopfte lächelnd die rosigen Wangen seiner Ältesten. „Schaut nur, mit welcher Hingabe unsere Leutnante Tango tanzen! Wenn euer Bengelchen erst mal als strammer Soldat dient, dann wirst du sehen, daß auch die neue Generation vom guten alten Schlag ist. Habe ich nicht recht, gnädige Frau?"

„Das ist ja noch so schrecklich lange hin, Vater! Dann bin ich eine alte Frau — o, verzeih, — da hinten

steht nämlich Hugo und macht mir verzweifelt Zeichen. Ich bin gleich wieder da!"

Die Eile, mit der ihre dürftig-schlanke Gestalt im mattblauen Seidenkleid jetzt quer durch den Saal lief, hatte sehr wenig von der Würde einer Gastgeberin.

Anita Sievert war es, die das soeben heimlich dachte. Korffs Mädel waren wirklich die echten Naturkinder, über deren Erziehung nie der verfeinernde Hauch einer ausländischen Bildung gegangen war. Ihr fiel es zum Beispiel auf die Nerven, daß Papa Sievert so häufig im Frankfurter Dialekt sprach. Welch gewöhnlichen Eindruck machte das, abgesehen davon, daß es stets an die Zeiten erinnerte, als er noch ein ganz armer Kaufmann gewesen, der sich als Makler bei der Börse in Berlin emporgearbeitet hatte. Aber diese Zeit lag noch vor Anitas Geburt, und deshalb wurde sie auch ungern an das, wovon man in der Villa Sievert nur leise und selten sprach, erinnert.

Anita fand sich auch immer etwas bedrückt, wenn die Mama in ihrer überladenen ‚Aufmachung' in die vornehme Brüsseler Anstalt kam, um sich pflichtgemäß nach den Fortschritten der Tochter zu erkundigen. Sie sah noch immer das ironische Gesicht der Vorsteherin, die sich auf ihre Pariser Abkunft sehr viel zugute tat, wenn Frau Bankier Sievert irgendeine ihrer gesellschaftlichen Formlosigkeiten beging. Und das geschah ihr ziemlich häufig. Anita merkte wohl,

wie man nach einem solchen Besuch dann geringschätzig von der ‚deutschen Bildung' sprach. Ja, ja, es ist schrecklich, wenn die Kinder ihren Eltern geistig über den Kopf wachsen ...

„Miß Anita, mögen Sie nicht mehr tanzen?"

Eldredge stand vor ihr und sah mit seinem unbeweglichen Gesicht, worin das Monokel glänzte, zu ihr nieder. Sie empfand wieder das leise Unbehagen, das sie merkwürdigerweise nur dann bei dem Engländer überkam, wenn sie ihm unvermutet begegnete. Trotzdem stand sie auf und legte lächelnd die Fingerspitzen in den dargebotenen Arm.

Ein elegantes Paar. Er in seiner etwa fünfunddreißigjährigen Männlichkeit das Bild eines vollendeten Weltmannes und Anita, etwas unbedeutend mit ihrem puppenhaften Gesicht, dessen fast weißblonder Haarschmuck ihr den Spitznamen ‚The american girl' eingebracht hatte, aber reizvoll durch den Zauber der Jugend.

„Obwohl wir diesen Mr. Eldredge nun schon bald ein Vierteljahr kennen, wissen wir immer noch nicht recht, woher der Fahrt," bemerkte in diesem Augenblick Frau Korff zu ihrer Nachbarin, die etwas verwirrt auffuhr und ein Gesicht machte, als sei sie soeben in einem wichtigen Gedanken gestört worden. Anita konnte aber wirklich auch ein bißchen netter zu dem Engländer sein!

Da das angeschlagene Thema jedoch in einem

Zusammenhang mit ihren heimlichen Hoffnungen stand, meinte sie lebhafter, als es sonst ihre Art war:

„Er ist in den ersten Frankfurter Kreisen eingeführt und soll aus einer sehr vornehmen Familie in Oxford stammen, — jedenfalls ist sein Monatswechsel sehr bedeutend!"

Frau Korff lächelte, wie ihr schien, etwas spöttisch. „Nun, jeder Gesellschaftskreis hat ja wohl seine besonderen Gesetze der Menschenwertung. Mir ist jedenfalls die Talmiart des Mr. Eldredge nicht angenehm. Ich mag ihm unrecht tun, aber wir Frauen folgen in derlei Dingen ja stets mehr dem Gefühl als dem abwägenden Verstand."

Frau Sievert schwieg und dachte sich ihr Teil. Im allgemeinen wurde sie bei Frau Korff das Gefühl der Unsicherheit nie recht los. Diesmal aber triumphierte sie. Es war ja kein Geheimnis, daß Mr. Eldredge sich offensichtlich um Anita bemühte und die kleine Korff übersah. Frau Korffs Abneigung gegen ihn schien also sehr begreiflich.

Sie knabberte langsam an ihrem Gebäck, während ihre Gedanken rosige Zukunftsbilder malten. Eine Fahrt über den Kanal hatte sie sich längst gewünscht, und es würde sich eine herrliche Beschreibung der ‚Villa an der Themse' machen lassen. Sie saß, ihre rosige, rundliche Fülle in ein hochmodernes, enges, geschlitztes Kleid gepreßt, und führte, wenn ihre Tochter

mit Mr. Eldredge in ihre Nähe kam, angelegentlich das Schildpattaugenglas an die kurzsichtigen Augen.

Neben ihr plauderten Frau Korff und Frau von Hanstein über Hausfrauensorgen, woran sich auch Frau Professor Heim hin und wieder mit einer Bemerkung beteiligte. Die kleine, zarte Frau mit dem graugescheitelten Haar über dem versorgten Gesicht machte heute in dem unmodern gewordenen Schwarzseidenen einen noch verschüchterteren Eindruck als sonst. Sie sprach nur leise, und in ihren Mienen lag beständig ein Zug von Ängstlichkeit. Ihr Mann, Lehrer an der Privatschule, war als aufbrausender, jähzorniger Charakter bekannt, und die beiden Töchter, unschöne Dinger im Backfischalter, schienen genau schon so verschüchtert wie die Mutter.

Professor Heims hielten sich von jedem Verkehr fern. Nur heute, als Duz- und Jugendfreunde von Oberstleutnant Korff und Pate seines kleinen Enkels, sah man sie einmal in Gesellschaft. Da es Sonntag war, hatte Frau Käthe sich freimachen können, ohne fürchten zu müssen, daß der Haushalt mit den vier Pensionären darunter leide. Aber insgeheim machte sie sich doch Sorgen darüber, ob das Mädchen das Abendbrot zur Zeit gerichtet und ob die hingesetzte Dickmilch vom Morgen auch noch geraten sei. Im Laufe ihrer Ehe war aus der lustigen kleinen Pastorentochter ein richtiges verknöchertes Spargenie geworden. Bei dem knappen Einkommen und den unversorgten

Mädchen war es auch bitter nötig. Und es gab noch Schulden aus ihres Mannes Studienzeit zu bezahlen. Eigentlich auch noch Schulden von Gerd.

Von dem Sohn sprach niemand. Man wußte, daß da irgendein Zerwürfnis den Grund zu tiefer Entfremdung gegeben hatte. Der Name Gerd wurde weder in der Familie, noch je in dem kleinen Bekanntenkreis erwähnt. Er sollte eine glänzende Heirat gemacht und trotz seines jugendlichen Alters eine gute Laufbahn vor sich haben. Und da hatte er wohl das Nest, aus dem er in die Welt geschlüpft, wie so mancher vor ihm, vergessen. Aber die blasse Frau Käthe klärte niemanden darüber auf. —

Irgend jemand hatte dann doch das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und der allgemeine Abschied ging ziemlich rasch vonstatten. Eldredge wollte eigentlich mit Leutnant von Eppendorf und Efterding gehen, aber der erstere brachte Frau Mantius und Hella nach Hause, und Efterding politisierte eifrig mit dem Oberstleutnant, so daß der Engländer sich plötzlich eines Besseren besann und Frau Sievert in ein Gespräch verwickelte, so daß ein gemeinsamer Heimweg sich ganz von selbst machte.

„Auf Wiedersehen am Mittwoch bei uns!" winkte Anita ihren Freundinnen zu. „Hoffentlich haben wir gutes Wetter!"

2. Kapitel.

„Mein Vesper, Frau Professor!" — „Rasch, Tine, es schellt gleich!"

„Bäx!" klang es halblaut dazwischen, „schon wieder Apfelmus!"

„Ich hab' einen Bärenhunger," versicherte der kleine dicke Bodenbach und griff nach drei Brotschnitten zugleich.

„Oller Gierschlund, schäme dich!"

Die kleine blasse Frau Professor huschte hin und her, um die Jungen, die während der Freiviertelstunde ihr Vesper holen kamen, zu befriedigen. Die rundliche Tine stand versunken da und wußte nicht, was sie mehr bewundern sollte: wie schnell die Stullen gestrichen oder wie unheimlich schnell sie von der Platte verschwunden waren. Mitten in das größte Spektakeln hinein schrillte die Schulklingel, und aufatmend hörte die Professorin die vier über die roten Fliesen des Hausflurs und den knirschenden Kies hinüber zum Schulgebäude trampeln. Nachdem sie das Mädchen zum Wegräumen des gebrauchten Geschirrs angehalten, griff sie mit einem leisen Seufzer nach dem Korb mit frischgewaschenen Strümpfen und nahm sie mit zum Stopfen ins Wohnzimmer.

Altväterlicher Hausrat gab dem niedrigen Raum etwas Anheimelndes. Frau Käthe durfte als einzige Tochter die Möbel aus dem Superintendentenheim in

ihren spät gegründeten Haushalt übernehmen. Als der Schulamtskandidat Konrad Heim endlich heiraten konnte, hatte sie ihre Jugendzeit mit ihm verwartet gehabt.

Nun wohnten sie seit fast fünfzehn Jahren in dem kleinen Taunusstädtchen; wie die meisten Lehrer der Privatschule, hatte auch Professor Heim Schüler in seinem Hause aufgenommen.

Freilich, viel kam dabei nicht heraus. Die Jungen aßen tüchtig, und vieles wurde im Haushalt von ihnen verdorben.

Frau Käthe hielt beim Einfädeln die Nadel gegen das Licht. Ihre Augen waren vom vielen Weinen schwach geworden. Draußen schlug die Haustür schwer ins Schloß. Sie zuckte nervös zusammen. Tine stapfte kurz darauf mit dem Henkelkorb am drallen roten Arm am ebenen Fenster vorbei. Sie sollte für das Abendbrot einkaufen.

Die Wipfel der breiten Platanen im Schulhof warfen Schatten von der untergehenden Sonne.

Fränze und Emmi, die beiden Backfische, machten hinten im Garten Schotenerbsen für den morgigen Tisch ab. Frau Käthe zog mit fleißiger Hand Faden um Faden durch die graue Strumpfferse, und in die sorgenden Gedanken über den Speisezettel für den morgigen Tag schob sich plötzlich ein anderes Bild.

Der 28. Juli war Gerds Geburtstag. Sein fünf-

undzwanzigster. Der wievielte nun schon von denen, die er nicht mehr zu Hause feierte? Der Junge hatte den Eisenkopf von seinem Vater, und der wollte keinen Willen neben sich dulden. Mit Mühe und Not bewahrte sie den begabten, fleißigen Gerd vor dem väterlichen Beschluß, Kaufmann werden zu müssen. Es gab glücklicherweise für sein sehnlich gewünschtes Studium der Rechte Stipendien und später — unglücklicherweise — Schulden. Gerd war in Göttingen in feudale Korpskreise geraten, die ihn auch innerlich dem Elternhause entfremdeten, mit dem ihn ja auch höchstens das sorgende Mutterherz verband.

Einmal gab es noch eine furchtbare Auseinandersetzung in den Weihnachtsferien vor zwei Jahren, die Gerd ausnahmsweise wieder daheim verbrachte. Sonst war er, der sich zu einem liebenswürdigen, aber aufbrausenden, schneidigen jungen Mann — und nebenbei zum Referendar — entwickelt hatte, mit seinen Freunden auf Reisen oder studienhalber in der Universitätsstadt geblieben.

„Ich bin kein kleiner Junge mehr, der sich anschnauzen läßt!" hatte er mit flammendem Gesicht zu ihr gesagt, „die ewige Schulmeisterei habe ich satt! Vom Vater nehme ich keinen Pfennig mehr. — Ich bezahle meine Schulden allein ... Ich beneide dich nicht um dein armseliges Leben an seiner Seite, Mutter! Geh du mit mir! Ich will fleißig sein — das nötige Kapital bekomme ich schon geliehen, und

dann sollst du es noch gut haben. Du gehst ja hier langsam zugrunde!"

Ja, als wenn das so ginge! Sie hatte noch zwei Kinder. Und überhaupt war das doch wohl unmöglich.

„Ja, Mutter, wenn du den Mut nicht hast —. Mein Leben lass' ich mir nicht so zerbrechen. Dazu ist es mir zu lieb! Leb wohl, Mutter!"

Damit ging er. Das war am Nachmittag nach Dreikönige, als der Professor die ganze Tertia zwei Stunden brummen ließ, weil er Spicker zu Caesars ‚de bello gallico' aufgestöbert und von den Bengeln keiner den andern verraten wollte. Aber am Tor warf Gerd sein Köfferchen hin, den Hut darauf und kam mit ausgebreiteten Armen zu der kleinen Mutter zurück, die ihm, unfähig, ein Wort zu sagen, mit brennenden Augen nachsah. Eine warme Träne fiel auf ihre Wange, und ehe sie recht zur Besinnung kam, hatte Gerd den Postillon angerufen und sich zu ihm auf den Bock geschwungen. Noch einmal winkte er an der Wegbiegung, und trotzdem die helle Wintersonne auf die bereifte Erde herunterschien, war ihr doch, als sinke ein grauer Schleier darüber hin, auf ihr Haus, auf ihr ganzes Leben — —

Von da ab durfte Gerds Name nicht mehr genannt werden. Den beiden Backfischen fiel das Verbot nicht sonderlich schwer, denn der Bruder war ihnen durch sein jahrelanges Fernsein und die acht Jahre Altersunterschied ziemlich fremd geblieben.

Und Frau Käthe litt still. Ihr altes Lungenleiden mochte die Kraft irgendwelchen Widerstands gelähmt haben. Sie litt klaglos unter der aufbrausenden Härte ihres Mannes und um ihren Jungen, ihren Ältesten. Ihr Mann hatte ihr Gerds Brief mit dem Poststempel Berlin, den sie klopfenden Herzens dem Briefträger abgenommen, aus der Hand gerissen und ungeöffnet ins Feuer geworfen. Nachher tat es ihm leid, als sie tagelang in hochgradigem Fieber lag. Aber niemand wußte ja die Adresse von Gerd, und als sie sich von ihrer Krankheit erholt hatte, war auch seine nachgiebige Weichheit wieder verweht.

Es war am Pfingstsonntag desselben Jahres, als er ihr mit wuchtigem Schritt, der bei ihm immer etwas Besonderes verkündete, eine Zeitung hinaus in den Garten brachte. Sie sah verständnislos die Anzeigenseite mit der langen Spalte der Verlobungsanzeigen.

Bis sie mit weit aufgerissenem Blick las —

Die Verlobung ihrer jüngsten Tochter
Ellinor
mit Herrn Dr. jur. Gerd Heim,
Lt. d. Res. im 3. rhein. Inf.-Regt. Nr. 29
geben sich die Ehre anzuzeigen
Ministerialdirektor Ewald Dresemann
und Frau Kordula, geb. Freiin von Bülow.
Berlin-Grunewald. Villa Dresemann.

„Dein Herr Sohn! Der macht seinen Weg alleine!" sagte Heim grimmig, „promoviert hat er also auch

schon! Der Dresemann hat ein mächtiges Wort im Justizministerium ... Unser Gerd versteht's besser als sein Vater, wie man sein Glück macht!"

Es versetzte der kleinen Frau immer einen Stich, wenn er ihr in seiner brutalen Art vorwarf, daß sie weder Geld noch Protektion mit in die Ehe gebracht hatte. Aber in diesem Augenblick ging es spurlos an ihr vorüber. Sie empfand nur das eine, daß ihr Kind eine tiefeinschneidende Lebensfrage gelöst ohne der Mutter Rat. Und das war ihrer an Familienstrenge gewöhnten Natur so unfaßbar, daß sie anfing zu weinen. Aber während Konrad polterte und schimpfte, freute sich ihr Herz in schnell versöhnter Mutterliebe über die ‚gute Partie' und fühlte es doch wieder bitter, daß sie das Mädchen, welches ihres Sohnes Lebensgefährtin werden sollte, nicht sehen würde. Und wohl auch den Sohn nicht mehr. Nun würde die Kluft immer größer werden — —

Ihre schwächliche Gesundheit kämpfte darauf wochenlang mit einem Nervenfieber. Von da an war doch eine Wandlung mit ihrem Manne vorgegangen; sein Jähzorn flammte seltener auf.

Aber Gerd mußte für die Familie tot sein.

In diesen bangen Tagen, da Deutschlands Schicksal auf des Schwertes Schneide stand, tauchte sein Bild mit zwingender Gewalt vor ihrem Mutterauge auf. Er würde sofort mit ausrücken müssen. Sie malte es sich aus, wie er seine junge Frau verlassen mußte, viel-

leicht auch ein Kindchen. Und ohne den Segen seiner Mutter ...

„Frau Professor, hier is die Lampe!" Tine kam mit schurrendem Tritt und stellte die Petroleumlampe fest auf den Tisch. „Un Speck zum Ausbraten hab' ich nicht mehr gekriegt, un da hab' ich Palmin genommen. Un beim Metzger sin wir noch sieben Mark schuldig —"

Ach ja. Frau Käthe stellte den Flickkorb neben die Lampe und zwang ihre Gedanken in das fleckige Haushaltungsbuch hinein, das Tines rote Hände ihr entgegenhielten. Eine Viertelstunde später stand sie am Herd und schöpfte Mehlteig in die heiße Pfanne. Tine saß am Tisch mit den Backfischen hinter einem Berg köstlich frischen Salates, der verlesen werden mußte.

Im Arbeitszimmer spektakelten die Jungen, die mit ihren Aufgaben fertig zu sein schienen. Professor Heim erwartete man erst in zehn Minuten von seinem Dienstagsstammtisch zurück, und diese ‚Galgenfrist' nützten die bösen Buben weidlich aus.

3. Kapitel.

Das Gewitter vom Nachmittag hatte den hellen Kleidern der Damen arg zugesetzt, denn als man im schönsten Sonnenschein mit den Kindern in den Wald gefahren war, dachte natürlich niemand an einen Regenschirm. Frau Sievert machte ihrer Tochter hef-

tige Vorwürfe, weil deren Pariser Modellhut nun völlig durch den Regen verdorben war. Man hatte Reisepläne für Scheveningen und Ostende entworfen, über die Dienstboten geklagt, die neuen Herbstmoden besprochen und noch ein bißchen über die lieben Bekannten geklatscht. So war der Nachmittag nach dem üblichen Programm hingegangen. An einen österreichischen Krieg, den Hella einmal aufs Tapet brachte, glaubte keine der Damen. Und wennschon — der Balkan ‚da unten' ist so fern! — —

Frau Reifferscheids Bubi hatte mit den Jungen von Hauptmann Klesper Streit gehabt, dessen Spuren an den zerschundenen nackten Beinen und an den weißen Matrosenanzügen noch zu sehen waren. Eva-Marie erzählte viel von Zoppot, den Tenniskämpfen mit dem Kronprinzen, von den Jachtfahrten und den herrlichen Sommerabenden am Meer. Und daß sie im Herbst an die oberitalienischen Seen fahren wollten. Hanns müsse Land und Leute studieren, um seinen nächsten großen Roman fertigzustellen.

„Ach, wie reizend!" seufzte Frau Sievert mit schwärmerischem Augenaufschlag, „aber wissen Sie, Liebste, wenn ich so seine Romane lese, dann denke ich immer, daß Sie ganz eifersüchtig werden müssen. Was er über die Frauen schreibt — er wird gewiß vom weiblichen Geschlecht sehr verwöhnt?"

Dabei schossen ihre kurzsichtigen Augen einen kleinen boshaften Blick zu der jungen Frau hin, die blaß

geworden war. Doch die gab mit großer Selbstbeherrschung irgendeine lächelnde Antwort. Dann nahm der Wortschwall eine andere Richtung.

Aber in Eva-Marie bohrte es weiter. Nun merkten es schon gar die anderen, wie es um ihre junge Ehe bestellt war! Wenn sie gewußt hätten, daß sie mit Bubi ganz allein in Zoppot und Hanns in einem einsamen Fischerdorf auf Rügen die Sommermonate verbracht hatte ... Es war das Ergebnis einer Meinungsverschiedenheit vor ihrer Abreise gewesen, wobei Hanns sich über ihre ‚rücksichtslose' Art beklagt, die ihm sicher seine ganze Arbeit verderben werde. Also hatte sich doch Eva-Marie kurzerhand für ein anderes Reiseziel entschieden. Weil sie sich aber schon so lange auf Zoppot gefreut, trat Hanns zurück, da er ja mit seiner Arbeit in einer stilleren Umgebung besser vorankommen würde. Zu einer Aussprache oder Versöhnung war es bis heute nicht gekommen. Es hatte schon so viele Verstimmungen in ihrer jungen Ehe gegeben, die alle nur oberflächlich beigelegt worden waren. Und das schien der schwelende Brand zu sein, der bei dem geringsten Windhauch in eine böse Flamme aufzuschlagen drohte ...

An der Hauptwache stieg man um. Wie in den letzten Tagen immer, standen auch heute wieder viele Menschen in den Hauptstraßen, und hauptsächlich an den Haltestellen der Elektrischen staute sich der Verkehr des Samstagabends.

Ein Radler kam in eiligem Lauf aus der Schillerstraße. Die Menge schien ihn einzuschließen. Weiße Zettel flatterten im Bogen über die Köpfe weg. Hände streckten sich danach.

Man lief, drängte, rief, fragte.

Wie ein Aufwogen lief es durch die Massen, die sich im Nu zusammengefunden hatten.

Und dann ein vielhundertstimmiges „Hurra!"

Nun drängte sich alles von den Gehsteigen aus den Straßen auf den freien Platz. Rufe wie „Österreich" und „Serbien" kamen näher. Und: „Hoch Österreich!" „Nieder mit Serbien!" Plötzlich lief es wie ein Feuerstrom durch die Reihen. Irgend jemand hatte es angestimmt, und alle fielen, mitgerissen, ein:

„Gott erhalte Franz, den Kaiser —!" Und weil sie über die zwei ersten Zeilen des Textes nicht hinauskamen, wurde im Weitersingen „Deutschland über alles" daraus. War es ein bedeutungsvolles Zeichen der Waffenbrüderschaft?

„Hoch Österreich! Hoch Kaiser Franz Joseph!"

„Österreich hat Serbien den Krieg erklärt!" riefen die Boten im Lauf mit den Extrablättern, und wieder: „Österreichs Kriegserklärung!"

Die Damen sahen sich stumm an. Sie allein waren auf der ‚Liebesinsel' stehengeblieben, und jetzt schlugen die Wogen des Verkehrs wieder zu ihnen herüber. Ein Zug hatte sich gebildet und ging unter Absingen der Nationalhymne zum österreichischen Kon-

sulat. Überall stand man in lebhaften Gruppen zusammen oder suchte im Gewühl ein Plätzchen zu erhaschen, wo man einen Blick in die Abendzeitung tun konnte. In der fahlen Beleuchtung des regnerischen Abends war das nicht so leicht.

Die ersten Bogenlampen zischten auf. An ein Durchkommen war kaum zu denken. Auch die Bahnen waren überfüllt, weil der Zustrom aus den später schließenden Geschäften stetig wuchs. Die Damen verabschiedeten sich hastig voneinander.

„Geh du mit zu uns!" meinte die junge Frau Reifferscheid zu ihrer Schwester. „Mama wird voraussichtlich von ihrem Besuch in Homburg doch noch nicht zurück sein. Hanns kann dich nachher heimbringen. Abgemacht?"

Hella zögerte. Sie sah die Aufregung um sich herum und fühlte, wie ihr Blut mitfieberte. Jetzt nach Hause — in die stille Wohnung? Die Mutter sah es gern, wenn sie öfter, als sie es tat, bei Reifferscheids im Hause verkehrte. Also schlug sie in die dargebotene Hand der Schwester ein.

„Wir nehmen rasch eine Droschke, sonst kommen wir überhaupt nicht durch. Komm, Bubi, aufpassen!"

„Österreich hat Serbien den Krieg erklärt!" wiederholte Hella das, was laut und leise durch die Straßen klang. „Eva-Marie, es ist doch herrlich, deutschen Blutes zu sein! Fühlst du es, wie wir jetzt zu-

sammengehören? Die Begeisterungsfähigkeit hätte ich den Frankfurter Geldkrämern gar nicht zugetraut."

Eva-Marie verzog spöttisch den feinen Mund. „Glaub mir, das sind die ganz Jungen, die da ‚Hoch' schreien und die Lieder singen! Strohfeuer!"

Hella sah sie ernst an. „Und die da —?"

Von der Mainzerstraße kam ein Trupp gestellungspflichtiger Österreicher auf dem Weg zum Bahnhof hermarschiert. Über den Straßenlärm herüber schwang ihr Lied:

„Mir san vom k. und k. Infant'rieregiment,
Hoch- und Deutschmeister Numro vier . ."

Der eilige Verkehr stockte für einen Augenblick. Alles blieb stehen, schwenkte die Hüte und jubelte ihnen zu. Aus den Autos, von den Elektrischen winkten sie ‚Hoch!' und ‚Hurra!' Ein weißbärtiger alter Herr hatte sein Haupt entblößt und rief den Marschierenden begeistert sein ‚Hoch Österreich!' zu.

Die Droschke mußte halten, um die drängenden Menschenmengen vorbeizulassen. In diesem Augenblick geschah etwas, was durch alle Herzen einen Feuerstrom jagte.

Die Österreicher stimmten die ‚Wacht am Rhein' an.

Die auf den Gehsteigen und an den Türen standen, aus den Fenstern heraussahen, die Eilenden, die in die Innenstadt oder zum Bahnhofsviertel strebten, sie alle sangen es wie aus einer Kehle mit. Hella

stand selbstvergessen, begeistert, aufrecht im Wag
und stimmte — fast ohne es zu wissen — mit in d
brausenden Schwur:

„Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein

Eine rasche Hand zog sie auf ihren Sitz nied
„Wir wollen uns doch wohl nicht an den Straßenkun
gebungen beteiligen!" verwies Eva-Marie, „r
kannst du dich nur so hinreißen lassen! Gerade r
Hanns — — Bubi, laß das!"

Der Kleine war, Hellas Beispiel folgend, auf d
Sitz geklettert und schrie und sang mit. Immer
bloß „Wacht am Rhein —" Die junge Frau herrsch
nervös den Kutscher an, er solle endlich weiterfahre

„Ei, Madam," wandte der sich um, „sehe Sie de
so was net gern? Des erlebt mer net alle Dag!
weiß, was des bedeut — ich hab' Anno 70 mitgemacht
Sprach's stolz, schnalzte seinem Rößlein, und wei
ging's in gemächlichem Trab die Friedensstra
herauf und am Kai entlang.

Hella war still geworden. Mit der Schwes
hatte sie sich nie recht verstanden. Der Wagen hie
Eva-Marie entlohnte den Kutscher, und Bubi ließ s
jauchzend von Hella in die Höhe heben, damit er a
die Klingel drücken konnte. Sein ganzer Stolz w
dann, wenn er erreicht hatte, daß es geheimnisv
in dem großen Gartentor knatterte und es plötzl
einen Spalt breit offen stand.

„Tante, hurra!" schrie er auch diesmal und sau

mit seinen braungebrannten, festen Beinchen den Kiesweg entlang.

„Pappi! Pappi!“ Das gehörte nämlich auch dazu, daß er an der Veranda hochkletterte und der Vater ihn mit einem Schwung über das Geländer hob. Jauchzend schwang sich das Kerlchen im leuchtendroten Sweater auf seinem starken Arm.

„Pappi, so viel Leut’ sin da draußen!“ sagte er ganz atemlos und mit wichtigem Gesicht.

„So—o? Wo wart ihr denn? ’n Abend, Hella! Nett, daß du sie mitgebracht hast!“ nickte er seiner Frau zu. „Essen wir bald? Ich hab’ einen Bärenhunger!“

„Weißt du’s noch nicht?“ Hella war ihrer Schwester vorausgelaufen und stand erhitzt neben ihm am Geländer, um das sich die verblühenden blauen Klematis rankten.

„Österreich hat Serbien den Krieg erklärt!“

„Donnerwetter!“ Er ließ Bubi heruntergleiten und warf die brennende Zigarette in den Kies. „Also Krieg! ... Und doch war es so die einzig mögliche Lösung. Österreich konnte nicht anders, wenn es seine Stellung im Rate der Völker behalten wollte. Wie nehmen sie es denn in der Stadt auf?“

„O, so viele Leut’!“ fing Bubi wieder an.

„Wir haben schon ein Theater erlebt!“ rief Eva-Marie von der Zimmermitte herüber, wo sie den gedeckten Tisch sich ansah, nachdem das Mädchen die Hüte der beiden Damen mit hinausgenommen hatte.

„Das ist unrecht von dir, Eva-Marie!“ gab Hella vorwurfsvoll zurück. „Du mußt doch gesehen haben, daß es nicht einer, nicht zehn und nicht zwanzig waren, die da ihre Brudertreue zu Österreich aus übervollem Herzen zum Ausdruck brachten, — sondern straßauf, straßab dasselbe Bild!“

Die Schwester zuckte nur spöttisch die Schultern. „Du hast dich ja mit der ‚Wacht am Rhein‘ genugsam beteiligt!“

Hanns sah seine Schwägerin an, deren matte Haut sich bis zu den Schläfen hinauf mit jäher Röte bedeckte.

„Daran erkenne ich unsere Hella!“ sagte er herzlich und reichte ihr die Hand hin. „Furchtlos und treu!“

„Treu!“ krähte Bubi nach und empfing mit glänzenden Augen die knusprigen Bratkartoffeln, die das Mädchen eben hereinbrachte. Eva-Marie schaute für einen Augenblick mit seltsamem Ausdruck zu ihrem Manne hin. Sie hätte plötzlich aufschreien mögen und wußte eigentlich doch nicht, warum. Nur, weil er sekundenlang mit Hella Hand in Hand gestanden hatte? — — Stumm legte sie dem Kleinen seinen Teil auf den Teller und reichte die Schüsseln zu den beiden hinüber. Eine Weile blieb es ganz still. Hella aß nur wenig. Ihr lag auch heute wieder die beklemmende Atmosphäre des Hauses Reifferscheid auf der Seele. Und doch hätte nur das Glück hier wohnen sollen! Aber diese Menschen liefen blind daran vorbei...

„Wie wird sich Rußland stellen?“ begann Hanns aus seinen Gedankengängen heraus, „denn an Rußland wird es liegen, ob die serbische Bluttat zu einem Weltkrieg führt, oder ob die jetzige Auseinandersetzung auf die Beteiligten beschränkt bleibt.“

„Aber,“ warf Hella fragend ein, „eigentlich geht die Sache doch nur die beiden an, woher sollte da wohl die Verwicklung für ganz Europa kommen?“

Hanns legte lebhaft seine Serviette beiseite.

„Wenn Rußland seinem serbischen Schützling beispringt, wird naturgemäß auch sein Bundesgenosse Frankreich mit hineingezogen, — und wie es dabei Deutschland als Bundesgenossen Österreichs ergehen soll, läßt sich ohne weiteres ausmalen. Und ob England ruhig zusehen würde, wo es doch vielleicht was zu holen gäbe? Na, aber wozu soll ich euch Frauen den Kopf warm machen? Mal abwarten, was geschieht! .. Aber unser Sohn ist ja heute abend so still!“ Seine Hand strich über den Blondkopf des Kleinen, der ihn mit ernsthaften blauen Augen ansah und sagte: „Bubi is jetzt satt!“

Alle lachten, wie der kleine Mann sorgsam seinen Mund an der bestickten Serviette abwischte und den leergegessenen Teller aufatmend von sich schob.

„Werner soll doch bei Tisch nicht sprechen,“ verwies Eva-Marie, „er ist durch diese dumme Geschichte auch heute viel zu lange aufgeblieben! Hanne soll ihn gleich ins Bett bringen —“

Hanns fiel ihr in den Arm, der sich erhob, um das Mädchen herbeizuklingeln. „Nicht sofort nach dem Essen!“ erinnerte er.

„Nein, nich sofort nach'm Essen!“ echote Bubi mit so bittenden Blauaugen, daß Mama sich erweichen ließ.

„Also dann noch eine kleine halbe Stunde, — bis die große Uhr wieder schlägt. Dann gibt's aber keinen Aufenthalt mehr!“ Bubi nickte wichtig. Er kannte das! Und so benutzte er still die Galgenfrist, um in seinem Spielschrank in der Ecke zu kramen, eine seiner liebsten Beschäftigungen. Hanns zündete sich seine Zigarre an, und die Schwestern besprachen gemachte Einkäufe. Durch die Zoppoter Reise hatte Eva-Marie das Einkochen von Kirschen und Erdbeeren versäumt.

„Mama läßt sagen, du könntest gern von ihrem Vorrat haben. Fragt sich nur,“ meinte Hella, „wie sich das Herbringen bewerkstelligen läßt.“

Der junge Hausherr streckte in ehrlichem Entsetzen die Hände aus: „Nee, Kinder, davon ein andermal! . . . Hast du vielleicht Leutnant Eppendorf kürzlich noch gesehen, Hella? Nein? Hat ja neulich einen famosen Nachtflug nach dem Osten gemacht. Ganz doller Kerl! Steigt da in später Stunde, ausgerechnet nach einem Liebesmahl, auf seine Karre und gondelt seelenvergnügt los! Soll dir übrigens auf Leben und Tod den Hof machen, der kleine Franzecki sprach im Tattersall davon. Na, und? Darf man ein ganz klein bißchen neugierig sein?“

Ein kleines Lächeln befriedigter Mädcheneitelkeit huschte über das feine, matte Gesicht. Aber dann schüttelte sie ernst den Kopf: „Eppendorf ist ein lieber Kerl, ein netter Kamerad, — aber der, dem ich mein ganzes Leben gebe, müßte anders sein ... ganz anders!" Da stand Fritz Holtzer wieder vor ihr, wie er damals bei dem Frühlingsrennen auf der Forsthausbahn gesagt hatte: „Erkämpfen kann ich mir die Frau, die ich liebe, nicht, — aber verdienen will ich sie mir!" Und die stillen, guten Augen, die so gar nicht zu dem herbgeschnittenen Gesicht und der reckenhaften Gestalt zu gehören schienen, hatten ihr dabei wahnsinniges Herzklopfen verursacht. Seit seiner bald darauf erfolgten Abkommandierung nach Berlin hatten sie sich nicht wiedergesehen. Aber Hella gehörte zu jenen Naturen, bei denen eine Trennung die Gefühle nur vertieft. Und sie dachte an ihn, und einer ihrer liebsten Träume war der, daß er sich zu ihr niederbeugte und leise spräche: „Hast du auch bedacht, daß ich nur ein ganz einfacher Linienhauptmann bin? Kein Attaché von Pruß und kein Freiherr von Eppendorf?" Und sie würde ihre Wange in seine Hand schmiegen und nur sagen: „Ich hab' dich lieb — ich hab' dich lieb!" —

Sie schreckte auf. Die helle Kommandostimme von Hanns zerriß jäh ihre Seelenabwesenheit. Verwirrt sah sie in lachende Gesichter.

„Wer hat vor uns Geheimnisse?" drohte der Schwager lächelnd. Während Hella natürlich ab-

wehrte, schlug es zehn Uhr, und ihrer Verlegenheit wurde durch Bubis artiges Gutenachtsagen ein Ende gemacht.

„Überhaupt muß ich jetzt heim!" sagte sie nach ihrem herzlichen Kuß auf den frischen Kindermund. Hanns wollte dann noch nach neuen Depeschen ausschauen, und Eva-Marie war müde von dem Waldspaziergang und gedachte sich gleich nach Bubi zu Bett zu legen.

„Weißt du übrigens, daß morgen bei Sieverts die Verlobung von Anita mit dem englischen Bankier gefeiert wird?" fragte Eva-Marie die Schwester, während sie sie auf dem taufeuchten Gartenweg bis zum Tor begleitete. „Karten sollen erst zum 5. August, an ihrem Geburtstag, versandt werden. Das alles und die nötigen farbenprächtigen Beschreibungen des — mir persönlich höchst unangenehmen — Bräutigams hat mir Mama Sievert heute nachmittag rasch vorgesetzt!"

„Anita läßt sich also nach bekannten Mustern einfach verschachern?" bemerkte Hella. „Sie kennt diesen Mr. Eldredge ja kaum!"

Ihre Schwester zuckte die Schultern. „Vielleicht wird sie glücklicher als manche andere, die in jauchzendem Kinderglauben zu viel von ihrer Ehe erwartete! — Gute Nacht! Komm gut heim!" Sie küßte die Schwester hastig auf die Wange, weil Hanns eben den Weg herunterkam. In einer knappen Stunde sei er zurück.

„Vorwärts, kleine Schwägerin!“ Er faßte sie lustig unter, und im Marschschritt ging's die stille Straße hinunter. Eva-Marie ließ das Tor heftig zufallen und lief ins Haus zurück. Hanns hätte zum wenigsten fragen können, ob sie nicht auch noch einmal mit in die Stadt wollte!

Es sah aus, als führten ihre Wege immer weiter voneinander ab ...

4. Kapitel.

Was der kommandierende General sprach, konnte man nicht recht verstehen. Der nächtliche Wind trug einzelne Worte und das laute ‚Hurra‘ der Umstehenden herüber, und in geordnetem Zuge ging die dunkle Menge über die Friedensstraße zurück.

„Deutschland, Deutschland über alles —“

Es schallte noch eine ganze Weile zum Mainkai hin.

Still und schwarz lag der Fluß. In gleichen Abständen glitzerten die Straßenlichter durch die helle Julinacht.

Eva-Marie trat vom Balkongeländer zurück und ließ sich nervös in einen der weißen bequemen Korbsessel fallen.

Kein Laut ringsum. Dann und wann das Schellenzeichen und Surren der Elektrischen, die über die Brücke flirrte. Plötzlich wieder ganz nah der jubelnde Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Der Schall kam wohl drüben von der Kaiserstraße.

Ihre Augen sahen starr in das Dunkel. Wie ihr das ewige Singen auf die Nerven ging! Seit der Kriegserklärung Österreichs gab es das nun alle Tage. Umzüge, Ansprachen vor den Konsulaten, Hurra und patriotische Lieder.

Und Hanns Feuer und Flamme. Sie zog spöttisch die frischen Lippen. Natürlich nur ihr zum Trotz, weil er damals auf den Wunsch seines Schwiegervaters die Bonner Husarenattila ausziehen und sich aus seinen phantastischen Träumen von ‚fröhlichem Soldatenleben' und ‚ehrlichem Soldatentod' herausschälen mußte. Er hatte ihr zwar damals mit festem Mund und strahlenden Augen versichert, daß sein Soldatenberuf ihm bisher das Höchste gewesen, daß seine Liebe zu ihr aber viel, viel höher stände. Und sie hatte es geglaubt, ach so gerne geglaubt! Denn der Vater machte seine Einwilligung zu der Heirat mit dem verschuldeten Leutnant Reifferscheid davon abhängig.

Kurz nach ihrem Hochzeitstag starb der Vater, und die Mutter zog mit Hella ebenfalls nach Frankfurt, wo Reifferscheids ihr entzückendes Heim am Mainufer hatten.

Wenn die schriftstellerischen Einkünfte von Hanns auch nicht bedeutend waren, so gestatteten sie doch im Verein mit den Zinsen ihres Vermögens eine sorgenfreie, fast verschwenderische Haushaltungsführung.

Aber das hieß keine Ehe mehr, dieses Leben, das sie nun seit nahezu vier Jahren führten. Hanns war

von einer Reizbarkeit und Nervosität, die ihr schon häufig Tränen ausgepreßt hatte. Wenn sie nicht auf seine Stimmungen einging, nannte er das Laune und war verstimmt. Wenn er sich nicht in seinem Arbeitszimmer einschloß, hielten ihn Abmachungen im Klub oder sein mit Leidenschaft betriebener Reitsport fern, und sie durfte seit Bubis Geburt dabei nicht mehr mitmachen. Wenn sie sich über Vernachlässigung beklagte, widmete er sich liebenswürdig seiner Familie ein paar Tage lang, und kurz darauf war's genau so wie vorher. Er war aufmerksam und ritterlich wie immer, zärtlich zu Bubi, und doch hatten sie sich in den fünf Jahren ihrer Ehe immer weiter auseinandergelebt.

Die junge Frau biß nervös in das Taschentuch, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

In solchen Augenblicken empörten sich in ihr der weibliche Stolz und das Bewußtsein der reichen Erbin, die sich den Mann ihrer Wahl erkämpft und — erkauft hatte. Dann wollte sie sich mit Vergnügungen und Gesellschaften betäuben; sie ließ sich den Hof machen, flirtete und lachte. Und gerade dann, wenn sie vor Lebhaftigkeit zu sprühen schien, hätte sie aufschreien mögen vor Weh. —

Unten bog ein Auto um die Ecke. Hanns sprang vor dem Hause mit einem Paket von Zeitungen heraus und entlohnte hastig den Fahrer. Sie hörte ihn unten in der Halle mit dem Diener Worte wechseln. Dann kam sein elastischer Schritt die Treppe herauf.

„Du bist noch auf?“ klang es erstaunt, „ich denke, der Sanitätsrat hätte dir zeitiges Zubettgehen empfohlen?“

„Ich kann bei dem abendlichen Gejohle auf der Straße doch nicht einschlafen,“ klang es in gereiztem Tone zurück.

„So darfst du nicht sprechen, Eva,“ sagte Hanns Reifferscheid in ernstem Tone, „es mag viel unreife Jugend bei diesen Kundgebungen dabei sein, im Grunde aber spricht so die Volksseele, und es ist gut, zu wissen, daß die Deutschen auf der Welt zusammenhalten. Wer weiß, ob wir nicht noch sehr aufeinander angewiesen sein werden —“ setzte er leiser, wie in Gedanken, hinzu.

Eva-Marie schloß die Balkontüre und wandte sich spöttisch lächelnd ihrem Manne zu.

„Willst du damit sagen, daß wir etwa auch in den Krieg verwickelt werden könnten?“

Er knipste die Schreibtischlampe an und zuckte die Schultern.

„Wenn's nach mir ginge — lieber heute als morgen. Wir wollten's der Bande schon zeigen!“

Eva-Marie sah ihn mit ihren großen braunen Augen still an.

„Ach ja, verzeih, ich sollte wissen, daß du dergleichen nicht hören magst! Aber wenn du das da draußen jetzt miterlebtest, diese fiebernde Spannung in den Menschen um ihr eigen Schicksal, und trotzdem dies

mannhaft offene Bekenntnis der Zugehörigkeit zu dem bedrohten Österreich —"

Sie gähnte leise durch die Nasenflügel. Er sah es und biß sich auf die Lippen.

„Ich — habe noch zu arbeiten," sagte er von seinem Schreibtisch her, „vielleicht schickst du mir noch eine Tasse Tee herauf. Es wird noch etwas dauern, bis ich zum Schlafen komme."

„Ich werde dir Sicking schicken. Gute Nacht!"

Die klare Altstimme der jungen Frau klang ruhig und bestimmt. Draußen schrillte gedämpft die Schelle des Haustelephons, das ihre Anweisung zur Küche im Erdgeschoß weitergab. Dann kam der Diener mit dem Gewünschten, und bald lag die kleine Villa dunkel und still am Mainkai. Nur das grünverschleierte Licht der Arbeitslampe stand als fahler Punkt in dem Gebäude. Der Schein flirrte über den blonden Mannesscheitel, der da oben am Schreibtisch über Wiener und Pariser Zeitungen gebeugt saß und aufmerksam den politischen Teil durchsah. Sein ausdrucksvolles Gesicht glühte vor Aufregung.

Herrgott, wenn es wirklich losginge und er wieder mit dabei! Bei seinem lieben, alten Regiment dabei! Wieder einmal seine Kräfte einsetzen und erproben können und, wenn's sein sollte, drangeben in einem ehrlichen Soldatentod!

Sein Blick fiel auf das Bild vor ihm. Es stellte Eva-Marie als seine Verlobte dar. Sprechend ähnlich

war die Aufnahme mit dem großen Blick und de
widerspenstigen rotbraunen Ringellocken auf der klare
Stirn. So hatte das ‚Rheinprinzeßchen' ausgesehe
die verwöhnte und umschwärmte Älteste des schwe
reichen Weingutsbesitzers Mantius.

‚Rheinprinzeßchen — —'

Er hatte in ihr den Kameraden zu finden g
glaubt, mit dem er jauchzend die Höhen des Leben
stürmen und nehmen konnte. Aber sie wollte n
Spielzeug, bestenfalls Götze sein, der ständig se
Weihrauchopfer verlangte. Was sie gar nicht begreife
wollte, das war seine Schaffensfreude und sein Täti
keitsdrang.

„Wir haben doch genug Geld, — warum will
du dir denn absolut die Finger wundschreiben? Komm
laß uns mit Bubi an den Rhein fahren! Oder zu
Baumblüte. In einer Stunde geht ein D-Zug na
Heidelberg. Sei lieb, Hannsi, ja?"

Wenn er ihr solche launenhaften Wünsche un
ihre sprunghaften Einfälle auszureden versuchte, we
alles in ihm zur Arbeit, alle seelischen Kräfte und Ge
danken zu Form und Gestaltung drängten, dan
quälte sie ihn und sich mit Zweifeln an seiner Lieb
und da sich dieselbe Szene zu oft wiederholte, wurd
er müde, ihr unvernünftiges Schmollen immer durc
Zärtlichkeiten und Nachgiebigkeit beizulegen. So kam
der Tag, der die Entladung der Spannung brachte

„Das Weib soll dem Manne anhangen, heißt es

aber nicht umgekehrt! Wir sollen das Leben zusammen leben, — aber nicht ich nur das deine! Begreife das doch endlich, Eva-Marie."

Aber dieses Wort trennte ihre Wege nur noch mehr.

Vielleicht würden die kommenden Tage das Eheglück wiederbringen. Vielleicht würde der furchtbare Ernst des Krieges alle die selbstgebauten Schranken zwischen ihnen stürzen.

Wenn es wirklich zum Kriege käme! —

In seinen Adern pochte wieder sein ungestümes Soldatenblut. Großvater und Vater waren 1870 mit dem Eisernen Kreuz heimgekommen, und zwei Brüder seines Vaters blieben im mörderischen Feuer von Dionville.

Und daheim weinten damals eine alte Mutter und zwei Bräute um die gefallenen Helden.

Ob Eva-Marie daran denken würde, wenn es ans Abschiednehmen ging? . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen war eine Depesche da, die ihn zu dringenden mündlichen Verhandlungen wegen seines im Druck befindlichen Romans nach Straßburg rief. Die Sache hielt ihn länger als vorgesehen auf, so daß er erst am nächsten späten Nachmittag wieder in Frankfurt eintraf. Trotzdem ihm der Sinn nicht darnach stand, begleitete er seine drei Damen am Abend in die Operette; er ‚rächte' sich aber dadurch, daß er

zerstreut und schweigsam war. In der Pause überließ er seine Frau den Bekannten im Foyer, um sich mit den neuen Zeitungen beschäftigen zu können. Sein Schreibtisch daheim lag voll von Blättern, die er sich an der Grenze erstanden. Für ihren Inhalt interessierte sich sogar Eva-Marie, und zwar für die prickelnden Einzelheiten des Prozesses Caillaux und die aufsehenerregende Freisprechung.

Sie befanden sich auf dem Heimweg, den man des herrlichen Sommerabends wegen zu Fuß zurücklegte, und man plauderte über den interessanten Prozeß.

„Eigentlich," meinte Eva-Marie, „war dieser Schlußeffekt des Herrn Labori echt französisch! ‚Mögen wir alle diesen Saal verlassen, Hand in Hand, und einig in diesem schicksalsschweren Augenblick, da uns feindliche Mächte bedrohen' — — Ein richtiger, guter Theaterabgang!" Sie lachte ihr spöttisches Lachen.

„Die Franzosen hätten wirklich etwas Besseres zu tun!" fiel Hanns ein, froh, endlich von dem, was ihn innerlich so beschäftigte, reden zu können. „Das arme Volk ahnt nicht, was ihm bevorsteht, während die da oben in dem Hexenkessel rühren. Was von der Revancheidee gesprochen wird, das spukt höchstens in den Köpfen einer kleinen heißblütigen Partei, — die große Masse will den Krieg ebensowenig wie wir!"

Die Kaiserstraße herauf kam ein ruhiger, geordneter Zug. Die aufflackernden Lichtreklamen blen-

deten, nur so viel konnte man erkennen, daß jetzt am Manskopftürmchen eine zweite Schar zu ihnen stieß. Augenscheinlich von jenen Umzüglern, die jeden Abend Zustimmungskundgebungen für Österreich veranstalteten. Sie kamen wohl wieder von der Wohnung des Kommandierenden und wollten den Beschluß beim österreichischen Konsulat machen. Natürlich sangen sie.

‚Die Wacht am Rhein ...‘

Da rief einer mit lauter Stimme:

„Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Krieg!“

„Nieder mit dem Krieg!“ schrie es auf, wutentflammt, mit emporgereckten Fäusten.

Eva-Marie faßte schutzsuchend nach ihres Mannes Arm. Aber sie waren plötzlich in das Gedränge geraten und standen weit voneinander getrennt.

„Hoch Österreich! Hoch unsere Bundesgenossen!“

„Frieden! Nieder mit der Völkerverhetzung! Nieder mit dem Krieg!“

Die Meinungen der beiden Gruppen platzten heftig aufeinander. Da standen sie, die Verfechter des Friedensgedankens, die glaubten, daß die Proletariermassen der übrigen Länder Hand in Hand mit ihnen gegen einen Bruch des Völkerfriedens arbeiten würden, daß sich dadurch noch einmal das Gespenst des Krieges abwenden, die militärische Partei unterdrücken ließe.

„Wir wollen den Frieden, den Frieden!“

Jemand aus der Menge stimmte die Arbeiter-marseillaise an. Ein paar Stimmen fielen ein. Drüben antwortete man mit dem erneuten Sang von der ‚Wacht am Rhein' ... Die Zunächststehenden schienen unwillig die Schreier hüben und drüben zur Ruhe ermahnen zu wollen.

In diesen dumpfen Lärm erscholl es mit markigem Kommandoton:

„Ruhe! Hört mich an!"

Gerade, als ob dieser scharfe Ruf eine hypnotische Wirkung gehabt hätte.

Beinahe augenblickliche, überraschte Stille trat ein, die sich in wenigen Sekunden auch auf die hinteren lärmenden Reihen fortsetzte. Alles wandte sich nach dem Manne um, der von der Erhöhung der Gitter-einfassung mit blitzendem Auge auf die stillgewordene Menge heruntersah. Seine erhobene Hand hielt die Ruhe aufrecht.

Eva-Marie sah mit weit aufgerissenem Blick Hanns entblößten Hauptes zu der Menge sprechen. Das Ungewöhnliche der Lage machte sie so befangen, daß die wenigen Worte, die er sprach, wie ein leerer Schall an ihrem Ohr vorübergingen. Desto tieferen Eindruck schienen sie auf die Menschen zu machen, hinter welchen jetzt auch berittene Schutzleute auf-tauchten.

„Ich komme aus den Vogesen, Leute!" rief Hanns mit weithin vernehmbarer Stimme, „von der elsässischen

Grenze! ... In den Schluchtpässen haben die Franzosen unsere Grenzbeamten entwaffnet und unsere Grenzpfähle herausgerissen! ... Das ganze Gebirge längs der Grenze ist voll von Franzosen — sie stehen auf deutschem Boden und werfen Schanzen auf!" ...

Es war, als ob alles den Atem anhielte, als ob sie geradezu betäubt seien von dieser Ungeheuerlichkeit.

„Deshalb," fuhr die junge metallische Stimme fort, „können wir nicht über Krieg oder Frieden bestimmen; aber das eine wissen wir alle: Wir werden unser Vaterland schützen!"

Ein Gemurmel ging durch die Menge, das zum Sturm anzuwachsen schien. Und dann kam die Antwort. Das, was jeder in diesem Augenblick fühlte, was wie ein Treuschwur Hanns entgegenschlug:

„— — — Lieb Vaterland, magst ruhig sein.
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Sangen sie es alle zusammen?

Oder waren die Gegenrufe nur verstummt?

„Wenn es so ist," sagte ein alter Bürger, zu Hanns gewandt, der den Zunächststehenden noch mehr von seinen Beobachtungen erzählen mußte, „wenn es so ist, daß uns die Franzosen ins Land fallen, dann müssen unsere Buben mit, das hilft alles nichts — unsern Rhein kriegen sie nicht!"

„Nein, un wann mer selber noch mit enaus müsse!"

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Eva hatte sich glücklich bis zu ihrem Manne durchgearbeitet, faßte ihn kurzentschlossen am Arm und zog ihn herüber, der mit heißem Kopf noch immer mit zweien, dreien verhandelte. Endlich gingen auch die. Die Polizei hatte den Platz schon wieder gesäubert.

Hanns Reifferscheid strich mit einer aufatmenden Bewegung das Haar aus der heißen Stirn. Vom Main kam eine kühlende Brise durch die laue Julinacht. Fern hörte man noch immer das verklingende Singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein —!" Er hätte am liebsten aufjauchzend die Arme ausgebreitet. Nun hatte die ungeheure Spannung bald ein Ende. Er glaubte jetzt fest an den Krieg.

Zu lange schon hatte Deutschland das frevlerische Treiben seiner Feinde geduldet.

Am Mainkai war es still und ruhig. Das große Gartentor klappte mit lautem Schlag zu. Eva-Marie ging schon die teppichbelegten Stufen zur Empfangsdiele hinauf.

Es gehörte zu den feststehenden Gewohnheiten, daß sie nach dem Theater im Herrenzimmer noch ein Glas Tee tranken. Der kleine Teetisch war in der Nähe der geöffneten Balkontür zierlich gedeckt, und die elektrische Stehlampe mit dem roten Seidenschirm verbreitete anheimelndes Lichtrund. Schweigend saß Eva-Marie vor dem surrenden Teekessel. Aus dem Ausschnitt des mattlila Kleides hob sich der zarte, weiße Halsansatz feingezeichnet gegen die Helle der

Lampe. Rötlichgolden ringelten sich die kleinen Haarlocken am Ohr, die Hanns immer so an ihr geliebt. Jetzt sah er das reizende Bild nicht einmal und blätterte erregt in den französischen Zeitungen, hie und da einen Artikel mit kräftigem Blaustift zeichnend.

„Der Tee wird kalt!“ sagte Eva kurz über die Schulter zu Hanns hin. Er ließ widerstrebend den ‚Figaro‘, den er gerade in der Hand hatte, auf die Schreibplatte gleiten und zog sich mit einem leisen Seufzer einen der schwarzen Rohrsessel zum Tischchen.

„Milch?“

„Etwas Rum, bitte.“

Dann Schweigen. Der kühle Nachtwind strich durch den hohen Raum. Vom Dom schwangen zwölf Glockenschläge über die Stadt. Mitternacht.

Hanns schaute geistesabwesend dorthin, wo über den rankenden Geranien ein glitzernder Wasserstreif sichtbar wurde, der Main, auf dem das helle Mondlicht lag. Hastig wandte er den Kopf zu ihr zurück, die, unfähig, ihre Erregung länger zu meistern, ihre Frage nun schon zum zweiten Male wiederholte.

„Aber, Eva —“

Sie warf den hübschen Kopf zurück:

„Etwas Rücksichtnahme darf ich als deine Frau ja wohl beanspruchen! Übrigens, ein neues Bild: Hanns Reifferscheid als Straßenredner!“

Sie lachte hell auf, aber es war kein gutes Echo, was da von den getäfelten Wänden zurückkam . . .

„Und mich, deine Frau, läßt du ungeschützt in dem Volkshaufen stehen!"

„Dieser Volkshaufen," erwiderte er ernst, „wird noch für dich in den Krieg ziehen müssen. Und du wirst ihm dankbar sein, daß er unsere Grenzen schützt!"

Sie zuckte spöttisch die Achsel. „Ich glaube nicht an einen Krieg."

„Wollte Gott, du behieltest mit deiner optimistischen Auffassung recht. Dann könnte ich wenigstens mein neues Buch fertig machen. Es ist nämlich der Gedanke, den ich schon damals in Gardone in der Skizze angelegt habe —"

Eva-Marie erhob sich mit müder Gebärde.

Sein Buch, das war wieder das Wichtigste. An sie und an das Kind dachte er nicht. Ein bitteres Lächeln zog um den jungen Frauenmund. Sie beherrschte sich nur mühsam, sonst hätte sie laut aufgeweint. Aber sie fühlte es — ihre Nerven würden sie im Stich lassen.

Mit gepreßtem Gutenachtgruß ging sie hinaus.

Er hatte verletzt geschwiegen, als sie seine Mitteilsamkeit so jäh unterbrochen. Sein Herz war so voll, und doch fand es nicht den rechten Weg zu ihr.

Wie oft flammte sein Herz, daß er an sich halten mußte, um nicht seine Arbeit, seinen Ehrgeiz und seinen Stolz ihr zu opfern. Aber dann riß er sich gewaltsam zusammen. Wenn du doch begreifen wolltest, daß das Leben kein Schmetterlingstanz ist, Eva-Marie!

Aber solange unsere Wege nicht die gleichen sind, führt uns keine oberflächliche Versöhnung zusammen. Der Krieg ruft — ich reite in Tod und Verderben — weißt du nicht, was das bedeutet? Und ich hab' dich so unaussprechlich lieb, Eva-Marie!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Oben saß Eva-Marie mit aufgestützten Armen vor dem Ankleidespiegel. In braunen Wellen lag das lockige Haar auf dem matten Blau des Frisiermantels. In seinem Bettchen schlief der Junge mit gesunden Bäckchen in den weißen Kissen. Man hörte ganz deutlich seine ruhigen Atemzüge.

Ihre brennenden Augen sahen in das Spiegelglas. Gab es wohl eine unglücklichere Frau als sie? Wie war diese schreckliche Entfremdung nur gekommen? Sie hatten sich doch aus Liebe und nur aus Liebe geheiratet.

Und nun?

Sollte sie wirklich diese grenzenlose Enttäuschung ihr ganzes Leben lang tragen?

Warum sollte sie nicht ein Ende machen können? Doch ein Ende? Warum die Wunde, in der das Gift immer weiterfrißt, nicht mit raschem Entschluß tief ausbrennen?

Sie konnte ja mit dem Kleinen wegreisen. Nach dem Süden, wo sie so glücklich gewesen war ... Tränen verdunkelten ihren Blick. Ein Vorwand ließ sich schon finden, Bubi brauchte weichere Luft. Oder ein

ähnlicher Grund. Nur keine Scheidung. Das große Glück von Eva-Marie Reifferscheid sollte nicht vor aller Welt zusammenfallen.

Ihr großes Glück — —

Ihr Kopf sank auf die Tischplatte. Sie weinte. Die silbernen Dosen klirrten durch die Erschütterung leise aneinander.

Der Kleine in seinem Bettchen wurde unruhig. Mit einer raschen Bewegung knipste sie das Licht ab.

„Mammi?" kam es verschlafen und fragend aus der Ecke. Sie hielt den Atem an.

Man hörte, wie Bubi sich umdrehte und ruhig weiterschlief.

Eva-Marie aber saß noch lange im Dunkeln und weinte still vor sich hin.

5. Kapitel.

Bei Korffs sprach man natürlich nur noch vom Kriege. Von dem Krieg, der kommen mußte und kommen würde nach des Oberstleutnants Ansicht.

„Um meine Sachen brauchst du dich nicht zu kümmern, wir kriegen Feldgrau!" sagte er zu seiner Frau; „so viel hält mein Herz schon wieder aus, daß ich mich in die Front melden kann. Hoffentlich sehen wir den Jungen noch, ehe die Geschichte losgeht und der Befehl zum Abmarsch kommt!"

Mausi sah von ihrem Teller auf. „Ich glaub'

wirklich, Vaterle, du malst den Teufel an die Wand. Wenn Kurt —"

„Ich meine auch," fiel ihr die Mutter ins Wort, „ich meine auch, daß wir doch wohl noch lange nicht so weit sind! Wie furchtbar müßte ein Krieg jetzt unsere Gesellschaft treffen, die in Genußsucht und Blasiertheit verweichlicht ist! Unsere Töchter heiraten nicht mehr, um pflichttreue deutsche Frauen und Mütter zu werden, sondern um — eine Rolle spielen und sich mühelos durchs Leben steuern lassen zu können. Und unsere jungen Männer sind nicht besser. Erst müssen sie ihre Jugend genießen, richten sich dabei moralisch und häufig auch gesundheitlich zugrunde, und dann, wenn sie sich nach einem Hafen sehnen, heiraten sie die Frau, die ihnen einen ansehnlichen Vermögenszuschuß gewährleistet. Und wenn diese Rechnung dann nicht stimmt, gibt's eine unglückliche Ehe —"

„Das ist aber doch nicht immer ausschlaggebend, liebe Luise," begütigte Korff, „es gibt auch noch andere Männer! Denke zum Beispiel an unseren Schwiegersohn —"

„Der weiße Rabe!" lachte Mausi.

„Ich spreche nicht von diesem und jenem," fuhr die Mutter unbeirrt fort, „ich meine den Geist, der durch unsere Zeit geht . . . Und ich behaupte, daß er der deutschen Wesensart fremd war und daß er erst mit den schlüpfrigen französischen Sittenromanen und Theaterstücken zu uns gekommen ist — mit der Pariser

Mode haben wir auch die neue Lebensanschauung bezogen, — die frivole Anschauung, die alles, was uns bisher Ideal hieß, mit ironischem Lächeln abtut. — Und der arme, dumme deutsche Michel läßt sich so hinterlistigerweise alles wegnehmen, was seine ganze Stärke ausmacht, was ihn über alle Angriffe siegen lassen müßte! Ein sittlich starkes Volk ist noch immer unüberwindlich gewesen ... Und was sind wir heute? Auslandsknechte, die entzückt nach allem, was einen anderen Stempel als den deutschen trägt, hinschielen und es mit plumpem Bemühen natürlich nachzumachen versuchen ... Und das geht bis in die tiefsten Schichten, ja, bis aufs flache Land! Woher kommt denn unsere Dienstbotennot, unser Heimarbeiterinnenelend, unser Industrieproletariat? Woher kommen die vielen, erschreckend vielen gestrandeten Existenzen in den höheren Berufen? Weil überall das ungesunde ‚Über-den-Stand-Hinauswollen', die Gier nach Lebensgenuß das Machtwort hat! Wie sollte dieses Volk, das in seinem innersten Lebensnerv angegriffen wurde, — wie sollte dieses Volk wohl die furchtbaren Opfer eines Krieges tragen?" —

Sie sah in ihrem heiligen Eifer geradezu jung aus, die schlanke blonde Frau, in deren seidig glänzendem Scheitel die Silberfäden fast gar nicht auffielen. Der Oberstleutnant legte seine braune, nervige Faust auf ihre schmale Hand, der man ein Leben der Arbeit ansah, und umschloß sie mit zärtlichem Druck.

„Unser Volk kann diese Opfer bringen und tragen, Luise! Und es wird sie sogar jubelnd bringen, ohne Klage, wenn es die Not fordert! Ich werde doch meine Jungen kennen! ... Soldaten sowohl wie Offiziere. Da gibt's nischt ... Und solange wir noch eine solche Jugend haben, so lange hacken fremde Äxte vergeblich an unserem deutschen Baum!"

Eine Weile blieb es still am Tisch. Mausi setzte schweigend die leeren Teller auf den Serviertisch und reichte die kleinen Dessertteller herum.

„Es wäre doch hart," meinte sie nachdenklich, „wenn Hugo von seinem kleinen Buben wegmüßte und von Anni, die doch schon so viel durchgemacht hat!"

„Wenn die beiden als Soldatenkinder die eiserne Notwendigkeit nicht klaglos trügen, — wer sollte es dann tun?" sagte die Mutter ernst.

Dann brachte die Köchin die dampfenden Marillenknödel herein, die Lieblingsspeise des Hausherrn, die als Extraspeise nicht oft auf den Tisch kam. Es hieß haushalten mit dem beschränkten Einkommen; es hieß für die zweite Tochter sorgen und Kurt, den Leutnant, standesgemäß unterhalten. Von dem winzigen Kommißvermögen und dem sozusagen an Groschen Zusammengesparten mußte schon die Ausstattung für Anni abgehen. Hugo und Anni waren vier Jahre verlobt gewesen, ehe sie daran denken konnten, zu heiraten. Im vorigen Frühjahr erst war er als Oberlehrer angestellt worden.

„Das können wir uns ehrlich sagen," nahm Korff wieder das Wort, „wenn es wirklich dazu kommt, — daß wir den Krieg nicht gewollt haben! Am wenigsten unser Kaiser, mit dessen unbedingter Friedensliebe mancher Heißsporn unter uns schon rechten wollte! Welcher von unseren Kulturstaaten will wohl die Schmach auf sich laden, westeuropäische Kulturarbeit dem asiatischen Barbarentum ausgeliefert zu haben? Obgleich ich der Friedensschalmei des ‚ehrenwerten' Mister Grey nicht recht traue ...

„Kinder, wären wir nur vierundzwanzig Stunden älter! Dies Warten wird wahrhaftig zur Qual! Der Junge fiebert ja auch schon in seinem westfälischen Nest. Na, wenn's losgeht — unsere Familie stellt drei!"

„Was sagst du denn dazu, Valentin," wandte er sich an den Burschen, der das Geschirr abräumte, „wenn's Krieg gibt?"

Der biedere Bayer schüttelte verschmitzt den strohblonden Kopf.

„I glaab's net, Herr Oberstleitnant, die damischen Russen wern sich's halt noch amol überleg'n! Was kriegeten mir sonst an Wanzen hierher! Entschuldigen schon, Frau Oberstleitnant ..."

„Na, wenn das deine größte Sorge ist," — Korff verbiß ein Lachen, — „dann gib mir mal die Zigarren herüber, mein Sohn! Dann woll'n wir mal die Geschichte ruhig ein bißchen abwarten, was?"

„B'fehl, Herr Oberstleitnant!"

Beruhigt trug der blonde Valentin mit den festen roten Händen das große Geschirrbrett in die Küche.

Nach dem Essen gab's im Korffschen Hause immer ein gemütliches Ruhestündchen bei einer Tasse Kaffee und Lektüre drinnen im Wohnzimmer. Die Berliner Blätter blieben vom Morgen so lange ungelesen liegen, weil die Nachrichten vom österreichischen Kriegsschauplatz durch die Berichte der einheimischen Zeitungen längst überholt waren. Die Tischrunde war im Laufe der Zeit kleiner geworden. Erst war Kurt, der nunmehr Sechsundzwanzigjährige, vom Pennal sofort in das westfälische Artillerieregiment eingetreten, und ein paar Jahre darauf hatten sie ihr zweitältestes Kind, die Tochter, weggeben müssen. Mit Mausi, der Siebzehnjährigen, würde das wohl noch gute Weile haben.

In der Erinnerung war diese Stunde den Kindern die traulichste. Denn die Erziehung war eine strenge gewesen, und: „Der Vater is bloß lieb beim Kaffee!" hatte die kleine Anni einmal vorwurfsvoll gesagt. In dem blitzblank geputzten Käfig zwitscherte immer ein ‚Hansi', der zutraulich auf den Kaffeetisch geflogen kam und sich mit Zucker füttern ließ. Lange dauerte das Vergnügen ja nicht, weil Türen und Fenster vor der Abenteurerlust Hansis geschlossen gehalten werden mußten und der Hausherr besonders im Sommer die frische Luft ungern entbehrte. Gerade die letzten Julitage brachten eine ungemütliche Hitze.

„Ich fürchte," sagte Korff über seine Zeitung weg,

„die Serben machen den Österreichern doch noch zu schaffen. Das Gelände ist äußerst schwierig, und der Serbe ist ein geborener Soldat!"

Frau Luise seufzte nur.

Ganz still war's wieder im Zimmer. Nur ab und zu hörte man das Umschlagen der knitternden Zeitung und Hansis zermahlende Schnabelarbeit am Zucker.

Da klingelte es plötzlich heftig an der Außentür, und ein eiliger Schritt wurde auf dem Gang laut. Das konnte nur etwas Außergewöhnliches sein, denn Valentin hatte den strikten Befehl, um diese Zeit niemand vorzulassen. Drei Augenpaare sahen mit nervöser Spannung nach der Tür und dem nach kurzem Klopfen Eintretenden entgegen. Es war zu aller Erstaunen Richard von Hanstein, gewöhnlich Dicky genannt, der Jüngste des Majors und Patenkind von Frau Korff, weshalb ihm von klein auf noch das Recht zustand, ‚Onkel' und ‚Tante Korff' zu sagen.

Der Primaner riß die weiße Mütze vom heißen Kopf, und: „Wißt ihr's schon? Der Kaiser hat angeordnet, daß der Zustand drohender Kriegsgefahr eintritt ... Rußland hat unsere Grenzen besetzt!"

Korff sprang auf und faßte den langaufgeschossenen Jungen erregt bei der Schulter:

„Kriegszustand? Also doch! Kinder, nun kommt auch die Mobilmachung! Ist deine Nachricht auch richtig? —"

Dicky nickte mit heißroten Wangen: „Gewiß doch, Onkel, überall werden Extrablätter verteilt, und an der Hauptpost steht's angeschlagen! Ich wollt's euch nur rasch sagen, die daheim wissen es sicher auch noch nicht. Und dabei soll man nun in die Schule und beim Zeichnen stillesitzen ...! Und ich bin erst siebzehn, Onkel! Wenn's nun losgeht? Ich wart' aber nicht aufs Abitur, Onkel ... Ich melde mich! O, ich bin stark, und ich gehe mit, so wahr ich hier stehe! Und wie ich, denkt die ganze Oberprima! Die Russen sollen uns nur kommen — wir stehen auf wie ein Mann, nicht wahr, Onkel?" Die schmale Jungenhand streckte sich abschiednehmend zu ihm hinüber. „Unser Kaiser kann sich auf uns verlassen! Und jetzt," er griff nach seiner Mütze, „jetzt will ich noch rasch nach Haus. Tschö, Tante! Tschö, Mausi ...! Ach, ich möcht' immerfort bloß die Wacht am Rhein singen — dabei kann man so recht sagen, was man im Herzen hat!"

„Ein Prachtjunge!" sagte Korff leuchtenden Auges hinter ihm her. „Merkst du, Luise, wie deine Ansicht von unserer deutschen Jugend schon ins Wanken kommt? Das sind unsere Jungen, die Tennis und Rugby spielen, die sich streng englisch kleiden und französisch scharmieren — aber in der Stunde, da das deutsche Blut wach wird, da fällt all der Talmikram ab, und es sind nur noch echte deutsche Jungen, die in heiliger Vaterlandsliebe alles hingeben!

„Herrgott droben, jetzt noch einmal jung sein!"

Der Uniformrock spannte sich über der breiten, muskulösen Brust, als er jetzt in inbrünstigem Sehnen die Arme weit ausbreitete. Er ging erregt und mit großen Schritten im Zimmer hin und her und räusperte sich ein paarmal aufs nachdrücklichste. Das war gewöhnlich ein Zeichen, daß ihn innerlich etwas stark beschäftigte. Frau Korff sah still vor sich hin. Ihr Los war und blieb, klaglos Opfer zu bringen. Sie dachte an ihren fleißigen, strebsamen Jungen. An den Schwiegersohn, der von seinem jungen Eheglück fort würde müssen. An die Offiziere der Verwandtschaft, an die Bekannten, die alle ohne Ausnahme sofort mit gegen den Feind müßten ...

Und gegen welchen Feind? Gegen den heimtückischen asiatischen Zarismus, der Freundschaft geheuchelt hatte, um in aller Ruhe den deutschen Nachbar zu überfallen!

Mausi versuchte, den Kanarienvogel wieder in seinen Käfig zu locken. Dann sah Mutter wenigstens nicht, wie es ihr immer wieder heiß in den Augen aufstieg.

Krieg! Herbert würde auch sofort mit seinem Regiment hinausziehen! ... Der Vater hatte auf dem Schreibtisch alle möglichen Generalstabswerke vor sich ausgebreitet und verglich Karten und Krokis.

Mit einem kurzen Türklopfen stand plötzlich die Köchin im Zimmer, atemlos, aufgeregt.

„Frau Owerstleutnant, ich kann nix mehr in de

Läde kriege! Driwwe beim Uhl hawwe se schon geschlosse, un bei Ehrmann gibt's aach kaan Mehl mehr —"

Frau Korff fragte ganz bestürzt: „Ja, warum denn?"

„Ei, weil's Krieg gibt, sage die Leut'! Alles schleppt drauße Säck un Körb mit Mehl, Gerst, Reis, Linse, Erbse immer die Gass'! Ich muß de Valentin mit in Stadt nemme, damit er mer trage helfe kann! Mit verzig bis fuffzig Mark wern ich erum komme, Frau Owerstleutnant — vorg'sorgt is besser wie nachg'sorgt!"

„Sind Sie denn des Deubels, Babett?" Korff benützte eine kurze Atempause der Aufgeregten, um seinem Ärger Luft zu machen; „wenn man Sie hört, dann sind wir rettungslos einer Hungersnot ausgesetzt! Das fehlte uns noch — jetzt noch einen Lebensmittelwucher zu unterstützen, und der entsteht zweifellos, sobald ihr keinen klaren Kopf behaltet. Es wird also vorerst nicht mehr eingekauft als sonst auch!"

„Ja, awwer die annern Leut' —"

„— — gehen uns gar nichts an! Kehrt, marsch!"

Babette trat denn auch gehorsam den Rückzug an, nicht ohne der Hausfrau, bei der sie mehr Verständnis für ihre Sorgen erhoffte, einen hilfeflehenden Blick zuzuwerfen. Seufzend folgte Frau Luise.

Der Krieg warf schon seine Schatten voraus!

6. Kapitel.

Eine sonderbare Stimmung liegt über der Stadt. Alles drängt zur Stadtmitte, zu den Zeitungen, zur Hauptpost. Auf der oberen Zeil, in der Eschenheimerstraße, in der Schillerstraße, auf dem freien Platz an der Hauptwache schieben sich die Menschenmassen hin und her. Irgendein Schaufensteranschlag kann eine jähe Bewegung in die Menge bringen. So ist das Bild seit den letzten Tagen. Die lauten Zustimmungskundgebungen für Österreich, soweit sie sich mit den abendlichen Umzügen decken, haben aufgehört, — die Empörung über Serbien und die Anerkennung der gerechten österreichischen Sache bleibt.

Aber die schwelende Kriegsfackel steht jetzt unheimlich drohend über den deutschen Gauen.

In allen Augen steht die unausgesprochene Frage, und der Mund sagt zwar unbekümmert: „Ich glaube wahrhaftig, es geht los," im Grunde glaubt's aber keiner oder möchte es nicht glauben. Denn wozu hätten wir einen Kaiser, der ein Schirmherr des Friedens ist? Und wäre ein solches Völkermorden unter Staaten mit hochstehender Kultur überhaupt erhört?

Hella Mantius kam gegen sieben Uhr vom Tennis im Palmengarten. Es war ein vergnügter Nachmittag mit Mausi Korff, Herbert von Hanstein und Leutnant von Eppendorf gewesen. Natürlich sprach man auch von dem Ernst der politischen Lage, aber der

kleine Freiherr hatte mit seinen lustigen rheinischen Witzen bald das Gespräch auf anderes, minder Ernsthaftes übergeleitet.

Jetzt, gegen Abend, bot sich dasselbe Bild wie in all den Tagen und Stunden vorher. An der Hauptwache drängten sich die Elektrischen und Autos nur im langsamsten Tempo durch.

Die Depeschen von Paris und Petersburg waren ausgeblieben.

Nach dem Abendbrot setzte sich Hella mit einem Buch ihres englischen Lieblingsschriftstellers Thackeray hin, aber ihre Gedanken irrten immer wieder ab. Die Mutter war wohl bei Reifferscheids zum Essen geblieben.

Ein sternenklarer Juliabend draußen. Unten wurde das Gartentor geschlossen, und der Hausherr, der dies allabendlich selbst besorgte, schlurfte in ausgetretenen Fußlatschen den mosaikgepflasterten Weg ins Haus zurück. In der Stille hörte man das alles ganz deutlich.

Hella stand plötzlich draußen im Flur vor dem Spiegel und setzte den kleinen weißen Strohhut auf. Ihre Unruhe trieb sie noch einmal in die Stadt.

Die reine Völkerwanderung ergoß sich aus den sonst so stillen Vorstadtstraßen, die um diese Zeit gewöhnlich schon im tiefsten Schlummer lagen. Aus einem offenstehenden Balkonzimmer kamen die schnarrenden Töne eines Grammophons:

„Louis quatorze, so hieß der König,
Seine Freundin La Vallière — —“

Von der Liebfrauenstraße an wurde der Weg für die Elektrische voller Hindernisse, aus Menschenmassen gebildet. Die großen Zeitungen haben Nachrichtendienst per Lichtbild eingerichtet. Auf dem weiten Börsenplatz, am Gutenbergdenkmal steht es Kopf an Kopf. Oben liest man vom nächtlich schwarzen Hintergrund die helleuchtende Botschaft, daß der Frankfurter Magistrat den städtischen Angestellten und Arbeitern, wenn sie zur Fahne einberufen werden, für zwei Wochen den Lohn ausbezahle. In der Menge ruft es „Bravo!“ und „Hurra!“

Langsam schieben sich die Gruppen durch die Schillerstraße wieder zur Hauptwache. Atemlose Spannung drückt auf die Tausende. Die Nachrichten von der Ostgrenze werden spärlich und lauten dennoch immer bedrohlicher. Verwünschungen gegen den falschen Russen laufen durch die Reihen.

Nirgends ein lautes Wort der Unterhaltung, nirgends ein Lied, nirgends eine Kundgebung für oder gegen den Krieg. Die Angst vor den kommenden Stunden, die Ungewißheit lastet mit bleierner Schwere auf den Gemütern.

Der Verkehr stockt so und so oft und kann nur durch heftiges Klingeln und laute Hupensignale mühsam wieder in Gang gebracht werden. In dem Ge-

wühl sah Hella von weitem das junge Ehepaar Enders Arm in Arm. Die kleine Frau schmiegte sich ängstlich an ihren Mann und machte ein Gesicht, als wenn sie jeden Augenblick losweinen könnte. Er war blaß und ernst, und seine Augen schauten wie in weite Ferne.

Man stand in Gruppen und sprach. Aber nicht, wie sonst wohl Großstadtmenschen tun, die sich im Gewühl des Straßenlebens treffen, ein paar oberflächliche Worte sagen und dann leichten Sinnes wieder aneinander vorbeilaufen, — nein, in jeder Stimme, die da fragt: „Müssen Sie auch mit hinaus?" lag neben der Besorgnis um das eigene Ich doch beinahe etwas wie eine Anteilnahme auch an dem fremden Schicksal.

Einige wollten wissen, daß in Paris Revolution ausgebrochen sei. Aber die Drahtnachrichten flossen noch immer spärlich oder blieben ganz aus. Es war, als sei man von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten.

Einer sah den andern an: „Ist es so weit?"

Aber da war niemand, der darauf eine Antwort geben konnte, und gerade dieses Herumtasten, diese furchtbare Ungewißheit machte das Blut in den Adern rasen. Jeder fühlte es: über den viel Millionen Köpfen rauschte auf schwarzen Schwingen eine unheilbringende Kunde heran, die jeder einzelne Mensch fast herbeisehnte, nur um endlich dieser wahnsinnigen Spannung einmal ein Ende gesetzt zu wissen.

„Ich muß gleich am dritten Mobilmachungstag mit!" sagte einer hinter Hella. „Ich schon am ersten!"

Wie man also doch mit der Tatsache eines Krieges rechnete! Mit fiebernden Pulsen las Hella die Depesche von dem russischen Überfall auf die deutsche Grenze.

Nun gab's ja kein Zurück mehr!

Sie zuckte plötzlich zusammen und schalt sich im nächsten Augenblick dumm, als sie bei näherem Zusehen bemerkte, daß der Offizier vor ihr doch nicht die geringste Ähnlichkeit mit Fritz Holtzer hatte. Ganz insgeheim hatte sie gehofft, ihn irgendwo in dem Gewühl auftauchen zu sehen. Aber er schien noch in Urlaub zu sein, dessen Ablauf ihn wieder in sein Hanauer Regiment führen sollte. Wenn es wahr würde mit dem Krieg, dann — für Sekundenlänge stockte ihr der Atem. Sie mußte gewaltsam die Bedrückung, die sich auf ihre Seele legte, abschütteln.

„Unser Friedenskaiser wird die Geschichte gewiß doch noch beilegen!" hörte sie jemand neben sich sagen, „wie war es damals mit Agadir —"

Der andere stieß einen zornigen Laut aus. „Damals hätten wir lieber dreinschlagen sollen! Dann läge die freche Bande heute am Boden! Denn —"

„So?" sagte die erste Stimme erregt, „glauben Sie? Ob wir aber vor zwei Jahren so gerüstet gewesen wären —"

Das Weitere ging in dem „Bravo!" der Menge unter, über deren Köpfen gerade die Lichttafel wieder eine soziale Maßnahme der Stadt für den Kriegsfall

verkündete. Hella strebte zur Hauptwache zurück. Vielleicht sollte sie bei Reifferscheids nachsehen, ob Mutter noch dort war. Aber der Gedanke an die ungemütliche Atmosphäre, die in den Räumen herrschte, wenn man ‚unter sich' war, ließ sie den Gedanken sofort wieder verwerfen. Zudem schlug es von Katharinen schon zehn Uhr. Die dichten Mengen, über die das Bogenlampenlicht gleißte, schienen sich noch immer zu vermehren. Unaufhörlich zog es von der Zeil herunter, vom Hauptbahnhof, von Süd und Nord heran. Die pochende Volksseele wartete in unheimlicher Stille dem Furchtbaren entgegen. —

Frau Mantius schien auch gerade erst nach Hause gekommen. Das Mädchen stellte eben ihren Sonnenschirm in den Flurschrank.

„Die gnädige Frau ist im Wohnzimmer!" Hella schloß leise die Tür. Die vornehme, zierliche Gestalt der Frau mit dem grauschimmernden Haar stand gegen die Helle der großen Stehlampe; ihre Hände ordneten mitgebrachte Rosen in einer Schale.

„Hast wieder geräubert, Mütterchen?"

Sie erwiderte den Kuß des jungen Mädchens und nickte.

„Du weißt ja, Eva macht sich nicht viel aus Blumen, und ehe sie im Garten verblühen, meinte Hanns —. Warum hast du mich denn nicht abgeholt, wenn du doch noch draußen warst?" unterbrach sie

sich und sah sich nach der Tochter um, die in den Zeitungen auf dem Tisch kramte.

„Ich dachte wohl daran," meinte Hella zögernd, „aber es war schon spät, und dann — reizt mich Villa Reifferscheid kein bißchen —"

Mütterchen seufzte. „Aber, Kind, man muß sich doch auch einmal anpassen können! Eva-Marie lernt das auch nicht. Einmal halte ich Hanns für den allein Schuldigen, und dann meine ich wieder, mit Eva sei kein Auskommen. Daß sie sich damals ihren Mann buchstäblich erkämpfen mußte und nun so wenig mit ihm übereinstimmt? Bei der Zweiten würde mir das nicht wieder passieren!"

Das junge Mädchen wurde um einen Schein röter. Die ‚Zweite' konnte ja nicht um ihren Liebsten kämpfen, weil der gar nicht tat, als ob er zu ihr gehöre! Und war doch schließlich Soldat und ans Zielnehmen gewöhnt. Wenn er doch etwas von dem Draufgängertum von Eppendorf gehabt hätte!

Aber beruhte nicht gerade darauf die Tatsache, daß ihm ihr unberührtes Herz entgegengeflogen war? Die anderen waren nette Freunde, aber lieb — lieb hatte sie nur den einen, auf dessen Wort sie nun schon so lange wartete.

Von den gleichaltrigen Freundinnen verheiratete sich eine nach der anderen. Oft, daß sie den Mann, dem sie sich und ihr Schicksal zu eigen gaben, erst ein paar Wochen kannten.

Hella wartete. Eva-Marie war im Alter von zweiundzwanzig Jahren schon Mutter gewesen. Man wunderte sich, daß ein so reiches Mädchen wie Hella Mantius anscheinend ‚sitzenblieb‘. Man tuschelte von Hochmut und wußte nicht, daß dieser Hochmut sich so liebend gern der Hand eines stillen, ernsten Mannes untergeordnet hätte, daß dieser Hochmut auf keinen Grafen oder Baron, sondern nur sehnsüchtig auf einen einfachen Linienhauptmann wartete —

Wie ein dunkles Schreckgespenst stieg plötzlich die Zeit vor ihr auf.

„Und morgen haben wir Krieg!“ sagte sie gedankenverloren vor sich hin. Die Mutter sah von ihrer Zeitung auf.

„Ich fürchte, ja! Hanns ist schon Feuer und Flamme. Vielleicht ist es das beste so —“

„Hanns ist doch mit Leib und Seele Soldat. Solche brauchen sie jetzt da draußen! Damals hat er die Attila für Eva drangeben müssen; nun wird er gerne tauschen ... Aber der Krieg wird sie wieder zusammenführen. Glaubst du nicht auch? Eine Liebe wie die ihre kann doch nicht so gestorben sein —“

„Wenn nur der Tod nicht Friedensstifter sein muß! Der Kleine und — Eva —“ Tränen standen in Mütterchens Augen. Hella lächelte ein beruhigendes Lächeln, an dessen Trösterkraft sie selbst nicht glaubte.

„Vielleicht geht der Krieg doch noch an uns vorüber, Mutter! Noch ist ja kein Krieg!“

Die Unruhe stieg am Samstag auf den Höhegrad. Punkt zwölf Uhr lief die Frist des an Rußland gestellten deutschen Ultimatums ab. Wie würde die Antwort lauten, die dem deutschen Schwert den Weg zeigen sollte? Überall, wo nur ein Zettel angeschlagen war, blieben drei, vier stehen, und im Nu kamen an dieser Stelle dann ein viertelhundert Leute zusammen, die sich ebenso rasch zerstreuten und an anderer Stelle wieder sammelten. —

Ein Sommertag wie jeder andere. Durch die verrinnenden Stunden schwang jedoch eine Spannung, die durch verfrühte Extrablätter verschiedener Berliner Zeitungen mit der Nachricht einer Mobilmachung aufs äußerste gesteigert worden war.

Oberstleutnant Korff kam mit seiner Tochter die Kaiserstraße herunter. Alle ‚Nasenlang', wie Mausi behauptete, begegneten sie Bekannten, die den Offiziersrock für die sicherste Gewähr hielten, daß Korff unbedingt mehr wissen mußte als andere Leute. Und sie waren sehr enttäuscht, wenn Korff ihnen in seiner knappen Weise „Selbst keine Ahnung!" zurief und ihre Fragen abschnitt. Aber es hinderte nicht, daß jeder dann mit eigenen Mutmaßungen die Zeit ausfüllte und es schon dreiviertel sechs schlug, bis sie sich glücklich bis zur Hauptwache durchgewunden hatten.

Irgendwo im Gewühl sah Mausi die Schauspielerin Liane Ahlers in tiefer Trauer. Die Mutter, mit der sie zusammengewohnt, war vor wenigen Tagen

gestorben. Mausi hatte sie seit dem Gartenfest bei Sieverts nicht mehr gesehen, und sie wäre gern zu ihr hingegangen, deren Gesicht so schmal und blaß unter dem Kreppschleier hervorsah. Wie viele ihrer Altersgenossinnen, schwärmte sie heimlich für die interessante Künstlerin.

Der Menschenstrom riß sie mit sich fort. Ein jugendlicher Trupp zog die Zeil herunter durch die Menge und rief wieder sein ‚Hoch Österreich!' Jemand tippte dem jungen Mädchen auf die Schulter. Hinter ihr stand Anita Sievert in elegantem Spitzenkleid und mit einem großen Blumenhut unter dem aufgespannten Sonnenschirm.

„Scheußlich!" klagte sie nach der Begrüßung, „diese ewige Aufregung! Heute nacht sind wir Hals über Kopf aus Tirol gekommen, Mama und ich. Überall das Wort ‚Krieg'. Wir haben die Mobilmachung der sechs österreichischen Armeekorps gar nicht so wichtig genommen. Mama meinte, es wäre vielleicht ganz interessant, so etwas mitzuerleben. Aber es wurde dann doch zu ungemütlich. Nirgends mehr Bequemlichkeit und Ruhe, überall der Sang von ‚Prinz Eugen' und ‚Gott erhalte Franz, den Kaiser'. Vier Tage sind wir nun glücklich weg gewesen. Unser Gepäck liegt noch irgendwo in München. Und nun hier beinahe dieselbe Geschichte, — man möchte —"

Mausi hörte das Klagen nur mit halbem Ohr. Man drängte sie plötzlich nach der Seite. Sie hatte

den Vater unwillkürlich bei der Hand gefaßt, und geschoben und mitgerissen, stießen sie auf die vielköpfige Menge, die da atemlos zuhörte. Vom Balkon der ‚Frankfurter Zeitung' herab sagte jemand etwas, das mit einem dreifachen Hurra aufgenommen wurde.

Ein Brausen, ein befreites Aufatmen von etwas schier unerträglich Gewordenem.

„Krieg!" rief einer, und mit ihm wandten sich viele im Laufschritt zurück. „Deutschland macht mobil!"

Das dumpfe Reden und Brausen in der Menge ging plötzlich in ein Klingen über, das aus den tausend Kehlen dieser durch den Zufall zusammengewürfelten Menschen wie aus einem Munde kam. Impulsiv, fast jubelnd. Ja, fast wie ein Aufjauchzen aus überwundener Not:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Frauen, ärmliche, vergrämte und geputzte, mit Schmuck behängte, schluchzten auf. Mädchenaugen sahen, wie von dem Jammer betäubt, fassungslos vor sich hin. Männer gaben sich schweigend mit festem Druck die Hand, und in manchem fremden, sonst so kalten Blick blinkte eine Träne. Und doch — wenn auch die Lippen zuckten, so sandte doch ein aufrechtes, starkes Herz den Schwur zum Sonnenhimmel empor:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt —"

„Kind, Mausi," sagte Korff mit einer Stimme, in der tiefe Erregung klang, „halte diese große Stunde dein Leben lang in deinem Herzen fest! Wir wollten den Frieden, aber nun müssen wir das Schwert mit Ehren führen!"

„Hurra!" brauste es um sie herum.

„Falschheit hat uns diesen Krieg aufgezwungen!" rief einer neben dem Offizier. „Der Kaiser weiß, daß sein Volk heute Mann für Mann hinter ihm steht!"

„Der Kaiser, hurra! Hurra!"

Die Menge hatte entblößten Hauptes und mit weihevollem Ernst das Lied der Deutschen gesungen. Nun ordnete sich ein Teil zum Zuge.

Auf dem freien Platz vor der Katharinenkirche flatterten die Extrablätter durch die Luft. Noch war es ja vorläufig eine private Telephonmeldung, daß vor zehn Minuten in Berlin die Mobilmachung angeordnet sei. Deshalb drängte jetzt alles zur Hauptpost, um eine amtliche Bestätigung der Nachricht zu erlangen.

Der Zeiger der Turmuhr von St. Katharinen zeigte fünf Minuten vor sechs Uhr abends.

Im Nu hatte es sich schon durch die dichten Massen, die, soweit das Auge reichte, in den breiten Straßen sich drängten, fortgepflanzt:

„Es ist amtlich! Mobil!"

„Hurrraaa!" Hüte und Hände schwenkten in der Luft. Und wieder: „Hurrraaa!!!"

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“

Zwar würde es gegen die Russen gehen, aber es war nun einmal das Trutzlied der Deutschen, und vielleicht, wenn Frankreich keine befriedigende Antwort auf das deutsche Ultimatum gab, würde es auch dieses Mal seine Geltung behalten.

Diese Stunde des ersten Augusttages 1914, da der Kaiser sein Volk zu den Waffen rief, hatte einige Herzen gefunden. Das fühlten sie alle. Denn die große Not, die drohend und gewitterschwer aus der schwülen Spannung der letzten Tage am Horizont heraufzog, sie war ja aller Not! Und die Ehre des deutschen Vaterlandes mußte sein aller Ehre!

Heiliger Zorn flammt in des lauesten Bürgers Herzen auf, in mächtiger Lohe glüht die deutsche Liebe zum Vaterland empor und verbrennt mit einem Hauch die verderblichen Schlacken der Ausländerei. Das sind sie, die Wölfe im Schafspelz, die euch eure Kraft, euer Deutschtum nehmen wollen, um welsche, wertlose, zersetzende Kulturgaben als Danaergeschenk dafür einzutauschen. Aber der Michel ist erwacht! Drohend reckt er seine eisenstarke Faust gegen alle Feinde, die ihm die ehrlich erworbenen Früchte seines in allen Stürmen verteidigten Friedens nicht gönnen.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! . .

Und wieder zieht ein Sang durch die Gassen und Straßen, mutig und stark:

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Es klingt und braust hoch über die prächtigen Bauten, die Frankfurter Fleiß und Handelssinn schufen, hinweg. Hoch über die Lande hinweg zum abendlichen Sommerhimmel, empor zur verglühenden Sonne, die Alldeutschland zusammenstehen sieht in weihevollem Ernst als einiges, großes, furchtbares Volk in Waffen!

7. Kapitel.

Der erste Mobilmachungstag. Am Hauptbahnhof sieht das Gewimmel zwischen den Elektrischen, den Droschken und Autos geradezu gefährlich aus. Patrouillen in der grauen Felduniform, ankommende und abschiednehmende Mannschaften, Truppen, die zur Einkleidung in die Kaserne marschieren. In der überfüllten Straßenbahn bespricht man die irgendwo aufgetauchte Nachricht, daß Japan sich auf die Seite Österreichs stellt, weil es sicherlich die russischen Schwierigkeiten zur Lösung des mandschurischen Konflikts ausnützen werde. Andere erhoffen die Hilfe Amerikas. Nicht, als ob Deutschland Hilfe nötig hätte. Aber es wäre so schön, wenn von den Schmeichlern und von den lernbegierigen Schülern ein Freund in der Not übrig bliebe. — Dann taucht die Frage auf, ob man sich auf die italienische Bündnistreue ver-

lassen könne. Zwischen Österreich und Italien stehen Triest und Trient. — Wird England eingreifen? Gegen den deutschen Vetter?

Die Menschenmengen branden wie dumpfe Meereswogen in den Straßen. Der Verkehr windet sich langsam hindurch. Oben auf der Kaiserstraße sind die beiden breiten Fußsteige schwarz von Menschen, die scheinbar ziellos straßauf, straßab wandern. Dazwischen rasen Militärautos mit gellender Hupe auf dem Asphalt, und die vollbesetzten Elektrischen halten sich mühsam den Schienenweg frei.

Bankier Sievert saß mit Frau und Tochter in einem Kaffeehaus und sah behäbig in die Nervosität der Massen. Seine Tage der Aufregung waren vorüber, die letzten acht Tage, da man auf dem Börsenmarkte den Kopf zu verlieren drohte.

Frau Marie verspeiste seelenruhig und bedächtig ihre dritte ‚Schillerlocke'; nur Anita saß in innerer Unruhe hinter ihrem Kaffee und rührte die Tasse kaum an. Nun mußte Paul zurück nach Deutschland, zu seinem Münchener Regiment. Dann würde sie ihn ja bald wiedersehen. — Sie rechnete aus: ein Tag Bahnfahrt in Amerika, sechs Tage Übersee, ein Tag Bahnfahrt in Deutschland. — Heißes Erschrecken kam in ihre Augen. Paul würde zurückkommen, um Soldat zu werden, um sich den feindlichen Geschossen als Ziel zu stellen ... Es schnürte ihr fast die Kehle zu, wenn sie einen Feldgrauen vorübergehen sah, an dessen Ge-

sicht zwei flehende Mädchenaugen hingen, an dessen Hand sich zitternde Frauenfinger klammerten. Es ist schwer, Scheiden und Abschiednehmen — —

„Aber, Mädel, wie siehste denn aus?"

Frau Marie blickte auch von ihrem Teller auf.

„Ich — ich glaube, es sind die vielen Menschen —"

„Hab' ich's nicht gesagt, wir sollten zu Rumpelmeyer gehen?" sagte Frau Marie vorwurfsvoll und befreite fein säuberlich das Löffelchen von den Schlagsahneresten. „Da ist es überhaupt viel vornehmer!"

„Hier seh' ich aber besser!" beharrte er, „und — guck emal, ist das nicht deine Freundin Hella?"

Wirklich, sie war's. Anita bahnte sich durch Tische und Stühle einen Weg und erreichte sie gerade einige Schritte vor dem Haus. Ihr eiliger Gang auf die Straße hatte eine ungeahnte Wirkung: man reckte sich, fragte, erhob sich an den Tischen, lief schließlich neugierig auf den Fußsteig und erregte so draußen einen kleinen Auflauf.

„Ach, ich dacht'," kam die asthmatische Dame mit dem Reiherhut zurück, „ich dacht' schon, da wär' widder en Spion!"

Ein junger Stutzer spottete, zu seinem Gegenüber gewandt: „Diese Spionenfurcht grenzt an das Lächerliche!"

„O, wir haben hier in Frankfurt schon ganz guten Fang gemacht!" —

„Nein, ich mag mich nicht als stummer Zuschauer

hinsetzen," wehrte draußen Hella ab, „übrigens sehe ich Mr. Eldredge bei deinen Eltern."

Anita wandte den Kopf zurück. „Wenn's dir recht ist, gehe ich ein Stück mit dir," meinte sie hastig, „ich will nur eben Bescheid am Tisch sagen." Hella nickte ihr Einverständnis und grüßte über all die Blumen- und Reiherhüte hinweg nach Sieverts hin. Sie sah Anitas helles, gelbes Seidenkleid und den Hut mit dem teuren Paradiesreiher, alles so auffallend wie möglich. Ob der Anblick den Frauen nicht ins Herz schnitt, die da voller Abschiedsweh an die Trennungsstunde dachten? —

„Gehen wir nach der Zeil hinunter?" fragte Anita, und nach wenigen Schritten: „Nein, du kommst mir in dem glatten blauen Kleid zu komisch vor! Wie kamst du bloß zu dem Kleid?"

Hella sah sie ernst an: „Ich finde, schreiende Farben passen nicht zu der Not!"

„Also, das begreife ich nicht! Die Kleider sind doch nun einmal da! Sollen sie unmodern werden? Das meinige trage ich heute zum zweiten Male, und dabei ist es erst vorige Woche von Paris gekommen . . ."

Hella schwieg.

Frauen gingen an ihnen vorüber mit Augen, in denen ungeweinte Tränen brannten, junge Mädchen, eng an ihren Liebsten geschmiegt, der sie morgen oder übermorgen schon verlassen mußte. Was galt es in

diesen Tagen, ob jemand das sah oder nicht! Bärtige Familienväter führten kleine Kinderhände, die ahnungslos und ungeduldig sich loszuwinden suchten; Mütter, die ihre Söhne nach der Kaserne begleiteten, um ja keine Minute des Zusammenseins vor dem großen Abschiednehmen zu verlieren; Väter, die ihr Eisernes Kreuz von Anno 70 angelegt hatten und voller Stolz auf die Jungen blickten, die in der feldgrauen Uniform so kampfesmutig und lebensfrisch in die Welt schauten, als wollten sie sagen: ‚Vertraut auf uns. Wir sind da. Und wir werden es zwingen!‘

„Natürlich ist dein Schwager Hanns von Straßburg zurück, ja? Der arme Kerl muß wohl auch gleich mit?“

„Wieso arm?“ fragte Hella erstaunt. „Hanns ist stolz und froh, daß er in die Front kann! Dem dauert es schon viel zu lange, bis er draußen ist.“

Anita sah sie von der Seite an. „Na ja, es muß auch solche Leute geben ...“ Und dann war es auch kein Geheimnis, daß Reifferscheids Ehe nicht sehr glücklich war ...

Plötzlich standen sie in einem Knäuel von Menschen und in drangvoll fürchterlicher Enge derart eingeklemmt, daß es weder ein Vorwärts noch ein Zurück gab. Da vorn mußte irgend etwas los sein. Alles sah mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Richtung hin, woher die Aufklärung kommen mußte. Von allen Seiten kam man herüber und stellte Fragen, die nur mit Vermutungen beantwortet werden konnten. Auf

dem Fahrdamm hielten Droschken und Autos, und ihre Insassen standen hochaufgerichtet, nach der Ursache des Straßenauflaufs spähend. Die beiden jungen Mädchen standen fest eingekeilt in einer Menge von Menschen, die eigentlich gar nicht wußten, um was es sich da vorn handle. Natürlich drehten sich die Vermutungen, wie stets in diesen Tagen der Nervenspannung, um einen entlarvten Spion. Der eine ‚meinte', der andere ‚glaubte' und der dritte verkündete schon mit hochgerecktem Kopf, daß man soeben die falsche Perücke durch die Luft geschwungen habe!

Hella hatte die andere mit starker Hand gefaßt, und mit gemeinsamen Kräften suchten sie sich einen Weg auf den Fahrdamm. Man schrie weiter. Polizisten mit der Schuppenkette unterm Kinn mühten sich, einigermaßen wieder Ruhe herzustellen.

„Keine französischen Films mehr!"

„Tut den Pariser Schund weg!"

„Wir wollen nur noch deutsche Kinos!"

In der belebten Kaiserstraße schwoll die Menge der Demonstranten und Neugierigen derart an, daß die Elektrischen verzweifelte Läutezeichen geben mußten, um überhaupt durchzukommen. Jetzt, weiter vorwärts geschoben, verstand Hella auch endlich die Ursache des Lärmens. Ein großes Kino war so unvorsichtig gewesen, französische Reklameplakate herauszustellen. Das mußte natürlich in diesen Stunden, da das deutsche Schwert sich gegen den französischen Erb-

feind zu verteidigen begann, auf die Volksstimmung aufreizend wirken.

„Ganz recht, daß man dagegen Stellung nimmt!" sagte Hella in schärferem Tone als beabsichtigt, als sie die spöttisch verzogenen Mundwinkel ihrer Begleiterin sah.

Sie bogen in die Anlagenseite ein. Vor ihnen hielt plötzlich mit scharfem Ruck ein Auto, und heraus sprang Leutnant von Eppendorf.

„Das nenn' ich Glück!" rief er fröhlich. „Zum offiziellen Abschiednehmen reicht's leider nicht mehr. Wir Flieger kommen nämlich zuerst dran!" Sein offenes, frisches Gesicht strahlte. „Herrgott, daß ich das erleben darf! . . . Die Damen melden sich natürlich zum Roten Kreuz?"

„Ich habe wahrhaftig noch nicht darüber nachgedacht," bekannte Hella, „wir Frauen wollen gewiß nicht zurückstehen, wenn das Vaterland uns braucht!"

„Geben Sie uns Ihre Herzen mit! Dann werden wir Soldaten draußen schier unüberwindlich sein!" Er streckte bittend die Hand hin.

Hella schlug herzlich ein. „Das kann ich Ihnen versprechen — im Namen von uns allen!"

„Und glückauf, oder besser glückab für Ihren Eindecker, Herr Leutnant!" lächelte Anita.

„Ist eine Taube, gnädiges Fräulein!" Nun mußten sie alle drei lachen.

„So ein fröhlicher Abschied muß einem ja das Herz leicht machen! Aber jetzt —" der kleine Freiherr

klappte die Fersen zusammen, „wir müssen weiter. Und wenn uns kein Wiedersehen mehr nach dem Siege beschieden sein sollte — dann weihen Sie mir ein frohes Gedenken, ja, Fräulein Hella?"

Er sagte es lächelnd, aber in seinen Augen zuckte es seltsam auf. Ein rascher Handkuß brannte auf ihrer Hand. Eine Verbeugung, und unter gegenseitigen Abschiedsgrüßen sauste das Auto davon. Ein warmer Blick aus den lustigen braunen Augen war noch einmal zu Hella gegangen, — dann tauchte das Auto im Verkehr unter.

„Wenn es jetzt gestattet ist —"

Vor ihnen stand, mit der Hand am Helm, Hauptmann Holtzer. Hella strömte in diesem Augenblick alles Blut zum Herzen. Sie fühlte es ganz deutlich. Ihr war, als habe er aus der eben beobachteten Abschiedsszene irgendeinen Schluß gezogen, der ihn zu einem förmlichen Ton veranlaßte. Sie reichte ihm lebhaft die Hand, die er mit festem Druck umfaßte.

„Dieses Wiedersehen hätten wir uns nicht träumen lassen!"

„Nein, wahrhaftig nicht!" antwortete statt ihrer Anita. „Man wird von alledem noch ganz nervös."

„Wenn Sie nur unter diesem Gesichtspunkt die große Zeit betrachteten, gnädiges Fräulein, dann wären Sie ja kein deutsches Mädchen!" Anita wurde rot.

„Und dann war auch die ‚Nervosität' mit dem Augenblick, da die Mobilmachung verkündet wurde,

wie weggeblasen," fuhr Hauptmann Holtzer fort. „Schauen Sie nur um sich. Nennen Sie das Nervosität, diesen Mut, diese Entschlossenheit in der entscheidenden Stunde?"

Er las die Zustimmung in Hellas dunklen Augen.

Die heiße Augustsonne flutete über das lebhafte Menschengewoge; hie und da tauchte ein verirrter, wie hilfesuchender Frauenblick in dem Hin und Her unter.

Über den Fahrdamm wand sich jemand winkend durch die Gefährte. Es war Oberstleutnant Korff.

„Auch schon marschbereit? Unsere Einundachtziger müssen noch hübsch ein paar Tage warten, bis die Reihe an sie kommt. Vielleicht lassen sie mich mit, das Gesundheitsattest steht noch aus. Ich möchte zu gern mit den Herrn Franzosen ein Wörtlein sprechen! Jetzt müssen wir sie dreschen, daß sie auf ewig den Atem verlieren, was? Heil und Sieg, Kamerad!"

„Wir stehen fest, Herr Oberstleutnant!" Die beiden Offiziere drückten sich schweigend die Hand.

„Ich werde erwartet. Meine Damen. Auf glückliches Wiedersehen, Herr Hauptmann!"

Holtzer legte grüßend die Finger an den Helm. Dann wandte er sich mit dem schwachen Versuch zu einem leichten Ton an die beiden jungen Damen.

„Es muß geschieden sein."

„Leben Sie wohl, Herr Hauptmann!" Anita gab ihm ihre Rechte, „alle guten Wünsche begleiten Sie —

trotz des Anschnauzers von vorhin. Bitte, nichts beschönigen! Es gibt eben Gefühls- und Ansichtssachen. Wir werden Ihnen fleißig Schokolade schicken, nicht wahr, Hella?"

Hella und er reichten sich nur stumm die Hände. Sie hätte um die Welt nichts sagen können, weil sie sich vor ihren Tränen fürchtete. Und er wartete mit klopfendem Herzen auf ein liebes Wort.

Zu Eppendorf hatte sie ja herzlich sein können!

Damit ihr Benehmen Anita nicht auffallen sollte, sagte sie ein paar Worte.

„Unsere Gebete gehen mit Ihnen, Herr Hauptmann!"

Er drückte ihre Hand, daß sie schmerzte.

„Das Wort soll mich draußen begleiten, Fräulein Hella!"

Ein nochmaliges Händeschütteln, ein Zusammenklirren der Sporen, — dann wandte er sich und ging.

Auch die beiden setzten ihren Weg fort.

„Wie sonderbar ist das alles!" dachte Hella. „Da ist ein Mensch, den man liebt und den man vielleicht zum letzten Male sieht, und man gibt ihm kühl die Hand und geht hübsch gesittet getrennte Wege, hierhin und dorthin. Und dabei möchte man aufschreien vor Schmerz ... Dabei möchte man zurücklaufen und seinen Arm umklammern: Nimm mich mit! Ich gehöre ja doch zu dir! Für Zeit und Ewigkeit ...!"

„Ich glaube, du träumst mit offenen Augen," riß

Anitas helle Stimme sie in die Wirklichkeit zurück. „Hast du eben nicht die kleine Mausi mit ihrem Fähnrich gesehen? Wie der so stolz in Feldgrau ging! — Ich glaube, die beiden haben sich schrecklich gern und wissen's selbst nicht mal ..."

Ihr fiel plötzlich ein, daß sie sich in wenigen Tagen mit einem verloben sollte, von dem ihr Herz nichts wußte. Es mußte doch wohl so sein, daß Paul Wilken ihr Herz damals mitgenommen hatte ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hella atmete auf, als sie endlich allein durch die abendstille Straße ging. Irgendwo war ein Gewitter niedergegangen, dunkle Regenschauer standen über der Stadt.

Vom Bahndamm pfiff eine schwerkeuchende Lokomotive, eine andere antwortete. Manchmal führte der Luftzug das vielstimmige Hurra aus Männerkehlen in fernem Klang über die Dächer hin.

Deutschlands Wehr zog zum Kampf aus.

Wieder einmal, wie vor vierundvierzig Jahren, zur Wacht am Rhein!

8. Kapitel.

Auf den Eisenbahnschienen wälzte sich eine unabsehbare Masse von Streitkräften gegen die bedrohten Grenzen. Tag und Nacht fuhren die Militärzüge im Schmuck von heimatlichem Grün und lustig-bunten Fähnchen, und die Wagen mit Zeichnungen und Sprü-

chen übermalt. Von Zeit zu Zeit ist eine Station bestimmt, auf der die Soldaten gespeist und getränkt werden. In den vollgepfropften Abteilen, die im Bummelzugtempo durch die pralle Sonnenhitze fahren, gibt es Durst. Aber es tut dem Humor und der guten Stimmung keinen Abbruch.

Das singt und ruft und winkt und jauchzt! Gar nicht, als ob es dem Todesringen entgegenginge. Oder gerade deshalb?

Weil es das Höchste gilt? Um Heimat und Ehre, um die erworbene Scholle Erde, um das Vaterland?

Freiwillige Helferinnen die Menge, die mit Aufopferung ihr anstrengendes Amt ausübten. Man löste sich ab. Frau Mantius und Hella kamen mit leichten Mänteln über dem Arm um die Mittagsstunde abgespannt aus dem Güterbahnhof. Der Dienst ging ununterbrochen weiter. Zug auf Zug. „Hurra!" und „Deutschland über alles!" Jeder Zug brachte die deutsche Jugend, die Blüte der Nation, dem mörderischen Feuer entgegen. Wie viel heimlich heiße Tränen, wie viel Herzeleid und Jammer gingen mit ihnen! Und dennoch fuhren sie mit jubelndem Mut hinaus, im Vertrauen auf die gerechte Sache, auf das gute deutsche Schwert und im Vertrauen auf den alten Gott. Wer siegen will, darf an die Opfer nicht denken.

In der Stadt wogte der Mittagsverkehr. Überall sammelten sich Gruppen vor den ausgehängten, noch recht spärlichen Kriegsnachrichten. Es hatte Opti-

misten gegeben, die da meinten, mit einigen Wochen sei der ganze Krieg abgetan. Aber seit sich das perfide Albion eingemischt, glaubte man nicht mehr daran. England würde bis zum letzten Penny kämpfen. Aber gottlob führt das deutsche Volk den Kampf über den letzten Pfennig hinaus, — bis zum letzten warmen Blutstropfen! Das verhehlte sich wohl niemand, daß es ein heißes, erbittertes Ringen werden mußte — —

In der Elektrischen eroberte Hella für sich und die Mutter wenigstens Stehplätze. Da über 1700 Trambahner einberufen waren und die Ausbildung der Ersatzkräfte naturgemäß nur langsam vorwärts kam, fuhren die Wagen auf allen Strecken nur in großen Zwischenräumen. O, wie hatte man früher geschimpft, wenn der erwartete Wagen um eine halbe Minute zu spät auftauchte, wenn man sich in überfüllter Enge drängeln oder gar auf die nächste Straßenbahn warten mußte! Darüber verliert heute kein Mensch ein Wort. Alles läßt sich still und klaglos von dem Begriffe ‚Krieg' regieren.

In der Ecke stand jemand auf und bot der älteren Dame seinen Platz an. Es war Dicky von Hanstein, der Primaner, der nun in jugendlicher Raschheit Hella mit Handschlag begrüßte.

„Hat Ihr Unterricht noch nicht wieder begonnen?"

Das junge Gesicht überzog sich mit glühender Flamme.

„Ich bin als Kriegsfreiwilliger angenommen!

Morgen mach' ich mit acht Kameraden das Notexamen. Und am Montag darf ich mich stellen!"

Frau Mantius nahm seine Rechte, und ein weiches, mütterliches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Gott mit Ihnen, junger Freund! Ihre Frau Mutter gibt also ihre beiden Söhne her?"

Der Primaner nickte.

„Kurt ist schon in Belgien, der Vater natürlich auch. Vielleicht" — in seine Stimme kam ein Jauchzen — „vielleicht kann Kurt mit Vater zusammen kämpfen! Das wäre das Schönste, was ich mir wünschen dürfte! In sechs Wochen sollen wir so weit sein. Wir können es kaum noch erwarten. Manchmal, wenn ich am Morgen aufwache, denke ich: Ist's auch wahr? Darfst du wirklich mit —?"

Frau Mantius nickte still. Sie dachte an ihr drittes Kind, einen blonden, herzigen Jungen, der ihr in zartem Alter durch den Tod genommen wurde. Jost wäre jetzt wohl in Dickys Alter gewesen und hätte gewiß auch in ungestümer Jugendkraft gebettelt und gefleht, bis er sich in Deutschlands Wehr als Freiwilliger einreihen durfte ... Sie hätte ihn ziehen lassen, wenn es der Wille des Schicksals war. Und der Heldentod wäre eine Gottesgnade gewesen gegen das schleichende Fieber, das ihn aus dem Leben rief, noch ehe er jauchzend seine Kräfte erproben konnte.

„Nun hat Mutter drei Soldaten!" hörte sie den

Primaner stolz sagen, und dabei reckte er seine schmale Jungengestalt breit.

Im Plaudern hätten sie beinahe ihre Haltestelle übersehen, und deshalb wurde der Abschied etwas kurz und hastig.

„Der liebe Gott schütze Sie!" — Er küßte errötend die welke Frauenhand. „Ich bin ja so glücklich, gnädige Frau, daß ich mit ins Feld darf!"

Sie schauten noch einmal nach ihm um, der seine weiße Mütze von dem langen blonden Haar riß und mit strahlendem Gesicht zurückwinkte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Man schrieb den 7. August. Die Stadt wimmelte noch immer von Soldaten. Unzählige Züge mit jubelnden Feldgrauen waren nun Tag für Tag abgegangen und durchgefahren, und noch schien kein Ende abzusehen. Eva-Marie und Hella wollten einige Einkäufe in der Goethestraße machen. Hanns war schon vorgestern nach Bonn abgefahren. Da die rheinischen Strecken durch die unausgesetzten Militärbeförderungen für den Briefverkehr ganz gesperrt schienen, war natürlich noch keine Nachricht von ihm eingetroffen.

Den Kleinen hatten sie bei der Großmutter gelassen. Eva-Marie war in ihrer erregten Art gleich nach dem Kaffee aufgesprungen, weil sie es in der stillen Wohnung ihrer Mutter nicht aushielt. Hella erging es fast ebenso. Sie brachte es nicht über sich, in diesen Tagen zu Hause zu bleiben. Immer noch glaubte sie

Fritz Holtzer irgendwo auftauchen zu sehen, obwohl sie von Mausi wußte, daß sein Regiment längst ausgerückt war.

Warum steht dem Weibe im Leben nur die abwartende Stellung zu? Sie schalt sich feige. Feige, weil sie ihn so hatte ziehen lassen, ohne ihm zu sagen, daß daheim ihr Herz seiner Rückkehr wartete und für ihn betete. Warum darf nur der Mann handeln? Warum, wenn zwei Menschen sich gefunden haben, warum sollte es da nicht gleich sein, wer von ihnen zuerst das befreiende Wort spricht? ...

Jetzt erst fiel ihr einiges in seinem Benehmen auf, was beinahe aussah wie — Eifersucht! Eifersucht auf Eppendorf. Auch am Sonntag nachmittag. Welcher Zufall ihn auch gerade immer dann herführen mußte, wenn der kleine Freiherr ihr in seiner lustigen, kameradschaftlichen Art den Hof machte? Aber warum ließ Fritz es nicht zu einer Aussprache kommen? Vielleicht hatte sie alle die lieben Träume von ihm in der Einbildung geträumt ... Und er machte sich womöglich gar nichts aus Hella Mantius. —

Und doch — — Ein trockenes Schluchzen würgte Hella plötzlich in der Kehle. Der seltsame Ton machte Eva-Marie zur Seite schauen.

„Ist dir etwas? Um Gottes willen, was hast du denn?"

Hella schüttelte krampfhaft den Kopf. Aber die Schwester ließ sich nicht irremachen. „Von dem Herum-

laufen wird man noch ganz krank!" Sie zog Hella in das Café Bauer.

„Ich war mit Hanns so oft da, daß ich auch einmal mit einer Dame hierhergehen kann. Oben vom Balkon sehen wir wenigstens etwas von dem Leben an der Hauptwache!" Hella folgte ihr ohne Widerspruch. Stumm und blaß saß sie hinter ihrem Eiskaffee, während die Schwester die Berliner Blätter durchstöberte. Ein richtiges Sudelwetter hatte eingesetzt. Unten auf der Straße wogten die ausgespannten Regenschirme hin und her auf dem glitschignassen Asphalt. Soldaten und Zeitungsverkäufer und Rote-Kreuz-Binden — ein völlig neues Element im Straßenbild.

Ein kleiner Junge kam mit den Extrablättern und Abendzeitungen auch an den Tisch der Damen.

„Da!" sagte Eva-Marie in jähem Erschrecken, so daß die träumende Hella ordentlich zusammenfuhr.

„— — Ein deutscher Handstreich auf die Festung Lüttich nicht geglückt!" — —

In fiebernder Spannung hatten sie, wie an allen übrigen Tischen, den Kopf über das unheilbringende Stück Papier gebeugt.

„Mir schwimmt es vor den Augen," sagte die junge Frau, „lies doch — —"

„Berlin, 7. August. (Privattelegr.) Unsere Vorhut rückte gestern längs der ganzen Grenze in Belgien ein. Eine unbedeutende Truppenabteilung versuchte einen Handstreich auf Lüttich. Mit großer Kühnheit

drangen einzelne Reiter in die Stadt ein und wollten sich des Kommandanten bemächtigen, der sich nur durch die Flucht retten konnte. Der Handstreich auf die moderne und geschützte Festung selbst glückte nicht. Die Truppen stehen vor der Festung in Fühlung mit dem Gegner."

Sie sahen sich an. Stumm, unruhig.

„Daran erkenne ich meine deutschen Jungen!" sagte ein alter Herr, dessen straffe soldatische Haltung unschwer den alten Soldaten verriet. „Das war ein echtes Husarenstück!"

Eva-Marie zuckte zusammen. Husaren? Hanns war Husar. Und lag die Vermutung nicht nahe, daß gerade Bonner Husaren nach Lüttich geritten waren? Ja, hatte sie denn den Abschied von Hanns nicht begriffen? Als sei es nichts weiter wie Manöver, so war ihr das alles vorgekommen. Und Hanns tat nichts, um diesen Glauben zu zerstören.

Sie mußte erst etwas überwinden, ehe sie sich an den alten Herrn am Nebentisch wandte:

„Sie verzeihen, wenn — ich etwas frage. — — Könnten das in Lüttich wohl — Bonner Husaren gewesen sein?" Stockend, wie über sich selbst erschrocken, kam die Frage von ihren Lippen, und wenn der Gefragte es nicht aus der schwankenden Stimme entnommen hätte, so müßte er es aus dem angstvollen Blick gelesen haben, was in ihrer Seele vorging.

„Meiner Vermutung nach wohl möglich, gnädige Frau!“

Sie wurde weiß bis an die Lippen. „Mein Mann ist nämlich Bonner Husar und —“

In die alten Soldatenaugen kam ein lichter Schein.

„Dann seien Sie stolz auf Ihren Helden, gnädige Frau! Nur nicht mutlos dreinschauen, — wir sind erst im Anfang, — da braucht's noch viel, — und die da draußen sollen von dem mutigen Vertrauen der Daheimgebliebenen immer wieder aufleben! Aber das alles hat Ihnen ja wohl schon Ihr Herr Gemahl beim Abschied gesagt —“

Über das junge, hübsche Frauengesicht lief eine schnelle Röte. „Nichts hat er mir gesagt!“ dachte sie traurig. „Aber ich habe es ja gar nicht hören wollen. Wir verstanden uns eben nicht. Jeder von uns lief seinen eigenen Weg und zu eigenem Ziel . . .“

Wer hatte schuld? In ihrer Seele regte sich etwas, das Antwort auf die Gewissensfrage geben wollte.

Sie schuld? Sie ganz allein? —

Und da war in dem alten Leid auch wieder der alte Trotz . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein Zwanzigjähriger stürzte der Oberstleutnant die zwei Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Sein an derlei Sprünge nicht mehr gewöhntes Herz klopfte zum Zerspringen, als er jetzt atemlos ins Wohn-

zimmer trat, wo Frau und Tochter beim Zwetschen-entkernen saßen. In der großen, weitläufigen Wohnung gab es für die beiden Burschen und die Köchin so viel Arbeit, daß dergleichen ‚Nebenbeschäftigung‘ nicht auch noch von dem Personal geleistet werden konnte. Um so mehr, als sich der Nachfolger von Valentin durchaus nicht von Babette ‚eingewöhnen‘ ließ.

Erschrocken sah Frau Korff von ihrer Tätigkeit auf. Ebenso Mausi. Seit Kurt im Felde war, witterten die sorgenden Frauenherzen stets irgendwelche Kümmernisse, wenn nicht gar Schlimmeres.

„Hurra!“ rief Korff mit puterrotem Gesicht in das Zimmer hinein, daß die Wandteller zu klirren schienen. „Hurra! Wir haben Lüttich heute morgen im Sturm genommen!“

Da sprang Mausi auf, daß die Zwetschen aus der großen Hausschürze weit umher auf den Teppich hüpften, jauchzte hell: „Hurra!“ und fiel dem Vater um den Hals. Der hielt seine Jüngste in den starken Armen und sagte immerzu bloß: „Na, na, na!“ weil die Kleine in einem Atem vor Freude weinte und lachte.

„Gott ist mit uns!“ sagte Frau Korff aus bewegtem Herzen, „er wird uns auch fernerhin nicht verlassen! Aber wie ist es denn zugegangen? Nach dem verunglückten Handstreich —“

„Man weiß noch nichts,“ erklärte Korff lebhaft, „nur, daß wir Lüttich haben! Unser Schwert trifft noch gut, Gott sei Dank!“

Ein Sang kam durch die Straßen näher. Schuljugend, die mit hellen, frischen Stimmen ein Lied sang, das in dieser Zeit so recht das deutsche Lied geworden war:

„O Deutschland, hoch in Ehren,
Du heil'ges Land der Treu!
Hell leuchtet deines Ruhmes Glanz
In Ost und West aufs neu!
Du stehst wie deine Eichen fest
Gen Feindes List und Trug,
Und wie des Adlers Flug vom Nest
Geht deines Geistes Flug!
Haltet aus! Haltet aus!
Lasset hoch das Banner wehn!
Zeiget ihm, zeigt der Welt,
Wie wir fest zusammenstehn! —"

„Herrgott im Himmel droben!" sagte Korff aus tiefstem Herzen, „laß unsere Hoffnung nicht zuschanden werden! Laß unser jubelnd hingegebenes Blut nicht umsonst geopfert sein!"

Hell und fest verklang es unten:

„Haltet aus im Sturmgebraus!
Haltet aus im Sturmgebraus!"

9. Kapitel.

Die Flaggen wehten von den Häusern. Die Stadt feierte die Einnahme von Longwy.

Eva-Marie stand auf dem Balkon und pflückte die

welken Blätter von den rotblühenden Geranien. Bubi half ihr dabei. Immer, wenn sie eine vertrocknete Blütenkrone oder ein gellgewordenes Blatt gefunden hatte, durfte Bubi mit der kleinen Gärtnerschere kommen und abschneiden.

„Hier, Mammi," rief er dann immer voll Eifer, „und hier!"

„Wie sollst du sagen?" fragte die junge Frau streng.

„Mutter," antwortete Bubi ganz schuldbewußt und versteckte seinen Blondkopf in ihrer Tändelschürze.

„Dann sag auch schön Mutter und nicht Mammi!"

Einen Augenblick dachte der Kleine nach. „Bubi heißt doch auch Bubi?"

Sie schüttelte den Kopf: „Werner heißt du!" Aber da kam sie bei dem kleinen Mann schön an.

„Werner mag Bubi aber nicht heißen!" sagte er sehr energisch. „Werner ist sehr dumm."

Eva-Marie verbiß ein Lachen, als sie ihn so mit heißen Wangen sein Recht verteidigen sah. Wie er in solchen Augenblicken Hanns ähnlich war!

Hanns — — —

Mit Eva-Maries Arbeitseifer schien es auf einmal vorbei. Seine letzte Karte aus dem Feld war schon zehn Tage alt. Wieder zehn Tage, die in Angst und Sorge vergangen sind. Zehn lange, bange Tage — —

Ihr war, als stände sie wieder daheim auf dem Söller des kleinen Rheinschlößchens bei Bingen, wo sich die Jugendzeit des ‚Rheinprinzeßchens' abgespielt

hatte. Da stand sie oben auf der Terrasse, und das Rheintal und die Rebenhänge lagen im Sonnengold. Sie sah ungeduldig nach dem aufsteigenden Rauch der Lokomotive aus und jubelte, wenn die kleine schwarze Wagenschlange sich an den Bergen vorbei und durch die dunklen Tunnel wand — ihr entgegen. Hanns kam häufig von Bonn heruntergeflitzt. Mehr als einmal kam es vor, daß er den Zug verpaßte und im Auto angerast kam. Wie ein richtiger wilder Husar. Und deshalb hatte er ja auch ihr Herz im Sturm genommen. Das sollte ein fröhliches Zusammenfliegen durchs Leben werden. Hanns sollte mit ihr reisen nach dem schottischen Hochland, der Mitternachtssonne entgegen, nach dem goldenen Byzanz; o, die Welt ist ja so weit und groß! Und Hanns sollte nur für sie da sein, sie zärtlich umsorgen, sie anbeten, und so würden sie wie zwei Wandervögel los und ledig die Welt durchstreifen und das Leben genießen.

Ach, wie ganz anders war alles gekommen! Erst reisten sie. Es war Januar und die gegebene Zeit für einen Aufenthalt in Ägypten. Damals war Hanns furchtbar verliebt in die junge Schönheit seiner Frau. Aber schon nach wenigen Wochen behagte seiner tatkräftigen Natur das untätige Nomadenleben nicht mehr. Er ließ sie immer mehr allein im Garten oder auf der Terrasse im Schaukelstuhl liegen und machte sich an die Arbeit. Arbeit nannte er es nämlich, wenn er sich eine Geschichte zusammendichtete.

Erst fand sie es ganz unterhaltend, wenn er ihr vorlas, was seinem Kopf entsprungen war, während sie in Modezeitungen geblättert oder in den afrikanischen Frühlingshimmel gestarrt hatte. Aber dann langweilte sie das, denn sie brachte es sowieso nicht über sich, ein Buch zu Ende zu lesen. Und sie fand es unglaublich rücksichtslos von ihm, sich in den Flitterwochen mit dergleichen zu beschäftigen. Dann gab's Tränen, Küsse und Versöhnung, und sie waren ein paar Tage lang wieder wie die Turteltauben. Aber es dauerte nicht lange, so wurde Hanns wieder unruhig und reizbar, und auf einmal saß er wieder am Schreibtisch.

Nun quälte sie so lange, bis sie nach Genua fuhren. Von da nach Rom, nach Florenz, nach Mailand. Drei Wochen waren sie auf Capri. Den Mai verlebten sie in Cannes, und da es dort zu heiß wurde, reisten sie zum Vierwaldstättersee. Im Juli drängte Hanns aber doch energisch zur Heimreise. Das Kleinchen sollte in der Heimat, in Deutschland zur Welt kommen. — Eva-Marie war jetzt ewig reizbar und nervös. Sie sah ihre ganzen Zukunftspläne zerfließen. Aber schließlich gab es ja auch verläßliche Kinderfrauen ... Hanns war sehr besorgt um sie und leistete ihr den ganzen Tag Gesellschaft. Aber bald merkte sie, daß er nun die Nächte zum Schreiben benutzte. Sie begriff seine ‚Leidenschaft' nicht.

Einmal war es zu einer großen Auseinander-

setzung gekommen. Wenige Wochen nach Bubis Geburt. Sie hatte die Manuskriptblätter auf seinem Schreibtisch spielerisch durcheinandergeworfen. Darüber war er so heftig geworden und sprach von ihrer ‚Interesselosigkeit‘ für seine Arbeit.

„Arbeit?"

„Jawohl, Arbeit!" erwiderte er scharf auf ihren spöttischen Ton. „Du mußt das endlich begreifen lernen, daß ein Mann ohne Arbeit nicht sein kann."

„So sag doch gleich, daß ich dir gleichgültig geworden bin!" schluchzte sie wild auf.

Und merkwürdig, während er sonst auf diesen ihren bekannten Ausbruch sofort einging, sie umarmte und unter heißen Liebesbeteuerungen tröstete, blieb er heute ruhig am Schreibtisch stehen. In seiner Stirn stand eine böse Falte, die sie noch nie an ihm gesehen.

„Wir müssen uns darüber einmal aussprechen, Eva. Ich kann nicht nur der ‚Mann meiner Frau‘ sein, — dazu bin ich zu stolz. Du weißt, daß ich mit schwerem Herzen den Dienst verlassen habe, aber ich tat's, weil das der Preis war, mit dem ich dich erringen konnte, — und das war nicht so leicht!"

„So — ich bin dir nichts —"

Er sah sie an: „Darauf gebe ich dir überhaupt keine Antwort. Ich denke, die Ehe ist eine Lebenskameradschaft und kein Puppenspiel. Und zu dieser Auffassung solltest du dich schon durchgerungen haben. Ein für allemal — ich ertrag' es nicht, so untätig zu

sein! Als Leutnant habe ich für ein paar Blätter Novellen geschrieben neben meinem Dienst. Also werd' ich, wenn ich meine ganze Kraft dransetze, schon etwas erreichen. Verlaß dich drauf!" Sein Auge blitzte in stahlhartem Blau.

Sie fühlte und begriff nicht, worauf es hinauslief: daß er zu stolz war, von ihrem Vermögen zu leben, daß seine Tatkraft nach Arbeit drängte, daß eine Natur wie die seine ein Ziel haben muß, dem sie entgegenringen kann. Sie fühlte sich nur vernachlässigt und in ihrer Eitelkeit verletzt.

Zuerst hatte sie mit Gott und aller Welt gehadert. Allem Zureden von Hanns setzte sie störrische Unnachgiebigkeit entgegen. Für ‚Brosamen' dankte sie! Mochte er sich doch in seine ‚Arbeit' vergraben und seinen Hirngespinsten nachjagen, wenn Frau und Kind ihm langweilig geworden waren. Als seine Frau hatte sie doch wohl das Anrecht auf den ersten Platz . . .

Sie setzte nun einen Ehrgeiz darein, sich nicht darum zu kümmern, ob und wo seine Geschichten erschienen. Das sollte ihn ärgern. Und es kränkte ihn auch und machte die Kluft zwischen ihnen nur noch größer.

Sie hatte ihr Bett längst im Kinderzimmer aufgeschlagen. Der Kleine machte nun schon seine ersten Gehversuche und war ein drolliges Kerlchen. Nun wurde das Kind zum Zankapfel.

„Es ist ja auch mein Junge!" hatte er gesagt, wenn er sie mit Eifersucht darüber wachen sah, daß er

nur ja dem Kinde nicht lieber wurde. Es kam so weit, daß Bubi sich von ihm abwandte, wenn er ihn auf den Schoß nehmen wollte.

Es wurde geradezu unerträglich. Eines Tages stand das Wort ‚Scheidung' über ihrer Ehe. Vielleicht wäre es dazu gekommen, wenn Bubi nicht am gleichen Nachmittag krank geworden wäre. In der Nacht stellte der Arzt Diphtheritis fest. Stunde für Stunde, Tag für Tag rangen sie mit dem Tode um das Kind. Aber es gab zwischen ihnen doch keine Versöhnung.

So oft wäre der Augenblick dagewesen. Eine Bewegung, ein Blick hätte genügt, — aber entweder sah sie in starrem Trotz vor sich hin, oder er hatte sich in Angst über das Kind gebeugt. Nie, daß die versöhnliche Stimmung bei ihnen zu gleicher Zeit Platz gegriffen hätte. Dann, als die größte Gefahr vorüber war, ging er wieder an seinen Schreibtisch und sah nur noch dann und wann in das Krankenzimmer hinein. Ein Grund mehr, sie zu verstimmen und zu verbittern.

Wie man überhaupt mit dem zerbrochenen Glück weiterleben kann!

Selbst der Abschied hatte die tiefe Kluft nicht geschlossen. Die letzten Tage vor seinem Einrücken waren mit äußerlichen Aufregungen und Besorgungen hingegangen, Kameraden von Hanns und die Mutter waren im Haus, so daß eine ‚Stimmung' gar nicht aufkommen konnte.

Das gab qualvolle Stunden. Mehr als einmal

war sie auf dem Wege zu ihm hin, um ihm zuzurufen: „Nimm mich noch einmal an dein Herz, ehe du hinausgehst — vielleicht für immer hinausgehst!" Und wenn wieder ein Tag hingegangen war, wühlte sie nachts den heißen Kopf in die Kissen und schluchzte so wild, daß Bubi aufwachte und schlaftrunken fragte:

„Weinst du, Mammi?"

Und dann kam sie zur Besinnung und schalt sich ohne Stolz. — Warum kam er nicht? War es nicht an ihm, den ersten Schritt zu tun?

Aber die Stunde kam, da er nach Bonn zu seinem Regiment einrücken mußte, ohne daß in all den aufregenden Tagen das erlösende Wort gesprochen worden wäre.

10. Kapitel.

Mausi Korff zog ein bitterböses Gesicht.

„Das ist eine Gemeinheit, jawohl! Mich schicken sie von der Bahnhofsfürsorge nach Haus, weil ich noch nicht achtzehn bin. Und die ‚Damen' lassen sie zu, die den gefangenen Franzosen Kußhände zuwerfen und sich mit Schokolade und Blumen an sie herandrängen —"

Die Pause, die die erregte Kleine unbedingt zum Atemholen brauchte, machte sich Frau Mantius zu einer Einwendung zunutze.

„Aber, Kind, das kann doch unmöglich geschehen sein —"

„So?“ Mausis Kinderaugen blitzten zornig auf. „So? Meinen Sie, gnädige Frau? Auf den Bahnhöfen ist es passiert, und an der Bethmannschule habe ich es selbst gesehen. Damen, das heißt, die so angezogen waren, als ob sie welche wären —“

Frau Mantius lächelte heimlich, wie sie die Siebzehnjährige so dastehen und mit heiligem Eifer die deutsche Frauenwelt gegen deren Auswüchse verteidigen sah.

„Eine Menge Menschen, meist Arbeiterfrauen, Burschen, und natürlich eine Unmasse Kinder standen da auf der Anlagenseite und guckten sich neugierig die Rothosen an. Aber sie blieben still, sprachen höchstens über das abgerissene Aussehen und lachten über die komischen langen Uniformröcke. Unsere Wachmannschaften gingen mit geladenem Gewehr unter den Platanen auf und ab. Und was taten die ‚Damen‘? ‚Ach, ein reizender Mensch, der junge Franzose da! Und sieh mal, der daneben! Ach, die armen Kerle!‘ Und dabei warfen sie ihnen über das Straßengitter Blumen zu und drängten sich an die Stäbe, um ihnen Schokolade zuzustecken!“

Mausi schwieg erschöpft nach ihrer hastig hervorgesprudelten Rede. Frau Mantius zog sie auf das kleine Korbsofa nieder.

„Ja, wissen denn diese Frauen und Mädchen nicht, in welcher Zeit wir leben?“ fragte sie kopfschüttelnd und sah in die sonnendurchglühten Baumwipfel

hinaus. Dachten sie nicht an die Belgierinnen, die vor wenigen Tagen erst scheußliche Grausamkeiten an wehrlosen verwundeten deutschen Soldaten begangen hatten? Vergaßen sie denn, wie die aus Frankreich und Belgien flüchtenden deutschen Frauen mit Bajonett und Kolbenstößen bedroht und mißhandelt, wie deutschen Müttern ihre Kinder in fanatischem Haß aus den Armen gerissen und getötet wurden? Hatten sie das alles vergessen? Da mußte man ja beinahe etwas wie Achtung vor dem Haß der belgischen Frauen empfinden, denn er entsprang der Vaterlandsliebe. Und die deutsche Frau warf den Feinden ihrer Brüder Blumen zu und winkte ihnen lächelnd. —

„Ich kann es gar nicht fassen, daß ein deutsches Mädchen sich so weit vergessen kann —"

„O," machte Mausi altklug, „das sind doch auch keine deutschen Mädchen! Das sind welche von der Art, wie sie sich damals bei den Schwarzen im Zoo herumgedrückt haben. Die in jedem Ausländer, ob er nun schwarz, braun, gelb oder weiß ist, einen furchtbar interessanten Menschen sehen. Wissen Sie noch, gnädige Frau, wie sich die brillantgeschmückten Damen mit den fettigen Kerlen in der Ausstellung abgaben? Und wie sie der schmierigen Karawane auf dem Hauptbahnhof heulend Abschiedsgrüße nachwinkten?

„Solche sind dies auch!" schloß Mausi verächtlich. „Deshalb brauchen die Franzosen sich gar nichts auf diese weiblichen Gunstbezeigungen einzubilden. Die

‚Damen' wären genau so, wenn ein Australneger oder ein Zulukaffer ankäme . . . Und deshalb ärgert mich das so, weil die eitlen Franzosen nachher Räubergeschichten von den ‚deutschen Frauen' erzählen. O, ich platze noch vor Wut!"

Wirklich sah die Kleine mit ihren erregten roten Wangen ganz danach aus, als ob sie nach ihren Worten tun könnte.

„Ach, gnädige Frau, und wenn das alles wäre! Vorhin traf ich Frau Bankier Sievert, die sich furchtbar wichtig tat, daß sie heute Bahnhofsdienst hat. Natürlich nur für die Offiziere sei sie da. Für die gewöhnlichen Soldaten nicht. Ist das nicht fürchterlich? Wenn ich dem Papa das erzähle, kriegt er 'nen Schlaganfall!" schloß sie in ihrer drastischen Ausdrucksweise.

Frau Mantius küßte das junge Mädchen gerührt auf den frischen Mund.

„Solange wir noch solche Mädchen in Deutschland haben, kann es uns nicht schlecht gehen, kleine, tapfere Mausi!"

Eine heiße Träne fiel auf ihre Hand, so daß sie ganz erschrocken aufschaute. „Wäre ich nur ein Junge!" schluchzte Mausi. „Nun sitzt man hier und wartet und wartet — und könnte draußen doch so gut helfen!"

„Das können wir hier auch!" sagte Frau Mantius lebhaft. „Die Zukunft Deutschlands liegt ja nicht nur an den Grenzen, sondern auch bei uns, hinter der Schlachtenfront. Wenn wir im Alltag auch nur stille

Helden sein können! Auch jetzt müssen Strümpfe gestopft und Kartoffeln geschält werden ... Aber wir können an den sittlichen und kulturellen Werten arbeiten, die die da draußen jetzt verteidigen gegen neidische Feinde, damit unsere Zukunft hell wird, Mausi!"

„O, ich wollte, ich wäre dreißig Jahre älter und Mutter von lauter Söhnen. Alle wollte ich sie mit hinausschicken und wäre stolz darauf, wenn ich dem Vaterlande helfen könnte!"

Der dunkle Kopf neben ihr, dessen Haar viele weiße Fäden durchzogen, neigte sich vornüber, und an dem leisen Beben der Schultern merkte Mausi, daß Frau Mantius weinte. Sie dachte an Hanns. Und an ihre Eva-Marie, die noch gestern verzweifelt geschrien hatte: „Das überlebe ich nicht, wenn er fällt! Was gehen mich die anderen Menschen an! ... Warum mußte er überhaupt in den Krieg? Wenn die anderen Krieg anfangen, dann muß mein Mann sich dafür totschießen lassen!" — Evas Herz war durch die große Not noch nicht geläutert worden. Sie quälte sich mit Selbstvorwürfen, daß sie in der jungen Ehe ihren Einfluß nicht mehr geltend gemacht. Aber sie hatte niemals über ihre Älteste Macht besessen, es war das Naturell des Vaters, das ihr im Leben so manche bittere Stunde beschert.

Sie sah im Geiste Hanns als tollkühnen Husaren vor sich, wie er zum Angriff ritt und von der tödlichen Kugel getroffen aus dem Sattel sank. —

„Nicht weinen!" tröstete Mausi vor ihr auf den Knien. „Sie denken sicher an Hanns Reifferscheid. Aber wir haben auch zwei dabei. Oder nein, natürlich nur einen!" verbesserte sie sich ein wenig verlegen. „Mein Bruder Kurt ist mit draußen und sein Freund Herbert, der Fähnrich von Hanstein; wissen Sie, der damals bei dem Taufessen im ‚Frankfurter Hof' war."

Frau Mantius tat, als ob sie sich erinnere, obwohl sie sich nur dunkel des langaufgeschossenen Jungen entsann.

„Haben Sie denn gute Nachrichten?"

Mausi nickte strahlend und kramte in ihrer Handtasche nach der Karte, die sie gestern abend bekommen und schon halb, oder besser gesagt, schon ganz auswendig wußte. „Aus Larochette in Luxemburg!" sagte sie wichtig. Frau Mantius las:

„Liebe Mausi! Vom Marsch viele schöne Grüße. Hätte ich auf der Penne nur besser Französisch gelernt, jetzt geht's mir damit sehr dreckig. Besonders, wenn ich höflich sein will. Ich glaube, mit den richtigen Franzosen werde ich wieder gut Deutsch reden, und damit werden wir uns schon verständigen. Uns geht es viel zu langsam vorwärts. Wären wir nur erst ein paar Tage älter! Gruß an alle. Herbert."

„Die von Kurt hat Vater daheim behalten. Er ist bei Lüttich dabei gewesen, denken Sie nur! Vater sagt, der erkämpft sich sicher das Eiserne Kreuz... Und wir zu Haus warten und stricken und rücken die

deutschen und österreichischen Fähnchen auf der Karte vorwärts. O," sie ballte die kleine Faust, „dieses entsetzliche Warten! Das verzeih' ich doch dem lieben Gott nicht, daß er mich ein Mädchen hat werden lassen!"

„Ja, liebe Mausi, das müssen wir nun tragen," lächelte Frau Mantius ... „Wollen Sie denn schon gehen? Hella muß jeden Augenblick zurückkommen. Aber dann versuchen Sie rasch noch von den Aprikosen, die Mina so appetitlich aufgetragen hat!"

„Ich soll eigentlich sofort wieder daheim sein." Mausi sagte es ganz kläglich, weil sie mindestens eine Stunde hier schon verplaudert hatte. Aber sie biß doch herzhaft in eine Aprikose und lachte schalkhaft über den Tisch herüber. Sie war nichts weniger als hübsch, die kleine Korff, aber das Frische, Unberührte, das von ihr ausging, ließ vergessen, daß ihre Gestalt noch dürftig, die Hände zu groß geraten waren und das Näschen entschieden vorwitzig in die Welt starrte. Dazu tat Frau Oberstleutnant Korff auch nicht das geringste, um Mausi vorteilhaft zu kleiden. In dem soldatischen Haushalt gab's keinen Luxus. Sie machten kein Geheimnis daraus, daß sie sparen mußten.

„Ein Glück, daß Vater diese Unpünktlichkeit nicht erlebt!" Mausi stand auf. „Der ist jetzt den ganzen Tag im Dienst, in der Kaserne oder in den Lazaretten. Also guten Tag, gnädige Frau, und vielen Dank! Adieu sagen wir nicht mehr, weil's französisch ist. Gruß an Hella, bitte!"

Schon war sie draußen. Auf der Treppe hörte man sie hell gegen Hellas dunkelgefärbtes Organ sprechen.

„Weißt du, was ich eben erfahren habe!" Frau Mantius sah gespannt von ihrem grauen Soldatenstrumpf auf und der noch ganz atemlosen Hella entgegen

„Du erinnerst dich doch des Mr. Eldredge, des Verlobten von Anita Sievert? Nun weiß ich auch, warum an ihrem Geburtstag die Verlobungskarten nicht versandt wurden! Eldredge ist nämlich als Spion verhaftet worden ... Denk dir nur diese peinliche Geschichte! Als nämlich Sievert sich für seinen zukünftigen Schwiegersohn verwendete, da mußte er erfahren, daß Eldredge ein ganz gewöhnlicher Betrüger und Hochstapler war. Natürlich weiß ich's nicht von Sieverts, Pruß hat es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt. Und weißt du, was der Engländer getan hat? Aus seinem Atelier im sechsten Stock auf dem Bahnhofsplatz, angeblich zu seinen photographischen Liebhabereien gemietet, hat er den feindlichen Fliegern in der Nacht vom 4. August Feuerzeichen gegeben ... So sind Spione in unseren eigenen Kreisen!"

Frau Mantius sah ihre Tochter starr an. „Was ist denn mit ihm geworden?"

Hella zuckte die Achsel. „Niemand weiß etwas. Es wird dergleichen ja jetzt streng geheimgehalten. — Ich glaube, daß Anita ganz zufrieden über den Aus-

gang der Sache ist — sie schien nichts weniger als eine glückliche Verlobte. — Hätte Mama Sievert es nicht herumposaunt, dann wäre diese ganze Geschichte ohne Aufsehen, wie so viele andere, vertuscht worden. Mir bleibt bloß unverständlich, wie der englische Betrüger — Kellner soll er ja wohl sein — bei uns in den ersten Familien Zutritt erhalten konnte? Vielleicht seine allerdings tadellosen Umgangsformen —"

„— und die Hochachtung vor dem Ausländer!" vollendete Frau Mantius mit Nachdruck. „In diesem Punkte werden wir Deutschen uns hoffentlich mit dem Kriege sehr ändern!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich richtete Frau Bankier Sievert ebenfalls ein Nachmittagskränzchen ein, in dem die Damen des Bekanntenkreises sich in freiwilliger Liebesarbeit für die Truppen betätigen sollten. Frau Marie thronte in ihrer Fülle am oberen Ende des langen Tisches und mühte sich mit einer riesigen Leibbinde ab; man strickte, schneiderte und häkelte. Das gesamte Material wurde vom Hause Sievert gestellt. Zwar stand an der Tür eine Rote-Kreuz-Büchse für gelegentliche Spenden, aber die Hausfrau liebte es, von Zeit zu Zeit darauf hinzuweisen, daß es unmöglich gewesen wäre, von ‚diesen' Spenden eine Näh- und Strickstube auszurüsten.

Die Damen des Bekanntenkreises hielten sich ziemlich fern, so daß zuletzt nur die Frauen der Bankhausangestellten übrig blieben, welche Frau Sievert

bemutterte. Aber bald, nachdem die erste Begeisterung vorüber war, fehlte sie im Kreise und ließ sich mit dringender Abhaltung, Kopfschmerzen und dergleichen entschuldigen. Dafür wurde dann Anita geschickt, die sich höchst unlustig in das blaue Zimmer, das als Nähstube eingerichtet war, begab und an ihren grauen Pulswärmern um einige Zentimeter Breite weiterstrickte. Die Unterhaltung drehte sich natürlich nur um den Krieg. Um das, was alle Herzen ausfüllte, was durch alle Gedanken zitterte.

Da war die alte, weißhaarige Mutter des Prokuristen, der erst vor wenigen Wochen durch seine Tüchtigkeit zu dieser Stellung aufrückte und zur Luftschifferabteilung eingezogen war. Die alte Frau kam jeden Nachmittag als die erste und blieb mit rührendem Fleiß bis zuletzt bei der Arbeit. Sie wurde nicht müde, von ihrem Ältesten zu erzählen. Wie er auf ein Mädchen, das er sehr geliebt, verzichtet habe, weil er seine Mutter ernähren mußte.

„Damals bezog er nämlich noch so wenig Gehalt," erklärte sie dann mit ihrer zittrigen Stimme, „und sein jüngerer Bruder, der Ludwig, war auch noch da. Der ist jetzt als Kriegsfreiwilliger mit. Ich alte Frau muß nun warten, ob der liebe Gott mir meine beiden Jungen läßt. Ich habe nicht geweint, als sie fortgingen, damit ihnen der Abschied nicht schwer werden sollte — aber, wenn ich in dieser Zeit so lange ohne Nachricht bleibe, drückt's mir fast das Herz ab!"

In manchen der Frauenaugen standen heimliche Tränen, denn in ihren Herzen schrie ja auch das Weh um irgendeinen, den sie mit starkem, mutigem Lächeln hatten ziehen lassen, und von dem sie nicht wußten, ob er in diesem Augenblick überhaupt noch lebte — ob die feindliche Kugel ihn nicht gleich vielen, vielen tapferen Kameraden schon hingestreckt hatte in fremdem Land.

Neben ihr die junge Frau, Lotte Freiberg, schluchzte leise auf und senkte den blonden Kopf tiefer auf die Arbeit. Am zweiten Mobilmachungstag waren sie kriegsgetraut worden, und von der Kirche aus hatte sie ihren Georg direkt zum Bahnhof gebracht. Er war Torpedo-Maschinistenmaat d. R. auf dem Torpedoboot V 187 und sein letzter Brief schon wieder vierzehn Tage alt ... Und so ging das gleiche Geschick reihum. Alle, die hier saßen, eifrig stichelnd und strickend, hatten mit zuckendem Herzen ihr Opfer dem Vaterland gebracht und trugen klaglos die schwere Fügung.

„Ich hab mei'm Bruder gesagt, sie solle die Franzose für hunnert Jahr enaus verhaue. Ei, soll mer dann vor dene Parlezvous nie sei Ruh hawwe?"

„Mein Vater ist 1870 bei Gravelotte gefallen," erzählte ihre Nachbarin, „und meine Mutter begreift heute noch nicht, daß ihr damals das Herz nicht gebrochen ist! Und heute sehen wir uns manchmal das Eiserne Kreuz an und den durchschossenen Helm, den uns ein Kamerad vom Schlachtfeld geschickt hat."

„Warum erzählen Sie von dem Entsetzlichen?" rief die junge Seemannsfrau. „Haben Sie doch Mitleid mit mir! Wenn mein Georg nicht wiederkäme —"

Laut weinend sank sie in ihren Stuhl zurück und vergrub den Kopf in die Hände. Ein nervöses Schluchzen schüttelte ihren schmalen Körper. Leise war die Mutter des Prokuristen aufgestanden; die welken Finger strichen zart über das seidige blonde Haar.

„Kindchen, wir daheim sind auch Soldaten! Soldaten, die sich tapfer und mutig gegen alles stemmen müssen, was das Schicksal Trübes und Schweres bringt. Aber unser guter alter Herrgott droben schickt uns nur so viel, wie wir tragen können!"

So etwas mußte man in der Nähstube auch mitmachen! Und dann die Klagen über das Ausbleiben von Nachrichten aus dem Feld. Nerven mußte man haben wie Stricke, um das alles jeden Tag über sich ergehen lassen zu können!

Deshalb flüchtete Anita sich mit einem Roman in den Garten, wo man nicht so leicht nach ihr suchen würde. Ihre oberflächliche Natur hatte den immerhin peinlichen Zwischenfall mit der Verlobung längst überwunden, um so mehr, da sie nicht wußte, daß so viele Menschen in die unliebsame Geschichte von Frau Marie eingeweiht worden waren. Diese ‚Rache', die sie an Paul Wilken nehmen wollte, wäre ihr beinahe teuer zu stehen gekommen ... In den Tagen der Aufregung im Sievertschen Hause hatte sie nur einen

Gedanken: daß ihm die Überfahrt nicht gelingen möchte. Daß er nur nicht mit hinein in das Völkermorden müßte ...

Gleich in der zweiten Augustwoche waren die ersten Verwundeten nach Frankfurt gekommen. Die Autos vom Roten Kreuz ratterten zwischen dem Bahnhof und den Lazaretten hin und her. Die eigens hergerichteten Krankenwagen der Elektrischen standen im Verkehr. Am städtischen Krankenhaus und am Südbahnhof hatte man besondere Geleise gelegt, welche die bequemere Überführung der Verwundeten ermöglichen sollten. Überall in den ruhigen Straßen wehte die Lazarettflagge. Immer mehr Hilfslazarette entstanden in Vereinshäusern und Villen. Das Rote Kreuz, die Kriegsfürsorge, der nationale Frauendienst richteten Aufruf um Aufruf an die Bürgerschaft; Geld und Liebesgaben kamen in ungezählten Mengen ein. An den Litfaßsäulen prangten statt der lockenden Vergnügungsanzeigen lauter ernste, knappe Befehle des Oberkommandos und amtliche Bekanntmachungen. In Frankfurt, der Luxusstadt, brauchte es der Mahnung des Münchener Polizeipräsidenten nicht, daß die weibliche Bevölkerung alle auffällige Kleidung in dieser schweren, ernsten Zeit meiden solle. Wie mit einem Schlage ist der Kleideraufwand im Straßenbild verschwunden. Aber überall sieht man auf den Frauenkleidern das Rote Kreuz und die weißen Armbinden der Kriegs- und Bahnhofsfürsorge. Frauen-

kräfte drängen sich zu sozialer Hilfsarbeit in den Kriegskindergärten, Lazaretten, Kochkursen, Suppenküchen, Stillkrippen, Lazarettbibliotheken, auf den Bahnhöfen, wo immer noch Militärzüge durchkommen. Au der Kaiserstraße und der Zeil sind alle französischen und englischen Benennungen verschwunden, und es ist interessant, zu sehen, wie viele Läden auf diese Weise keine Schilder mehr haben ... Es gibt kein ‚Hotel d'Angleterre', kein ‚de Russie' und kein ‚de Francfort' mehr. Walte Gott, daß es so für immer bleibt!

Die Meldeämter für Kriegsfreiwillige werden zeitweise geschlossen. In den ersten Mobilmachungstagen wurden oft an tausend täglich eingetragen. Fest steht und treu die Wacht am Rhein! —

Augustsonne lag auf den rötlich gefärbten Kastanienbäumen. Eine Abteilung So'daten kam die breite Allee herunter. Taktmäßig gingen die schweren, nägelbeschlagenen Stiefel in dem Lied. Der Wind trug den frischen Gesang herüber:

„—zeiget ihm, zeigt der Welt, wie wir fest zusammenstehn!
Daß sich unsre alte Kraft erprobt.
Wenn der Schlachtruf uns entgegentobt.
Haltet aus im Sturmgebraus, haltet aus im Sturmgebraus!"

Die blaue Kolonne ging in einer aufwirbelndne Wolke Staub zwischen den Feldern hin. Dann schwieg

das Lied, und Querpfeifer setzten ein. Plötzlich gab's ein fernes Hurra.

Über die Stadt kam die ‚Viktoria Luise' in voller Fahrt. Hell leuchtend zeichnete sich ihr Weiß vom sonnigen Herbsthimmel ab; das Geräusch der surrenden Propeller drang bis zu Anita herüber. Vielleicht kam sie von einem Erkundungsflug aus Feindesland. Gedankenverloren sah sie zu dem stolzen Luftschiff auf, wie es in raschem Fluge um Rebstöcker Landungsplatz strebte. Die schwarz-weiß-rote Flagge war im Sonnenlicht ganz deutlich erkennbar.

„Hans Guckindieluft!" lachte da eine helle Stimme dicht hinter Anita. Sie fuhr überrascht herum und sah Mausi Korff in das erhitzte Gesicht.

„Kann man hier 'rüber?" Mausi maß mit Kennerblicken das Staket auf etwaige Stützpunkte. „Na, ich will dann doch lieber den gesitteten Weg nehmen! Ist die kleine Tür offen?"

Anita nickte und erwartete die Freundin am Eingang.

„Du, wenn ich Soldat wäre, — ich meldete mich zum Luftschiff!" sagte Mausi in ihrer lebhaften Art an Stelle der Begrüßung, „das ist fein!"

„Aber die Gefahr —"

„Ach was!" machte die Kleine unbekümmert. „Sterben kann man so und so. Aber denk mal, wie wichtig das ist für den Aufklärungsdienst!"

Anita zog ein Gesicht: „Nun redst du auch schon

wieder vom Krieg! Gerade bin ich drinnen aus der Nähstube ausgerissen. Das wird ja unerträglich!"

Mausi sah die Freundin ganz überrascht an.

„Ja, lebst du denn auf dem Mond? In Ostpreußen haben wir vorgestern neunzigtausend Russen auf einen Schlag gefangengenommen! In Lothringen kämpfen unsere Jungen gegen die Franzosen! In Belgien liegen schon Hunderte von unseren braven Soldaten tot, und hier in der Stadt siehst du sie, wie sie ihre Gesundung kaum abwarten können, damit sie wieder hinaus können — und du magst vom Krieg nichts hören!" Sie schlug die Hände zusammen. „Und was hast du denn da? Einen englischen Roman? Ausgerechnet einen englischen?"

Anita wurde dunkelrot, weil sie darin eine Anspielung auf Eldredge zu erblicken glaubte. Wäre Sievert nicht gerade bei einer Biegung des Pfades den beiden begegnet, so hätte die Verstimmung zu einer Auseinandersetzung werden können. Aber jetzt erinnerte Mausi sich des Zweckes, weshalb sie den unlieben Weg zur Villa Sievert hatte machen müssen.

„Wenn Sie ab und zu mal Ihre Plätze im Theater freistehen haben, — die verwundeten Soldaten sind so dankbar, wenn sie mal was anderes sehen als Lazarett und was anderes riechen als Jodoform und Karbol!"

„Ei natürlich," pflichtete er gleich bei, „unsere Plätz' sind öfters zu haben; warten Sie mal, kleines

Mausifräulein, da wären ja gleich drei Karten für die morgige Oper —"

„Aber, Pa," erinnerte Anita, „in unserer Proszeniumsloge können doch die — die —"

„— — die gewöhnlichen Soldaten nicht sitzen, meinst du?" platzte Mausi heraus. „O, sie werden es tun. Verlaß dich drauf!" Das Gesichtchen unter dem Kirschenhut war ganz rot vor Zorn. „Dieselben ‚gewöhnlichen Soldaten' haben auch mit ihrem Leben den Eingang durch die Vogesen gesperrt, sonst ständen uns die Franzosen heut im Land ... Gehörst du vielleicht auch zu denen, die ‚nur für die Offiziere' auf dem Bahnhof standen?"

„Krieg drinne und Krieg drauße!" versuchte Sievert zu scherzen. Mausis Kinderaugen verloren plötzlich den Ausdruck der Spannung.

„Nein," sagte sie und streckte Anita die Hand hin, „nun müssen wir ja erst recht zusammenhalten! Wo wir die frechen Japse auch noch auf dem Halse haben! Unser schönes Kiautschou tut mir so leid. Denn das ist natürlich hin. Aber Vater sagt, wir kriegen's schon wieder! ... Kurt schreibt, wenn er nicht gerade bei Namur hätt' dabei sein müssen, möchte er jetzt in Kiautschou sein."

Sievert lachte, weil er sich den jungen Leutnant, den ungestümen Draufgänger, vorstellte. Mausi glich ihm darin aufs Haar.

„Haben Sie gute Nachricht von Ihrem Schwager?"

„Dem geht's einstweilen bei seiner Fuhrpark-kolonne ganz gut," antwortete die Gefragte. „Anni braucht sich um Hugo nicht so zu sorgen. Die fahren immer kilometerweit hinter der Front umher und nehmen feine Quartiere in Schlössern. Gestern hat er ein lustiges Gedicht mitgeschickt, das ein Kamerad gedichtet hat. Ich kann's schon auswendig, weil man's nach der Melodie von ‚Ich bin ein Preuße' singen kann:

‚Wir fahren Hafer oder auch Konserven
Vom Magazin zur Truppe vornehin,
Geht unsre Arbeit auch nicht auf die Nerven,
In unserem Tun steckt doch Musike drin!
Was will die Front denn machen?
Wenn wir mit unsern Sachen
Nicht zeitig da, erhebt sich ein Geschrei,
Wo die Kolonne Nummer 4 denn sei?

‚Wir werden immer wieder neu beladen,
Wenn wir die Mäuler vorne vollgestopft,
Und weil die groß, bedenkt man nicht den Schaden,
Wenn man die Wagen allzu vollgepfropft.
Und will ein Gaul nicht weiter
Und fällt, wir bleiben heiter.
Weh dem, der uns wohl jemals traurig sah,
Es lebt vergnügt und froh die F. P. K.'

„Heißt Fuhrparkkolonne!" erläuterte Mausi wichtig.

‚Der Chef, er führt uns neben ins Gelände
Und sieht, daß uns kein Feind was Böses tut,

Und droht Gefahr, befiehlt er, daß man wende,
Man macht schnell kehrt und ist in guter Hut.
Wenn man den Feind mal sähe!
Er meidet unsre Nähe,
Und käm' er wirklich uns mal auf den Kopp,
Macht die Kolonne kehrt, selbst im Galopp!

‚Doch eines ist's, das wird uns sehr gefährlich,
Wenn wir den Parkplatz müde aufgesucht,
Ein jeder pennt, und es ist sehr beschwerlich,
Kein Luder kommt, und wenn man noch so flucht!
Doch käm' der Feind gegangen,
Er wäre sehr befangen
Und risse aus, potz Blitz und Element!
Die Bande schnarcht wie'n ganzes Regiment!'

„Famos! Darnach läßt sich ja wunderschön marschieren!" lachte Sievert, denn sie waren unwillkürlich nach Mausis halblautem Gesang bis zum Hause hinmarschiert. Nein, mit hinein wollte Mausi nicht. Sie mußte noch zur Kriegsfürsorge hin. —

In der Stadt standen die Menschen zusammen.

Die Flaggen von dem großen Sieg Hindenburgs wehten noch über den Straßen. Sie wurden zugleich die Totenfahnen für die Tapferen bei Helgoland. S. M. Schiff ‚Ariadne' und das Torpedoboot ‚V 187' sind nach heldenmütiger Gegenwehr gesunken . . .

So sterben deine Söhne für dich, Deutschland!

Du, der du daheim bliebst, halte ihnen die Treue,

wenn einst dein Haus wieder im Friedenssonnenschein steht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„— — da keine Möglichkeit war, dem feindlichen Feuer zu entgehen, drehte ‚V 187‘ auf den Feind zu, um ein Passiergefecht zu führen und bis zum Ende durchzuführen. Als unter dem Geschoßhagel die Bewegungsfreiheit vollständig verloren gegangen war, wurde schnell im Innern eine Sprengung vorgenommen, um dasBoot nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Jetzt sank es schnell, und während es sank, stand die Besatzung bis zum letzten Augenblick an den noch brauchbaren Geschützen und feuerte . . .“

Helf dir Gott, arme junge Frau Lotte!

11. Kapitel.

Das kleine Buchenwäldchen bot einen guten Unterstand. Die Mannschaften, müde von dem langen Eilmarsch, hatten sich, wo sie gingen und standen, hingelegt. Niemand konnte wissen, wie bald schon wieder der Befehl zum Vorrücken kam. Wie es hieß, sollten sie in der Nacht die Kameraden, die seit neun Tagen vorn im Schützengraben lagen, ablösen. Die nicht schliefen, saßen über einen engbeschriebenen — ach, so oft gelesenen — Brief gebeugt. Die Grüße von daheim . . . Oder sie sprachen zusammen wie Menschen sprechen, die müde sind, übermüde, und die doch die Erregung vor dem Kommenden gewaltsam hochreißt.

Eine Stunde, zwei, drei, vier — —

Unaufhörlich sausen deutsche Artilleriegeschosse über das Wäldchen weg, und fern antwortet feindlicher Kanonendonner. Weit hinter der niedrigen Hügelkette zerplatzen Schrapnelle und Granaten. In der klaren Herbstluft sieht man die weißen Wölkchen ganz deutlich, wenn man nämlich aus dem Gehölz heraus und auf die niedere Anhöhe, einen mit Heidekraut bewachsenen Sandhügel, geklettert ist und die Umgegend mit dem Glase absucht wie Hauptmann Holtzer. Länger als eine Stunde sollten sie hier nicht in der Reserve liegen bleiben. Aber es sind schon vier, und die Ordonnanz bleibt aus. Auf seinem braungebrannten Gesicht steht ein nervöser Zug.

„Kinder, wenn unser bescheidenes Dasein hier in dem Wurschtkessel man nich einfach vergessen is!" sagt Leutnant Efterding und zieht an seiner Zigarette. Es ist eine französische, denn von Heimatgrüßen haben sie seit drei Wochen nichts gesehen; aber sie schmeckt doch.

Die anderen Offiziere lachen, wie immer, wenn Efterding von seinen Zigaretten erzählt. Er hat nämlich ein merkwürdiges Talent, immer welche aufzutreiben.

„Dieses verfluchte Warten soll der Teufel holen!" knurrt Efterding. „Die da drüben dürfen draufhauen, und wir gucken in den Mond —"

„Sonne, bitte!"

„Na ja, meinetwegen," sagt er ärgerlich; „wenn's jetzt nicht bald losgeht, — Herrschaften, dann brenn' ich allein durch — vornehin! — Wer mitgehen will —"

Herbstlich steht der Wald, dieselbe Färbung unter dem blassen Sonnenhimmel wie im Niederrader Forst, wenn die Herbstrennen waren. Ja, das war wohl so um dieselbe Zeit. Und mitten in dieser ungeheuren Spannung tauchte ein Mädchenkopf vor Fritz Holtzer auf. Weshalb mußte dieser Leutnant von Eppendorf kommen? Der kleine Freiherr, der eigentlich nichts weiter in die Wagschale zu werfen hatte als seine Flieger- und seine Unterhaltungsgabe. Fritz Holtzer glaubte zu fühlen, wie ihm der Boden, den er sich in der Gunst Hellas erkämpft hatte, unter den Füßen wegglitt, auf dem Leutnant von Eppendorf sich einen Zollbreit nach dem andern mit seinem frischen, unbekümmerten Lachen eroberte. So wie er ihn heute morgen gesehen hatte, stolz und wagemutig mit seiner Taube Kreise ziehend, — das war so recht das Bild der beiden Nebenbuhler. Der schneidige Leutnant von Eppendorf als Sieger der Sonne entgegen, und Hauptmann Fritz Holtzer tief unten in der Niederung — —

Er biß die Zähne zusammen.

Donnerwetter, war er denn überhaupt noch Soldat?

Jammert da nach einem braunhaarigen Mädel, und drüben lauert der Tod, der ehrliche, mutige Soldatentod! Holtzer richtet sich stramm auf. Er gehört

jetzt seinem Kaiser. Das Vaterland setzt seine ganze Hoffnung auf das Heer. Auch auf die vierte Kompanie von Hauptmann Holtzer ...

Unwillkürlich tastet seine Hand nach dem Brustbeutel. Eine große Münze ist darin, wie von einem spanischen Kostüm. Ein dummes, schwarzgewordenes Ding. Ein blondhaariges Mädel hat's auf einem Regimentsball verloren, und der stille, ernste Hauptmann Holtzer war der ‚unehrliche' Finder und trägt's seit der Zeit bei sich, trotz Leutnant von Eppendorf!

„Herr Hauptmann," sagt da aufgeregt Leutnant Efterding neben ihm, „sehen Sie da — da drüben —"

An dem Streifen der verkrüppelten Weiden galoppiert ein Reiter. Mit dem Glas sieht man ganz deutlich, wie er das Tier zur höchsten Anstrengung antreibt.

In immer kürzer werdenden Zwischenräumen platzen die Granaten drüben über den herbstlichen Baumwipfeln. Einmal fliegt eine her, schlägt in die Wiese und reißt einen dichten Strudel von Erdstücken los. Ein nervöses Zucken geht durch die beobachtenden Offiziere. Aber dem Reiter ist nichts geschehen. Er jagt, das Pferd hochreißend, näher und näher.

Eine Bewegung läuft durch die Reihen. Die Entscheidung! Nun hat das nervenaufreibende Warten ein Ende. Das Feuer drüben hat an Heftigkeit zugenommen, ja, es sieht aus, als ob der Kampf sich über die Höhen fortpflanzen sollte.

Dann wäre ja die deutsche Stellung erschüttert?

Keuchend, mit zitternden Flanken hält der Fuchs. Schweißbedeckt sinkt die Ordonnanz vom Sattel.

„Anderen Gaul —" keucht sie mühsam. Man holt ihr das Pferd von Hauptmann Holtzer. Schon stehen sie marschbereit. Es gilt, die Infanterie, die seit Stunden im Gefecht liegt, zu verstärken. Die feindlichen Batterien haben ihre Stellung gewechselt, und die deutsche Artillerie findet sie anscheinend noch nicht wieder.

„Die drüben schlagen uns alles kurz und klein," sagt Holtzer zu Efterding, „wir müssen unbedingt unsere Artillerie entlasten."

Auf frischem Pferd rast die Ordonnanz weiter, zur nächsten Reservekolonne. Scharf und hell klingt hinter ihr her das Kommando zum Vorrücken. Und als Antwort marschieren feste Tritte im Eiltempo am herbstlichen Walde hin. Die nervöse Unruhe der letzten Stunden ist einer Spannkraft gewichen, die die Nerven hochreißt und sie antreibt, das Letzte, Höchste einzusetzen und herzugeben.

S — s — s — s — s — s — s — s — s — s — s —s, Granaten sausen zerplatzend durch die matte Herbstluft. Gewehrsalven krachen dazwischen und das unaufhörliche Tek—tek—tek der Maschinengewehre. Man kann sie dem Klang nach ganz deutlich schon in deutsche und französische unterscheiden.

Sie sollen in die feindliche Flanke einrücken, und

das ist in Anbetracht der Geländeschwierigkeiten durchaus nicht einfach.

Marschieren sie in Deckung, so brauchen sie schätzungsweise durch den Umweg am Walde hin das Doppelte, wenn nicht Dreifache der sonstigen Zeit. Die Kugeln und Schrapnelle pfeifen nicht schlecht herüber. Sie scheinen die deutschen Stellungen hart zu bedrängen. Deshalb: Hilfe bringen, so rasch als möglich. Also: In der Richtung auf den Hohlweg vorrücken!

„Wenn das man gut geht," denkt Leutnant Efterding; „denn daß uns der verflixte Täuberich da oben nicht sehen sollte, ist höchst unwahrscheinlich. Na, — was hab' ich gesagt?"

Das letzte ruft er ganz laut, wie einen Warnungsschrei. Die Zunächstmarschierenden sehen erstaunt zu ihm herüber, und dann erst zu der Granate auf, die — s — s — s — s — s — hoch über ihren Köpfen wegschießt und etwa zweihundert Meter hinter ihnen zerspringt.

„Mein Sohn, da hättste 'ne Minute früher kommen müssen," denkt der Leutnant, „aber nu wird die Jabel kommen — —"

„Schwärmen!" schreit vorn der Hauptmann.

„Schwärmen!" Efterding brüllt es, und in demselben Augenblicke schlägt die Granate in den Boden ein, kaum fünfzig Meter von ihm seitwärts, und wirft ihm ein großes hartes Lehmstück gegen die Schulter.

„Marsch, marsch!"

Nur keine Verwirrung aufkommen lassen! Sie laufen, rennen, keuchen vorwärts. Am Fuße des Hügels, hart am Hohlweg, sammeln sie sich, um geschlossen vorzurücken und einen Augenblick Atem zu schöpfen. Es gilt, für das Kommende alle Kräfte anzuspannen.

„Nun sind wir soweit in Sicherheit, Kinder," Efterding schnappt nach Luft, „das heißt, solange uns der Täuberich da oben nicht wieder verpetzt!"

Ein paar Soldaten lachen, obwohl ihnen nicht darnach zumute sein sollte. Aber es ist etwas Befreiendes, Beruhigendes in dem Lachen, zu dem Leutnant Efterding den Ton angibt. Das hat schon manche verzweifelte Stimmung leichter ertragen lassen.

S — s — s — s — s — s — s — s — s. Die Granaten und Schrapnelle prasseln jetzt nur so in die verlassene Talmulde hinein. Im Eilschritt geht es den Hügel hinan, der außer dem ziemlich dichten Baumbestand auf der breiten Höhe nur einen rotblühenden Heidestreifen hat.

„Nieder! — Sprung auf! Marsch, marsch!"

Hier ist noch mehr Aussicht, dem feindlichen Artilleriefeuer zu entgehen, als auf dem Weg durch den engen Hohlweg, durch den sie nur geschlossen vorrücken und deshalb auch vom Feind sicherer bestrichen werden können. Sie sind glücklich unten. Hinter ihnen kartätscht es, ihnen entgegen schleppen sich Verwundete, die sich hinter die Gefechtslinie zu bringen suchen.

„Links halten!“ schreit Efterding. „Links halten!“ wiederholen sich die Warnungsrufe.

„Es steht schlecht! Sie brauchen euch,“ ruft einer, der vergeblich mit einem Tuch das aus dem Uniformkragen sickernde Blut zu stillen versucht. Es läuft in einem unaufhörlichen roten Rinnsal über den schmutziggrauen Mantel.

Wieder einige, die sich notdürftig selbst verbunden haben. Darunter einer mit einem blutigen Handfetzen.

„Drupp, Kerls!“ Er reckt die gesunde Faust nach der Feuerlinie zurück. Der Anblick macht das Blut kochen. Sie rennen an ihm vorbei, voran gegen den Feind.

Ein Höllenlärm.

Die Franzosen haben sich gut verschanzt, und dieses sehr zusammengeschmolzene deutsche Trüpplein muß sich schon längst mit Löwenmut gegen die Übermacht gewehrt haben. Beinahe alle Offiziere sind gefallen. Es hat viele, viele Opfer gekostet. Aber sie wanken und weichen nicht. Für einen, dem die todbringende Kugel den Befehl vom Munde reißt, steht ein anderer an seiner Stelle auf.

Wenn die feindlichen Batterien nicht wären! Sie sollen augenscheinlich die so tapfer gehaltene Stellung der Deutschen zum Angriff für die eigene Infanterie reif machen. Drüben scheinen sie den Zeitpunkt für gekommen zu halten.

„Den Unseren wäre es aber wirklich dreckig ge-

gangen, wenn wir nicht gekommen wären," denkt Holtzer und befiehlt: „Ruhig zielen!"

„Ziel nehmen!" brüllt ein dicker Feldwebel, „denen wollen wir die Geschichte schon versalzen!"

Das Seitenfeuer verwirrt die Heranstürmenden, und da sie wohl die deutsche Verstärkung überschätzen, fluten sie wieder zurück. Die Salve von der vierten Kompanie hat gesessen. Das Schreien der Verwundeten dringt schauerlich herüber.

„Wie sich der berühmte französische ‚Elan' durch den preußischen Schneid verblüffen läßt," keucht Efterding in einer höchst unbequemen Stellung, in der er durch das Glas wieder den Flieger beobachtet, der noch immer seine Kreise über dem Schlachtfeld zieht. Ihm entgegen saust von fernher ein anderer —

„Kinder, wenn das einer von uns wäre!" jubelt Efterding.

In demselben Augenblick schlägt eine von den Granaten, die bislang viel zu weit rechts krepierten, in die deutschen Reihen hinein. Die feindliche Batterie hat die deutsche Verstärkung entdeckt.

„Nu wird's faul," denkt Hauptmann Holtzer, „hoffentlich kommt unsere Artillerie —" und laut: „Wir müssen aushalten, Kameraden, ein Zurück gibt's nicht!"

„Deutsche Soldaten halten aus, Herr Hauptmann."

Eine Granate reißt dem Feldwebel das stolze Wort vom Munde. Auf der Stelle, wo er gestanden,

sprudeln Erdstücke und Eisensplitter auf. Holtzer fühlt seinen Helm wie von einem Faustschlag getroffen vom Kopfe fliegen.

Scharf und bestimmt schallen die Befehle. Meldegänger, durch die die beiden deutschen Flügel sich miteinander verständigen, eilen durch den Kugelregen hin und her. Für einen, der fällt, steht ein anderer todesmutig auf. Es sind Freiwillige, die sich zu dem gefährlichen Gange gemeldet haben.

Da — was ist das?

Der zweite Flieger, der ungefähr in der Richtung der feindlichen Artillerie stehen muß, gibt ein Leuchtkugelsignal — —

Ganz kurz darnach schwirrt durch die Luft ein tiefer, dunkler Ton. Da springt auch schon unter dem Flieger eine Feuergarbe hoch.

„Unsere Artillerie! Hurra! Sie hat ihn!" Efterding winkt es strahlend seinem Hauptmann hinüber. Und durch das Zischen und Sausen, über das Knattern und Explodieren hinweg schwingt das tiefe Gebrumme der deutschen Artilleriegeschosse.

Die Sonne ist längst untergegangen. Es weht abendlich kühl von den waldigen Hügelketten her.

Niemand achtet darauf.

Sie richten die todbringenden Geschütze und Gewehre gegeneinander, auf daß das brutale Recht des Stärkeren siege. Seid ihr noch die Herrscher der Schöpfung, die ihr euch über Elemente und Tiere er-

haben dünktet, seid ihr noch die Edelmenschen einer verfeinerten Kulturzeit, die sich da in wütendem Ringen selbst zerfleischen?

Welche großen Werte hätten die für ihre Nation so grausam Hingemordeten ihrem Vaterland, der Menschheit vielleicht in ihrem Leben und Schaffen noch gegeben! — Wie viele Hoffnungen liegen hier in diesem Vogesental mit gebrochenem Auge und verblutenden Todeswunden!

Kann aus diesem grauenhaften Totenfeld je wieder Friede und Versöhnung aufsteigen? — —

Während die Geschütze sich gegenseitig zu überbrüllen suchen und in die grausige Melodie das nervenaufreizende Tek-tek-tek der Maschinengewehre hineinschreit, während das Hurra des deutschen Sturmangriffs das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden zudeckt, spielt sich hoch oben in den Lüften auch ein Kampf auf Tod und Leben ab.

Die französische Taube hat den deutschen Doppeldecker, der die französische Stellung erkundete, in immer engeren Spiralen umkreist. Die Kugeln des kleinen Steilgeschützes durchschlagen die großen Tragflächen des deutschen Flugzeuges, die beiden Offiziere hören das Durchklatschen ganz deutlich. Einmal erhält Eppendorf einen so kräftigen Schlag gegen die rechte Hand, daß sie jäh vom Steuer fährt. Aber es war nur ein Prellschuß.

Der andere zielt kaltblütig nach den beiden fran-

zösischen Fliegern, obwohl er sich immer wieder das Blut von den Augen wischen muß, das warm aus der Kopfwunde über die Stirne läuft.

Aber sie müssen wohl auch noch Feuer von unten herauf bekommen, denn in diesem Augenblick schlägt etwas hart auf an dem Apparat.

„Teufel auch — das hat den Motor getroffen!"

Mit raschem Druck reißt er das Höhensteuer in die Höhe, er darf auf keinen Fall unter den Franzosen kommen. Ein verzweifelter Plan taucht in Eppendorf auf, denn der andere scheint nicht locker zu lassen.

„Der Motor steht — wir müssen alles aufs Spiel setzen — bist du einverstanden?"

Er reißt das Steuer herum. Also — Kampf bis zur Vernichtung!

Wenn es sein muß, bis zur Selbstvernichtung!

Er darf die Taube nicht höher kommen lassen, und das zu verhindern ist schwer, weil das deutsche Flugzeug um so viel schwerfälliger ist, als die leichtfliegende französische Taube. Der Motor arbeitet wieder, also ist er nicht beschädigt. Wie dieser puffende, knatternde Ton Mut und Zuversicht wieder emporreißt! Der deutsche Beobachter zeichnet in dieser rasenden Fahrt sogar noch die Stellungen der französischen Batterien ein, obwohl es aussieht, als sei da unten jetzt ein einziges Flammenmeer.

Und oben in dem unendlichen Weltenraum die beiden Todfeinde, die sich gegenseitig hart bedrängen.

Die schnellere Taube kreist in immer engeren Spiralen. Die Deutschen haben sich gänzlich verschossen, und immer noch durchschlagen die französischen Geschosse die Tragflächen des deutschen Apparates. In demselben Augenblick, da der französische Beobachter mit einem Wehlaut auf seinem Sitz zusammensinkt, sagt Eppendorf verzweifelt:

„Die Fetzen halten nicht mehr — aber wir wollen uns wenigstens teuer verkaufen —"

Jetzt ist die Taube durch eine plötzliche Schwenkung gerade unter ihnen, — vier, fünf Meter tiefer —

Da schießt der deutsche Flieger wie ein Habicht auf die französische Taube herunter — —

Ein furchtbares Krachen und Splittern. Ein Augenblick, als ginge die Welt aus ihren Fugen.

Hat es wie ein Aufschrei geklungen?

Sie sehen in der Dämmerung einen schwarzen Körper sich überschlagen und zur Erde hinuntersausen. Sie sehen Trümmer sinken. Krampfhaft haben sie sich oben festgeklammert, die furchtbare Erschütterung hätte sie sonst unfehlbar hinausgeschleudert. Und dann sausen sie selbst haltlos in die Tiefe. Sie sinken — sinken — — —

Unten ist Abendfrieden eingekehrt. Nur ab und zu fällt noch ein vereinzelter Schuß.

Die feindlichen Batterien sind schon lange zum Schweigen gebracht, die Infanterie hat dem Sturmangriff der Deutschen weichen müssen, so daß das

eigentliche Schlachtfeld von den Kämpfenden längst verlassen worden ist. Nur die Verwundeten, die hilflos liegen geblieben sind, warten hier der Hilfe oder — dem Tode entgegen. Aber sie haben ihr Blut nicht umsonst gegeben. Wie mit Hilfe eines Wunders hat die viel schwächere deutsche Infanterie die Stellungen des Feindes genommen, hat sogar noch Gefangene gemacht. Die Verluste sind auf beiden Seiten furchtbar; von den ersten Kämpfern sind nur noch wenige da, auch Efterding liegt mit durchschossener Brust unter dem klaren Sternenhimmel bei vielen hundert seiner braven Kameraden. Die da um das flackernde Biwakfeuer sitzen, sind zum größten Teil die Zuletztgekommenen, denen die französische Artillerie nichts mehr anhaben konnte. Immerfort werden Verwundete von Kameraden herbeigetragen, weil die Sanitäter noch nicht zur Stelle sind.

Holtzer streift den Rockärmel ab, der mit trockenem Blut fest an der Wunde klebt, und sucht sie selbst zu verbinden; es ist nur ein Fleischschuß. Dann hilft er einem mehrfach verwundeten Wehrmann einen Verband um eine heftig blutende Beinwunde machen.

Es gibt sogar noch etwas zu essen, aber die meisten fallen todmüde und mit zerrissenen Nerven in einen apathischen Schlaf oder doch in einen Zustand der Erschöpfung, der alle Forderungen der Natur vergessen läßt.

Die Wachen sind ausgestellt. Hauptmann Holtzer als der Dienstälteste hat das Kommando übernommen. Jetzt ist auch ein Verbandplatz eingerichtet, und Ärzte und Pflegerinnen sind bei ihrer schweren Arbeit.

Hauptmann Holtzer versucht zu schlafen. Aber die gepeinigten Nerven wollen nicht. Er durchlebt noch einmal jeden Augenblick des heutigen Kampfes. Er sieht noch ganz deutlich jedes Gesicht im Vorwärtsstürmen, sieht noch, wie Leutnant Efterding an der Spitze seines Zuges mit gezogenem Degen und mit Hurra voranstürmt. Sieht, wie der dicke Feldwebel von der Granate getroffen wird. Sieht manchen seiner braven Leute fallen. Nur er bleibt wunderbarerweise verschont. Die Armwunde ist ganz unbedeutend.

Die Feuer verschwelen. Es ist in der Herbstnacht schon empfindlich kalt. Weil auf den Wiesen die nassen Nachtnebel aufsteigen, biwakieren sie am Rande des Buchengehölzes auf dem trockenen Laubboden.

Feste Schritte knacken durch das dürre Geäst auf der Walderde. Zwei Sanitäter tragen einen leblosen Körper und legen ihn zur Seite des noch wärmenden Feuerrestes nieder.

„Wir haben ihn in den Trümmern von seinem Apparat gefunden," sagte der eine Träger, „ziemlich weit von dem Schlachtfeld entfernt — nur durch Zufall sind wir dort hingekommen — die anderen waren längst tot ... Er fragte nach Ihnen, Herr Hauptmann —"

Betroffen steht Holtzer auf und fährt im nächsten Augenblick zurück: „Eppendorf!"

Dieser liegt blaß, mit geschlossenen Augen. Kaum daß ein leises Atmen noch Leben in ihm verrät. Aber über sein hübsches junges Gesicht kriechen schon die Todesschatten.

„Er hat schwere innere Verletzungen," flüstert der Sanitäter, „deshalb hat auch das Herbringen so lange gedauert, weil wir so vorsichtig gehen mußten — zu helfen ist nicht mehr. Wir müssen weiter —"

Holtzer kniet neben dem Sterbenden nieder und nimmt seine schlaff herabhängende Hand. Dann flößt er ihm einige Tropfen aus seiner Feldflasche ein. Glücklicherweise ist noch ein Rest darin.

Mit einem tiefen Seufzer schlägt Eppendorf die Augen auf. Sein Geist, der in den überraschendsten Lagen zu arbeiten gelernt hatte, erkennt Holtzer sofort.

„Das — ist gut —" sagt er mühsam, „ich — ja — nu is 's eben — aus. Aber der — andere — hat auch — dran glauben müssen. — Wo ist — Rust? Auch tot —? Armer Kerl, — hat eine Braut —"

„Sprechen Sie nicht so viel," drängt Holtzer, „nehmen Sie noch einen Schluck —"

Aber der kleine Fliegerleutnant wendet den blassen Mund zur Seite.

„Haben wir — gewonnen? Ich — habe — Unseren — Signale — gegeben —"

„Sie haben uns die Schlacht gewonnen!" sagt

Holtzer herzlich, „ohne Sie wären wir übel dran!“ Und einer plötzlichen Eingebung folgend, nimmt er das Eiserne Kreuz von seiner Brust und gibt es dem sterbenden Kameraden. Ein lichter Schein fliegt über dessen Gesicht, und seine Hand tastet nach der Rechten von Hauptmann Holtzer.

„Nehmen — Sie meine — Papiere — für — Sie — ist ein — Gruß — — Schreiben — Sie meiner — alten Mutter, — nicht traurig — Deutschland muß — siegen — sie—gen — —“

Ein dunkler Strom bricht aus seinem Munde, ein Aufbäumen des Körpers ... Dann sinkt sein Kopf hintenüber.

Leutnant von Eppendorf ist tot.

Ringsum die schwarze Herbstnacht. Vom Schlachtfeld tönen einzelne Schüsse herüber, mit denen Verwundete um Hilfe rufen.

Fritz Holtzer kniet noch immer neben dem Toten, und ein Bild steigt vor ihm auf von dem lustigen Fliegeroffizier, dem schneidigen Draufgänger, von seiner alten Mutter, den verblühten Schwestern, die um den Bruder gespart und gedarbt hatten, — und dahinter taucht ein dunkler Mädchenkopf auf. Wenn Hella das wüßte! — Still drückt er die gebrochenen Augen zu und breitet ein Tuch über das bleiche Gesicht, das noch immer zu sagen scheint: „Deutschland muß siegen — —“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Morgengrauen gruben sie ihm ein Grab unter einer alten Tanne am Waldesrand. Hauptmann Holtzer legte die letzten wildblühenden Margueriten auf den frischen Erdhügel. Und Soldatenhände fertigten aus Fichtenholz ein Grabkreuz und schrieben darauf:

„Hier ruht ein deutscher Held."

Sie hatten auch die übrigen Toten schon begraben, als frische deutsche Infanterie eintraf, die die Nacht in Gewaltmärschen durchmarschiert war. Und während sie gemeinsam vorrückten, dem sich sammelnden Feinde entgegen, fühlte Fritz Holtzers Hand nach der Seite, wo eine Feldpostkarte steckte, die an Leutnant von Eppendorf adressiert war und auf der ein Wort stand, das ihn froh und glücklich machte:

„Eine Bitte. Wenn Sie durch Kriegszufall Herrn Hauptmann Holtzer treffen sollten, so sagen Sie ihm einen herzlichen Gruß von Hella Mantius —"

Und diese Karte mußte erst in den letzten Tagen angekommen sein!

12. Kapitel.

„Hanns hat mir gar nicht gesagt, daß ich dazu als seine Frau Generalvollmacht brauche," klagte Frau Eva-Marie mit vorwurfsvollem Blick; „was soll ich denn bloß machen?" Dabei hielt sie zweifelnd in der Hand den Brief des Verlags, der wegen einer Neuauflage seines ersten Romanes schrieb.

„Sein Kriegsroman,“ erklärte sie, „worin er den Weltkrieg beschreibt.“

„Gerade, als ob er die Entwicklung der Dinge vorausgeahnt hätte,“ meinte Frau Korff nachdenklich; „es wäre doch jammerschade für sein Talent gewesen, wenn er das beim Kommiß begraben hätte!“

Sie saßen im Empfangszimmer der Villa Reifferscheid und sahen durch die gerafften Türvorhänge Bubi im Nebenraum eifrig Soldaten spielen. Eva sah unzufrieden dorthin.

„— — wenn ich ihm seine Soldaten wegnehme, dann bettelt er so lange, bis ich sie wieder herausrücke. Es wäre mir schrecklich, wenn ich den auch einmal für einen Krieg hergeben sollte!“

Frau Korff lächelte fein. „Sie werden es, Liebe, genau so, wie Sie heute Ihren Gatten ziehen ließen! Das sagt man so. Aber wollten Sie als deutsche Frau wirklich hier sitzen, ohne jemand von den Ihren zu wissen, der draußen im Grenzkampf hilft? Sehen Sie, es ist mir hart gewesen, daß Kurt ohne Abschied hinaus mußte, ohne daß ich ihn noch einmal sehen konnte, — und doch bin ich froh in dem Bewußtsein: Dein Leben ist nicht unnütz gewesen — du hast einen Sohn, der die große Zeit miterleben darf, der tapfer seinen Mann im Kugelregen steht! Blut von deinem Blut! Und wenn ich auch stündlich um ihn zittere und eigentlich nur von einer Post zur anderen lebe,“ — um den feinen welken Mund irrlichterte ein wehes Lächeln —

„aber ich verstehe Frau Major von Hanstein so gut, daß sie noch ihren Jüngsten als Kriegsfreiwilligen ziehen läßt."

Die großen, dunklen Augen der jungen Frau sahen wie geistesabwesend die Sprecherin an, die mit der Rote-Kreuz-Binde am Arm neben ihr auf dem Sofa saß. Ja, die anderen Frauen, die hatten gut reden! Die hatten die Mittagshöhe ihres Lebens überschritten, und mit der leise sinkenden Sonne kam die Abklärung. Wenn man sein Teil Glück gehabt hat, konnte man das vielleicht ertragen.

Aber nicht, wenn man erst an der Schwelle steht, wenn man in jauchzender Freude die Treppe hinaufgestürmt ist und oben nur eine verschlossene Tür findet. — —

„So ist es mir ergangen," dachte Eva-Marie. „Ich hab jetzt nur noch meinen Jungen. Und den geb ich nicht her. Niemals! Hanns ist ja mit tausend Freuden von mir weg und hinausgestürmt — — Ach, wenn ihr mein Leid kenntet, ihr würdet anders sprechen!"

„Marsch, marsch!" schrie Bubi nebenan mit Aufbietung aller Kräfte und warf auf seinem Spieltisch alle Zinnsoldaten durcheinander. Das sollte jedenfalls den Sturm auf die Höhen und die gänzliche feindliche Niederlage bedeuten.

„Hurra! Hurra!" Er sprang mit heißem Kopf auf sein Stühlchen, um die Gefechtslage besser übersehen zu können.

Frau Korff nickte Eva-Marie mit warmem Frauenblick zu, als wollte sie sagen: Du magst dich wehren, wie du willst, dein Junge würde, wenn es der Ernst fordert, mit flammenden Augen vor dich hintreten und jauchzend zum Schwert gegen den Feind greifen. Und deine schwachen Frauentränen würden ihn bestimmt nicht zurückhalten.

Eva Reifferscheid blieb stumm. Der Besuch erhob sich.

„Ich Pflichtvergessene," schalt sie, „bei meinem Bettelamt kann ich mir doch gar keine Zeitverschwendung leisten. Also Dank im Namen der Kriegsfürsorge für Ihre reichen Gaben ... Was würden Sie sagen, Liebe, wenn ich Ihnen ein paar Kinderchen zum Mittagbrot schickte? Kinder von Vätern, die im Felde stehen, und deren Mütter hart arbeiten und darben müssen, um die hungrigen Mäuler zu stopfen. Wollen Sie diesen Mitschwestern nicht ein bißchen helfen, Frau Eva?"

„Aber mit Freuden, gnädige Frau! Wir können die Nebenküche ausräumen lassen, und unsere Annette, das Zweitmädchen, ist sehr kinderlieb, die wird sich schon der kleinen Gesellschaft annehmen."

Frau Korff lächelte wieder.

„— — und vielleicht haben Sie auch selbst hin und wieder eine Viertelstunde Zeit — —"

„Ja — ja — natürlich —"

„Und dann, denk ich, wird Ihr Bübchen auch nicht

mehr immer so allein zu spielen brauchen. Wenn man so viel lustige Spielkameraden im Haus hat, nicht?" Sie sah fast schelmisch ihr Gegenüber an, das verlegen an der Lippe nagte. „Wie viele von den Kleinen sehen ihren Vater nicht wieder! Und deshalb wollen wir ihnen so viel Licht und Wärme bringen, als wir nur können, nicht wahr, Frau Eva?" Sie streckte ihr herzlich beide Hände hin, in die sich zwei andere mit festem Druck hineinschmiegten.

„Ja!"

Die Ältere drückte einen herzlichen Kuß auf die erglühende junge Frauenstirn. Sie besprachen noch allerlei, während Bubi sein artiges Dienerchen zum Abschied machte und Eva Frau Korff hinunter zur Haustür begleitete.

„Also bis morgen, nicht wahr, Frau Eva?"

„Ja, bis morgen! Und —" ein liebes Lächeln huschte über Evas Gesicht — „wissen Sie, daß ich mich schon auf meine ‚Kriegskinder' freue?"

„Das ist recht, Liebe! Hoffentlich erfahren Sie an ihnen viel Freude ... Nun ist es richtig schon dunkel geworden. Wie man sich verplaudern kann."

Eva-Marie ging langsam die teppichbelegten Treppen hinauf und durch die erleuchteten Zimmer. Alles atmete einen vornehmen Reichtum. Im Spielzimmer räumte Bubi eben seine Soldaten wieder in die Schachtel. Still, ernst, bedächtig. Das Licht der abgedämpften Lampe fiel auf den goldblonden Kinder-

kopf, der so eifrig über seine Arbeit geneigt war, daß er ihr Kommen ganz überhört zu haben schien.

In aufwallender Zärtlichkeit hob sie ihn hoch und hielt ihn fest in den Armen: „Mein! Mein!“

Aufjauchzend schlang Bubi seine Ärmchen um ihren Hals und drückte sein Gesicht an das ihre.

„Mammi . . .“

Und da ging Evas frohes Lachen plötzlich in ein schluchzendes Weinen über, und die Patschchen von Bubi fuhren über ihre Wangen und wischten die Tränen ab.

„Pappi kommt bald wieder, ganz bald!“ tröstete er altklug, in dem dunklen Gefühl, daß ihre Tränen damit zusammenhingen.

„O du, du — — mein Kerlchen du!“

Sie küßte ihr Kind mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Dabei drängte sich ihr die Beobachtung auf, daß der Junge für sein Alter viel zu viel beobachtete und begriff, vielleicht, weil sein kindlicher Geist des gleichaltrigen Umgangs entbehrte. Aber das sollte jetzt anders werden, wenn erst die ‚Kriegskinder‘ da sein würden — —

Zuerst mußten sie natürlich gebadet werden, weil sie ohne Zweifel den Schmutz der kleinen finsteren Wohnungen mitbrachten. Sodann wollte sie sie hübsch und ordentlich anziehen. Außer dem Mittagtisch wollte sie nämlich noch zwei sechsjährige Jungen bei sich aufnehmen, das hatte sie Frau Korff noch auf der

Treppe versprochen. Der Vater stand vor Ypern und zu Haus gab's Geschwister, die versorgt sein wollten. Frau Korff suchte die Schar wenigstens so lange unterzubringen, bis das erwartete Kleinste angekommen sein würde. Für die Wöchnerin hatte die Kriegsfürsorge auch schon alles vorgesehen.

Eva hatte an allen diesen Bestrebungen des Nationalen Frauendienstes bisher keinen Anteil genommen. Etwas wie Scham stieg in ihr auf, daß sie so lange untätig gesessen. Draußen stand die Welt in Flammen, und hier daheim trug jeder sein Scherflein an Arbeit und Vermögen bei zu der großen Tat, die alle mit fortriß.

Warum nicht auch sie?

Sie schlang die Hände um das Knie und grübelte vor sich hin, während Bubi sich wieder ans Aufräumen begeben hatte.

„Ich bin doch sonst gar nicht so selbstsüchtig," dachte sie. „Vielleicht bin ich nur aus reinem Trotz so, aus reinem Widerspruch, weil Hanns die soldatischen Ansichten und die Kriegsbegeisterung verfocht. Und irgend etwas muß ja schließlich den Grund zum Unfrieden in unserer Ehe abgeben ... Weiß Gott, ich hab es nicht geahnt, daß die Begeisterung so stark ist, daß sie alles, das ganze Sein zum Opfer gibt —"

„Mammi, kommt Pappi morgen wieder?" Dem Kleinen wurde die Stille langweilig.

„Nein, Bubi, morgen noch nicht!" antwortete sie

leise und sah weit, weit in die Ferne. „Wie viele von den Kleinen sehen ihren Vater nicht wieder!" hatte Frau Korff gesagt. Eine jähe Angst preßte ihr die Kehle zusammen. Mit angstvollen Augen starrte sie den Kleinen an, der schon wieder ungeduldig die Frage nach Pappi wiederholt hatte. Dasselbe Entsetzen überfiel sie wieder, das sie damals bei der Nachricht von Lüttich empfunden. Aber Hanns schrieb so gleichmütig von den Gefahren, als sei er im Manöver. Es wäre lächerlich gewesen, wenn sie ihm ihr Weh gezeigt hätte.

Ein Klopfen an der Tür rief sie in die Wirklichkeit zurück. Der Diener brachte die Post. Ein Feldpostbrief von Hanns.

„Wir essen in einer halben Stunde, Sicking."

„Sehr wohl, gnädige Frau!" Lautlos schloß sich die Tür wieder. Sie riß mit einer Haarnadel den Umschlag auf. Ihrer fiebernden Erwartung war der Weg bis zum Schreibtisch im übernächsten Zimmer zu weit. Sechs engbeschriebene Seiten. So viel hatte er noch nicht geschrieben, seit er draußen weilte. Ihr Herz schlug ihr fast bis zum Hals hinauf, und vor ihren Augen tanzten die Buchstaben derart, daß sie einen Augenblick den Brief sinken lassen mußte, um ihrer Aufregung Herr zu werden. Im Überschwang ihrer Freude zeigte sie ihn dem Kleinen:

„Von Pappi! Von Pappi!" und vergaß ganz, daß sie diesen kindlichen Kosenamen in Bubis Mund immer

mit einem Verweis geahndet hatte, — er sollte ‚richtig‘ sprechen — und jetzt kam ihr der zärtliche Name von selbst auf die Lippen.

„Von Pappi!“ wiederholte er jubelnd und drängte seine Augen über das Papier mit den unverständlichen Zeichen.

Eva-Marie las. Las — —

„Mein Liebstes Du!

Denke, ich säße bei Dir, wie wir oft in jener seligen Zeit unter den Kiefern am Lago maggiore saßen, Arm in Arm und Hand in Hand. Während ich dieses schreibe, spielt ein Grammophon die ‚Loreley‘ — ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —‘ ‚Den Sang vom Rhein‘ — — Drüben bringen sie französische Deserteure heran, tragen Verwundete, und hier, auf der Parkseite des Rokokoschlößchens, klingt die Loreley an dem verblühten Weingerank herauf. — ‚Ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn‘ — — weißt noch, Evi, wie wir beide es sangen?

Nach Tagen der Entbehrung und Leiden geht es uns heute wieder einmal gut. Vorhin haben wir die Gefallenen vom gestrigen Morgengefecht begraben. Gestern noch war das Vogesental eine liebliche Wiesenmatte, — jetzt ist der Boden aufgewühlt, zerstampft, vom Blute gefärbt; Uniformstücke, Tornister, Geschosse, meist alles französisches Eigentum, liegen verstreut zwischen den frischaufgeworfenen Hügeln der Massen-

gräber. Ein paar Fichtenhölzer haben sie zum Kreuz gezimmert und einen deutschen Helm darauf gesetzt. Sie haben das Gewehr präsentiert vor den gefallenen Kameraden und ein stilles Gebet an ihren Gräbern gesprochen. Mein liebster Freund liegt mit dort unten, Bolbrügge, der mir noch auf dem Todesritt von seinem jungen Eheglück erzählte. Kopfschuß. Sofort tot . . .

Ich habe schon mehr wie einmal dem Tode ins Antlitz gesehen, erst gestern, als man mich besinnungslos unter dem zerrissenen Gaul von Bolbrügge hervorzog. Die Lunge ist ein bißchen gequetscht und die rechte Hüfte verrenkt; trotzdem konnte ich in der Nacht aber schon wieder Patrouille reiten. Ich weiß nicht, ob Du Bubi ein Gebet gelehrt hast, was mich so wunderbar beschützte . . . Ach Eva, und doch: Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vorm Feinde erschlagen! Jeder von uns gibt alles. Jeder, der letzte Soldat, gibt nicht nur in treuer, eiserner Pflichterfüllung, sondern in jauchzender Tapferkeit sein Leben. Und wenn ich falle, so weiß ich, daß dieser Geist in meinem Sohn fortlebt. Er soll dereinst ein ganzer Mann werden, unser Junge! Das soll mein Vermächtnis für ihn sein.

Kann sein, daß ich bald auch unter ein Fichtenkreuz zu liegen komme.

Willst Du mir nicht noch ein liebes, gutes Wort schreiben, Eva-Marie? Wenn Du wüßtest, wie ich mich all die Zeit darnach sehne! Hanns."

Totenstill war's im Zimmer. Auf der Fußbank neben Eva-Marie saß der Kleine und war, vom Spiel ermüdet, eingeschlafen.

Das trockene Schluchzen, das sie innerlich schüttelte, bereitete ihr geradezu körperliche Schmerzen. Ihre Augen brannten. „Will mir denn niemand in dieser furchtbaren Qual helfen?" dachte sie nur immer. „Nun wirft der Tod das Tor zu, vor dem ich in Sehnsucht und Reue und Verzweiflung mir die Stirn wundstoße — — Ich werde noch wahnsinnig! Herrgott, so hilf mir doch!!"

Sie riß das Kind in ihre Arme. Schlaftrunken öffnete es die Augen: „Pappi — —"

„Zu spät! — — und wir hatten uns lieb — — Nun kommt er mir vielleicht nicht wieder — — Gott ist grausam! ... Hanns — —"

Ihr wildes Gestammel ging in krampfhaftes Schluchzen über. Ihre heiße Tränen netzten das blonde Knabenhaar.

Der Diener, der nun schon zum dritten Male leisen Fußes gekommen war, um das Essen zu melden, entfernte sich kopfschüttelnd. — Bis Bubi plötzlich die Treppe heruntergepoltert kam:

„Komm schnell, Sicking, Mammi is krank!"

Oben lag die junge Frau matt und bleich im Stuhl. Aber sie wehrte alle Hilfe ab. Sie hatte sich gut in der Gewalt.

Und dann saß sie die ganze Nacht am Schreib-

tisch ihres Mannes und schrieb sich die Seele frei in einem langen, langen Brief an Hanns — — —

13. Kapitel.

Am andern Morgen waren die ‚Kriegskinder' schon da, von einer Dame des Nationalen Frauendienstes gebracht. Zwei blonde Sechsjährige, die sich täuschend ähnlich sahen, und von denen Eva-Marie behauptete, daß sie den Otto und Heinrich Böckler bestimmt nicht werde auseinanderhalten können. Sie gewöhnten sich überraschend schnell in die fremde Umgebung ein, und als sie in den blauen Anzügen, frisch gewaschen und gekämmt, in das Spielzimmer kamen, sahen sie wirklich allerliebst aus. Bubi stand in seinem grauleinenen Spielkittelchen zwischen den beiden, die ihn um Kopfeslänge überragten, und zeigte ihnen seine Spielsachen. Er war sehr stolz, wenn die Zwillinge alles bestaunten.

„Meine Soldaten darfst du aber nicht kaput machen, sonst nimmt Mammi sie uns weg," sagte er ein Mal über das andere. Es war schon viel, daß er überhaupt seine Soldaten hergab.

Die beiden benahmen sich denn auch soweit ganz manierlich. Und wenn es in der Folgezeit doch zu Meinungsverschiedenheiten kam, so ließen sie den kleinen Bubi dabei ganz aus dem Spiel und fochten sie miteinander handgreiflich aus. Abends, wenn sie dann in dem großen Bett so friedlich und rosig nebeneinander

schliefen, sah Eva-Marie auch noch nach ihnen wie nach ihrem eigenen Kinde. Dann kamen ihr oft die Tränen, wenn sie dachte, daß der Vater, nach dem sie täglich fragten, längst in kalter belgischer Erde schlief. Man hatte der Mutter, die einem schwachen Mädchen das Leben geschenkt, noch nichts davon mitgeteilt. Erst mußte sie gegen den furchtbaren Schlag wieder gefestigt sein.

Die Beschäftigung mit den dreien genügte für Eva-Marie, um sie in fortwährender Spannung zu halten und sie über die lange Wartezeit, bis wieder ein Lebenszeichen von Hanns kam, hinwegzubringen. Er schrieb nie etwas, außer dem einen Mal, von Gefahren und Kämpfen. Aber gerade diese Rücksichtnahme beschwerte ihr Herz, das in der Ungewißheit noch mehr befürchtete, als vielleicht nötig war. Es tat ihr sogar weh, daß er sie wieder so wenig Anteil an seinen Tagen da draußen nehmen ließ. Aber sie hatte es ja nicht gewollt — —

Trotz der liebeglühenden, reuevollen Briefe hin und her schien das Eis doch noch nicht gebrochen. Das konnte nur eine Aussprache bringen. Und daß diese jemals wieder möglich wäre, darin gipfelte das tägliche Gebet von Eva-Marie.

Sie sah, wie alle Frauenkräfte sich mühten, auf ihre Weise der Not dieser Zeit abzuhelfen, und es kam der Tag, da Eva-Marie vor Frau Korff stand und sich errötend zur Mitarbeit in der Fürsorge anbot. Die kannte die junge Frau Reifferscheid lange genug,

um zu ermessen, wie viel dieses Anerbieten für ihre innere Wandlung bedeutete.

„Zuerst," sagte sie in ihrer frauenhaft herzlichen Art, „sehen Sie sich einmal unter Ihren weiblichen Arbeitskräften um, denen wir durch Arbeitsüberweisung helfen können. Denn jetzt ist das soziale Empfinden wichtiger als falsche Sparsamkeit. Zum Beispiel sind mir Fälle bekannt, daß gutgestellte Hausfrauen in dem Bestreben, sich einzuschränken, ihr Dienstmädchen entließen. Aber sie bedachten nicht, wo diese armen Dinger bleiben sollten — — Sehen Sie sich selbst nach solchen Frauen um, von denen Sie wissen, daß sie um ihr Brot arbeiten, und dann beraten wir gemeinsam, wie und wo wir helfen können."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine dieser Straßen in dem Industrieviertel sieht aus wie die andere. Als ob die graue Trostlosigkeit hier wohne. Trotz der verblühten Blumenstöcke auf der Fensterbank, die neben ausgelegtem Bettzeug auf die späte Wintersonne warten. Die schmalen Balkone an den Eckhäusern sind für die Doppelwohnungen durch ein Lattenstück abgeteilt. Viele Zettel kleben an den Fenstern. ‚Möblierte Mansarde', ‚Schlafgänger gesucht', ‚Chiromantie', ‚Manicure und Pedicure'.

Hier draußen hat man das in der Stadt übliche Überkleben von französischen Aufschriften anscheinend für überflüssig gehalten. Die Geschäfte im Viertel der kleinen Leute sind niedrig und eng. Grünkramhand-

lungen, kleine Weißzeuggeschäfte mit „staunenerregenden Gelegenheitskäufen" in buntem Barchent, Soldatenstrümpfen, Leibbinden, Brustlappen. Ein paar Tage alte Kriegsnachrichten vor den kleinen Kolonialwarenläden, aus denen eine unbeschreibbare Luft, ein Gemisch von Käse, Petroleum und Heringen, kommt. Roßschlächtereien mit den gelbgefüllten Dosen Pferdefett im niedrigen Fenster, Zigarrenlädchen mit wüsten Kriegspostkarten und Liebesbriefstellern. Der Winkel im muffigen Halbdunkel hinter dem Ladentisch war in Friedenszeiten der Treffpunkt für manche fragwürdige Existenz. Wer will sie zählen, die Schattengestalten, die am Straßenrande der lichterglänzenden Großstadt ihr Dasein leben? Die in Morast und Schlamm um einen Platz an der goldenen Schüssel des Lebens kämpfen und gierig nach jedem Stützpunkt greifen, einerlei, ob ein Menschenleben dabei zugrunde geht? Sie ringen mit dem Mute der Verzweiflung. Denn wenn es nicht glückt, schluckt sie der wirbelnde Strudel, der unersättliche Mund der Großstadt hinab. Einer mehr oder weniger — wer kümmert sich darum?

Vielleicht bringt die gemeinsame Not die Menschen einander näher, daß sie nicht nur die stolzen Höhen, die bequeme Niederung, sondern auch die grauenhaften Tiefen des Lebens sehen lernen ...

Ohne besondere Eile ging Eva-Marie durch dieses ungekannte Viertel. In der öden Hauptverkehrsstraße klingelte in größeren Zeitabständen eine Elektrische.

Sie war anscheinend zu früh ausgestiegen und hatte nun noch ein gutes Stück Weges zu Fuß zurückzulegen. Heute wollte sie den Anfang zur Ausführung ihres Vorsatzes machen. Sie fühlte sich mit ihrem Entschluß so froh wie lange nicht.

Schwerbeladene Kohlenwagen knirschten in ihren Achsen über das Pflaster. Mehr als einmal sauste die Peitsche mit einem derben Fluch auf das dampfende Pferd. Keuchend zog es, mit gesenktem Kopf und zitternder Flanke. Wenn der Krieg nicht wäre, stände es vielleicht beim Gnadenbrot im warmen Stall.

Mitten zwischen den hohen Mietskasernen wachsen Lagerhäuser und Fabrikgebäude empor. Maschinen stampfen und rasseln. Dunkelschwarz quillt es aus den Schornsteinen und lagert sich über den Häusern. Das Dröhnen der Maschinen klingt wohl straßenweit. Die in kleine Vierecke abgeteilten gelbschmutzigen Fenster scheinen fast mitzuzittern. Der Geruch von Jute, von Maschinenöl, Schweiß und verbrauchter Luft hüllt die Fabrik wie in einen Dunstschleier ein.

Aus dem dumpfen Dröhnen löst sich ein knatterndes Geräusch. Im nächsten Augenblick rattert ein Auto vom Roten Kreuz vorüber. Grell hupt es drei-, viermal hintereinander. Eines der blassen Kinder, wie sie die lichtlosen Gassen der Großstadt hervorbringen, schreit erschrocken auf und hält schützend den Arm um das Sechswochenbübchen. Mit großen Augen sieht es der feinen Dame nach, die etwas eilig aus dem

Fabrikbereich zu kommen trachtet. Eva-Marie mußte unwillkürlich an ihr Kind denken, dem von seinem ersten Lebenstage an die Hände unter die Füße gebreitet worden waren. Wie golden war seine Jugend gegen dieses armselige kleine Menschenkind da!

Zwei Frauen standen mit dem Korb am Arm an der Haustür, mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt.

„Angst brauchst Du um mich nicht zu haben, wir siegen sicher. Wenn es nur nicht so kalt wäre! Fünfzehn Tage im Schützengraben — —" Die zitternde junge Frauenstimme verschlang der Lärm von dem nahen Spielplatz, einem Sandhaufen zwischen kahlen Sträuchern.

Wie auf einem Ameisenberg krabbelte es darauf von Kindern. Die Jugend lachte, tobte und jubelte. Auf den schmalen, kränklichen Gesichtern strahlt die Jugendlust und leuchtet in den Augen, vor denen so früh schon die Brutalität des Großstadtlebens den barmherzigen Schleier des Kinderglaubens wegzieht..

Auf den verkritzelten Bänken saßen zwei alte Veteranen, dick eingemummelt, und während sie sich in den kargen Strahlen der Wintersonne zu wärmen versuchten, schienen sie in hitzigem Gespräch aneinandergeraten zu sein. Eva-Marie hörte etwas von ‚Gravelotte' und ‚Mars-la-Tour' herüberschallen.

Sie bog in eine der kleinen Nebenstraßen ein. Aus dem Erdgeschosse eines Eckhauses hatte man ein Kino gemacht. Sicherlich eine gelungene Unter-

nehmung des findigen Hauswirts. Grellbunte Anschläge lockten schon von weitem.

Trotz ihres einfachen dunkelblauen Kleides fiel Eva-Marie natürlich in dieser Gegend auf. In einem Torbogen standen drei Knirpse mit den frühreifen Gesichtern der Großstadtkinder.

„Guck emal," schrie der eine, „es is Krieg un wie is die aagezoge!" Sofort fanden sich zwei, drei Frauen, die tuschelnd die vornehme Dame musterten, welche jetzt in den dunklen Torweg eines hohen Doppelhauses trat. Langsam tastete sie sich die enge Treppe hinauf, die durch einen Lichtschacht nur notdürftig erhellt wurde. Mit Mühe konnte sie das Namensschild an der Tür links im dritten Stock entziffern.

Sie mußte zweimal klingeln, ehe sich ein schleppender Schritt näherte und die Türe sich einen Spalt breit öffnete.

„Ach, Sie, Frau Reifferscheid," sagte eine müde Stimme, „Sie kommen wohl wegen der Wäsche? Die ist fertig."

Eva-Marie ging über einen winzigen, stockfinsteren Vorplatz in das Zimmer, in dem die Nähmaschine stand und ein kleines dreijähriges Mädchen auf der Erde saß und mit der Katze spielte. Die dunklen Augen lachten die Eintretenden an. Die Weißnäherin machte einen Stuhl von dem Lederzeug frei. „Ich habe jetzt Militärlieferung mitgekriegt," sagte sie erklärend und sah dabei wie geistesabwesend vor sich hin.

„Sind Sie krank, Frau Warncke? Was ist Ihnen denn?" Mit ehrlicher Besorgnis schaute Eva-Marie der

kleinen dunkelhaarigen Frau in das schmalgewordene, blasse Gesicht.

Die schüttelte langsam den Kopf: „Mir? Mir fehlt nichts. Aber" — sie ballte verzweifelt die Hände zur Faust und schrie es wild hinaus — „meinen Mann haben sie mir da draußen totgeschossen ... Er hat's gleich gesagt: ‚Ich komm' nicht wieder ... Sorge mir für das Kind und erhalt' dich für das — andere' — —" Ihre Stimme ging in ein wehes Schluchzen über.

„— — und nun, nun ist er schon lange tot, — — und ich hab immer geglaubt und gehofft und gebetet — und ich hab ihm Briefe geschickt und Pakete — — und er freute sich so auf den Jungen — — er hat sich immer so einen Jungen gewünscht — — und nun erlebt er's gar nicht mehr! In französischer Gefangenschaft — — ist er gestorben — da steht's — da!" Fassungslos schluchzend wies sie nach der Verlustliste, die gefaltet auf der Kommode lag. Das kleine Mädchen fing ebenfalls an zu weinen.

Eva-Marie kroch es kalt den Rücken herauf. Das war aus der lustigen kleinen Frau geworden ... Sie mußte an Hanns denken, und die Tränen traten ihr in die Augen. Aber die Weinende stieß die graubehandschuhte Rechte zurück.

„Ich will Ihr Mitleid nicht! Wir sitzen hier und hungern, und draußen steht der Mann im Kugelregen und gibt auch noch sein Letztes, sein Blut hin! Gehen Sie hier straßauf, straßab, Tür an Tür — lauter arme

Heimarbeiterinnen, die schon Kriegswitwen geworden sind. Ihr Reichen könnt ja euer Leid mit Geld zudecken, aber wir —"

Eva-Marie war zurückgewichen von den leidenschaftlichen Worten. Sie hatte wie schützend die Arme um die Kleine gelegt, die sich erschreckt vor der Mutter zu der Fremden geflüchtet zu haben schien. Ihre Lippen zuckten.

„Mein Mann steht auch in der Front, Frau Warncke. Auch mir kann jede Stunde die Nachricht werden, daß —" Ihre Stimme schwankte. Das tränenüberströmte Gesicht vor ihr sah ungläubig auf.

Tränen bei der reichen Frau Reifferscheid? Auch Tränen? Und wie sie sie so in ihr Taschentuch hinein weinen sah, stieg eine Scham in ihr auf. Leise tastete sie nach der Hand, die sie vorhin zurückgestoßen hatte Ein in wildem Weh erstarrtes Frauenherz suchte schüchtern den Weg zu dem andern. Das drohende Schwert der großen Not stand ja über ihnen allen ...

Über den Frauen und Müttern allen.

Eva-Marie wunderte sich selbst, daß sie die arme kleine Frau zu ruhigem Sprechen und Erzählen brachte. Nach einer langen, qualvollen Wartezeit war ihr gestern abend die bestimmte Nachricht geworden, daß ihr Mann vor ungefähr fünf Wochen in französischer Gefangenschaft gestorben sei. Wieder flossen die Tränen aus den armen, müdgeweinten Augen.

„Am Mittwoch hab ich noch einen Brief von ihm

gekriegt," schluchzte sie, „der ist so lange unterwegs gewesen. Und er — war längst — tot — — ich weiß nicht, woran er gestorben ist, — wie er gestorben ist. — Nicht einmal sein Grab!"

Eva-Marie saß diesem Jammer völlig fassungslos gegenüber.

Endlich richtete die andere sich auf: „Sie haben recht — ich bin auch noch Mutter. Das sollte ich nicht vergessen, aber Sie wissen ja nicht, was ich in dieser Zeit durchgemacht habe — gehungert hab ich, weil ich nicht betteln wollte — die Arbeit blieb aus, und ich war auch so schwach — und die Kriegsunterstützung geht allein für Miete und Kohlen drauf."

Nun saßen sie und berieten, und Eva-Marie machte sich in ihrer rührenden Unbeholfenheit in geschäftlichen Dingen eifrig Notizen. Sie würde mit verschiedenen Damen sprechen, von denen sie wußte, daß sie bei der Kriegsfürsorge einigen Einfluß hatten. Vor allem mußte Frau Warncke die nun viel zu teure Wohnung kündigen.

„Nein, nein, Sie brauchen gar nicht in Ihrem Buche nachzusehen," schnitt sie alle Einwendungen beim Abschied ab, „meine Stopfwäsche ist noch nicht bezahlt. Das wird so an dreißig Mark machen, — rechnen Sie nur nicht lange nach." — Dabei dachte sie mit innerlichem Lächeln: „Ich habe doch noch zu lernen, bis ich richtig schwindeln kann!"

Auf dem dunklen Vorplatz hörte sie ein halb-

erstictes: „Der liebe Gott soll es Ihnen wieder gutmachen, daß Sie zu mir gekommen sind." Und dann ging sie langsam wieder die enge Treppe hinunter, auf der es nach gekochtem Kohl und der Ausdünstung von vielen Menschen roch. Kinder schrien, und eine Frauenstimme gellte dazwischen. Unten im Hof spielten sie Soldaten mit Papierhelmen und Holzschwertern. Die Schlacht war gerade im schönsten Gange.

„Druff! Als druff!" schrie ein Knirps aus Leibeskräften, „mir müsse die Russe heut ordentlich verhaue! Hurra!"

Beschwingten Schrittes ging Eva-Marie zur Straßenbahn-Haltestelle. Sonst hätte sie ein Auto genommen. Aber sie fand plötzlich, daß das Luxus sei. Die Eindrücke der letzten Stunden hallten in ihr nach, und sie fühlte den dunklen Drang, sich mit irgendwelchen Verzichtleistungen von dem Vorwurf reinzuwaschen, daß sie nun einmal unter einem reicheren Dache geboren worden war.

Es war Sünde in dieser Zeit, nur an sich und das eigene Leid zu denken. — — Sie meinte, daß ihre Tage fortan etwas Köstliches haben würden in der Sorge für diese kleine Frau. Einen Inhalt, bis Hanns wiederkäme. — — Wenn er wiederkäme — — —

Am Himmel hingen graue Wolken. Vom Taunus zog es heran. Unaufhaltsam. Schwarz, kalt, feucht.

Regenspritzer standen an den Scheiben. Die Fabrikpfeifen tuteten. Ein Strom von Menschen,

schmierig und rußig von der Arbeit, ergoß sich aus der breiten Toreinfahrt. Anderthalb Stunden Freiheit — dann schluckt der Rachen des Riesengebäudes ihn wieder ein zur Fortsetzung des einförmigen Tagewerks. Und sie waren froh, daß sie während der Kriegszeit überhaupt Arbeit hatten.

Schulkinder mit Ranzen und Büchersack liefen lachend und rufend durch den feinen grauen Rieselregen. Zwei Sechsjährige hatten sich angefaßt und sangen ‚Gloria, Viktoria!' wie sie es von den Soldaten gehört haben mochten.

Von der Galluskirche läutete es Mittag.

14. Kapitel.

Anita Sievert starrte noch immer wie betäubt auf den Feldpostbrief in ihrer Hand. Ja, war sie denn anders, fühlte und dachte sie denn anders als die übrigen Menschen? Sie begriff Paul Wilken einfach nicht, daß er sich durch die vielen Gefahren der Überfahrt durchgekämpft hatte, nur um gegen Deutschlands Feind sein Leben in die Schanze zu schlagen. War es Tatendrang, war es Eitelkeit oder wirklich und wahrhaftig die reine Liebe zum Vaterland? Es mußte das wohl sein, was alle wie ein Fieber erfaßt hatte, was sie opfern und dulden lehrte. Alle, nur die kühldenkende Anita nicht. Aber im Hause Sievert kannte man derartige Gemütswallungen und Ideale nicht. Das berechnende Genie des Vaters war in den Adern der Tochter zu Krämer-

geist geworden. Krämergeist, wie ihn die Mutter hatte. Ein Temperament, das bei allem mäkelt und abwägt, das wohl nimmt, aber nur geizig und widerstrebend gibt. Und deshalb gab ihre unglückliche Verlobung ihr die gerechte Strafe. Ihr schoß das Blut immer noch siedendheiß in die Schläfen, wenn sie daran dachte. Das kam, weil sie nie einen eigenen Willen gehabt, sondern sich immer von der Mutter hatte schieben lassen. Und weil Frau Marie sich von dem feinen und reichen englischen Schwiegersohn Wunder was versprach, hatte sie sich auch hierin wieder bestimmen lassen. Paul schrieb nicht, und das kränkte sie maßlos. Daß der auf ihr Vertrauen gebaut hatte, daran dachte sie mit keinem Gedanken. Sie war eben trotz ihrer dreiundzwanzig Jahre noch immer das verwöhnte Töchterchen, dem alles im Leben nach Wunsch und Laune gehen mußte.

Es war, als gingen ihr darüber jetzt erst die Augen auf. Und sie schämte sich im Grunde ihrer Seele.

Seit die peinliche Spionagegeschichte vorgefallen war, und der reiche Mr. Eldredge sich als ganz gewöhnlicher Glücksritter entpuppte, der auch die Verräterei für französisches Geld betrieben hatte, sprach Frau Marie nur noch von einem ‚adeligen' Schwiegersohn. Die Verlobung war ja noch nicht öffentlich gewesen, und in den Bekanntenkreisen konnten nur wenige davon wissen. „Auf alle Fälle soll meine einzige Tochter einen aparten Mann haben!" pflegte sie jetzt in ihrer

langsamen Art zu sagen, „jetzt allerdings kann man froh sein, wenn man überhaupt noch einen Mann für seine Tochter kriegt, bei diesem schrecklichen Krieg!" Dabei drehte sie dann klagend die Brillantringe an ihren runden Fingern.

„No," kam darauf regelmäßig der lächelnde Trost von Papa, „unsere Agnes kriegt schon noch ein' mit, verlaß dich drauf!" Weil er nämlich im Geist den gefüllten Geldsack neben seiner Tochter, die er statt des hochklingenden ‚Anita' hartnäckig Agnes nannte, stehen sah . . .

O, wie häßlich war das alles! Anita ballte die Hand. Sie war doch schließlich keine Maschine, die sich einfach hin und her schieben ließ! Sie war doch keine Zahlenreihe aus ihres Vaters Hauptbuch, die man so mir nichts, dir nichts mit anderen zusammenaddieren konnte!

Sie sah wieder auf den Feldpostbrief, und eine Erinnerung stieg in ihr auf. Das war an einem erdennassen Vorfrühlingstag gewesen, als Doktor Paul Wilken seinen förmlichen Abschiedsbesuch in dem Hause Sievert gemacht, wo die beiden Brüder als tanzlustige Herren bei den Fünfuhrtees der gnädigen Frau als gerngesehene Gäste galten. Anita hatte den lustigen jungen Ingenieur mit seiner frischen, offenen Art schon immer gern gehabt, wenigstens fühlte sie das plötzlich, als er sich abschiednehmend über Frau Maries Hand beugte und Anitas Rechte kameradschaftlich

schüttelte. Aber etwas Sonderbares war doch in seinem Wesen, und vorher, als sie noch allein im Salon gesessen hatten, wollte er gerade etwas, was ihm das Herz zu beschweren schien, sagen, als Sieverts Eintritt ihm die Worte abschnitt. Und dann hatte sie auf seine Bitte hinten im Garten an der kleinen Pforte gewartet.

„Es — es muß Ihnen sonderbar vorkommen, Fräulein Anita," sagte er etwas befangen, „weil ich Sie so dringend hierher bat. Aber ich muß Ihnen doch richtig Lebewohl sagen, — ich werde Sie doch nun ein ganzes langes Jahr nicht sehen?"

Was Anita geantwortet und was Wilken noch gesagt hatte, wußte sie heute nicht mehr. Das richtige ‚Lebewohlsagen' spürte sie auf ihrem Haar, ihren Lippen — —

„Übers Jahr!" hatte er gesagt. „Dein Vater soll keinen Grund haben, mich als Bewerber für seine einzige Tochter zurückzuweisen. Und ich schaff's! Meine Erfindung, die ich drüben in Amerika besser ausnutzen kann, wird Aufsehen machen! — Nur eins, mein Mädel: treu mußt du mir bleiben. Versprich mir's und halte mir das Versprechen!"

O, sie hatte es lachend und weinend versprochen und — nicht gehalten. Zwar wohl nur äußerlich, denn ihr Herz wußte nichts von Bob Eldredge. Aber das war in ihrem Herzen nur ein ganz winziges Flämmchen, das da für den Fernen brannte und das immer schwächer leuchtete, weil ihre Eitelkeit durch

sein Schweigen beleidigt war. Dann, wenn ihr das Gewissen schlug, entschuldigte sie sich trotzig damit, daß sie durch sein sonderbares Benehmen ja an seiner Ehrlichkeit zweifeln mußte. Und dann warf ihr eine innere Stimme Gleichgültigkeit und Feigheit vor.

Feigheit, das war es, was sie in diese englische Verlobung hineingetrieben hatte. Um nichts in der Welt hätte sie der Mutter von Paul und dem Abschied erzählt, und beileibe nicht davon, daß er nie wieder von sich hören ließ. Eine einzige Karte von hoher See und eine aus Kanada an den Vater waren die einzigen Lebenszeichen geblieben. Und nun war er da, — nicht dem Leben, sondern dem — Tode entgegengehend.

Aufschluchzend sank Anitas blonder Kopf in den Sessel. Hatte Paul sie wirklich lieb, wenn er nach so langer Trennung nicht einmal versuchte, sie zu sehen, sondern sich sofort bei seinem Münchener Regiment stellte? Dieser Feldpostbrief, des Inhalts, daß seine Kompanie in Fühlung mit dem französischen Feind stehe, das war die erste Kunde von ihm. — Dazu war sie schon zehn Tage alt. Gott allein wußte, ob er in dieser Stunde nicht schon verwundet irgendwo in Feindesland lag. Oder gar —

Sie fuhr zusammen und weinte fassungslos vor sich hin. Unzusammenhängendes, sinnloses Zeug. Herrgott, wie konnten andere Frauen diese furchtbare Angst, dieses qualvolle Warten, dieses Hangen und

Bangen von einem Tag zum andern überhaupt aus-
halten? Wie sie in ewiger Sorge und Ungewißheit
doch ruhig und gefaßt der Erfüllung ihres Schicksals
entgegenleben mußten. Denn der Alltag ging weiter;
die Welt blieb ob dem Gräßlichen nicht stehen. Eine
neue Saat reifte inzwischen der Sonne entgegen, die
hoffentlich nicht wieder solch blutige Ernte bringen
würde.

Niemand, der Anita beistand in ihrer Not! Der
Vater würde lachen. „Dem passiert nix. Unkraut ver-
geht nicht!" Und Mama würde ihre nervösen Zufälle
bekommen und jammern, daß man auf ihre schwachen
Nerven so wenig Rücksicht nehme.

Mit plötzlichem Entschluß stand Anita auf und
ging in ihr Schlafzimmer hinüber, um die verweinten
Augen zu kühlen. Unten schien die Nähstube geschlossen
zu werden, man hörte sich entfernende Stimmen und
Schritte. Sie knipste das elektrische Licht an und nahm
einen dunklen Mantel aus dem Schrank. Es blieb noch
eine Stunde bis zur Abendessenszeit; der Vater war
wohl noch im Café und Mama in der Sitzung des
Frauenvereins.

Sie schlüpfte eilig über die Hintertreppe, um mit
den Besucherinnen der Nähstube nicht zusammenzu-
treffen. Der Anblick der schwarzgekleideten Schatten-
gestalt der jungen Seemannsfrau war ihr schrecklich,
und besonders in dieser verzweifelten Stimmung
konnte sie sie nicht sehen. Konnte die trostlosen, leer-

gebrannten Augen und den herben Mund nicht sehen, der von so unsäglichem Leid erzählte. Sie kam nach wie vor Tag für Tag und half nähen und stricken. „Meinem Georg zulieb!“ hatte sie mit zuckenden Lippen gesagt, „das soll mein Liebeswerk für ihn sein ...“

Anita klinkte die kleine Gartenpforte auf. Dort hatte Paul ihr sein letztes Lebewohl zugerufen. Und wie hatte sie ihr Versprechen gehalten? Wieder schießt ihr das Wasser in die heißgeweinten Augen.

Über der Stadt ist es Abend geworden. Kalter Herbstwind jagt durch die Straßen, die bis auf die im Mittelpunkt Frankfurts menschenleer sind. An der elektrischen Beleuchtung wird sehr gespart. So leuchtet zum Eschenheimer Turm hin nur jede dritte Bogenlampe. Die huschende Lichtreklame auf den Dächern der Hauptwache ist längst erloschen, seit Wochen schon. Vollbesetzt fahren die Elektrischen nach der Außenstadt. An den Haltestellen rufen die Zeitungsverkäufer ihre Blätter aus; überall stehen die Leute hinter ihren entfalteten Zeitungen, bis ein Windstoß ihnen das knitternde Blatt ins Gesicht weht und sie im ohnmächtigen Kampf mit der Tücke des Elements das Lesen doch für daheim aufsparen müssen. An der Hasengasse, im Geschäftsviertel, ist ein überaus lebhaftes Kommen und Gehen. Die Läden schließen seit Beginn des Krieges um Sieben, denn die Kauflust hat sehr nachgelassen. Die Menschen, die am Nachmittag und

Abend die Straßen bevölkern, warten nur auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Dunkel steht der Dom gegen die jagenden Wolken. Vom Turm herunter läutet es zur Rosenkranzandacht; unter den vielen, die über den Domplatz in die kleine Seitentür gehen, ist auch Anita. Unter einer plötzlichen Eingebung ist sie den Vorausgehenden gefolgt.

Wärme umfängt sie, in der es noch wie ferner Weihrauch schwingt. Unter der Muttergottesstatue flackern Kerzen inmitten blühender Herbstblumen. Vor dem dunklen Hochaltar leuchtet in roter Schale das ewige Licht und wirft zitternde, geheimnisvolle Lichter in das wesenlose Dunkel. Von der Kirchenwölbung herab verbreitet elektrisches Licht eine gelbliche Helle über die dichten Reihen der Andächtigen.

Anita kniete abseits in einer leeren Bank nieder. Wie aus einem Munde klang jedesmal das helle:

„Unser tägliches Brot gib uns heute. Vergib uns unsere Schuld —" Frauen, Mütter knieten da in schwarzem Kreppschleier und mit Augen, die vom Weinen sprachen. Feldgraue, die an den Säulen standen, fielen mit rauher Stimme in den Chorus der Betenden ein.

Eine stille Ruhe kam über die einsam Kniende. Und doch rannen heiße Tränen durch ihre Finger, Tränen der Erleichterung, der Erlösung. Nur das eine dachte, betete, flehte sie in dem hundertstimmigen Gebet: „Schütz ihn mir, du göttliche Allmacht! . . . Ich will wieder zu dir beten! . . Nur schütz ihn mir!"

Sie sangen irgendein Lied, durch dessen Worte die machtvollen Akkorde der Orgel brausten. Anita sah still in die schwelenden Kerzen vor dem Marienaltar.

So verzehren sich Frauenherzen — brennend, wärmend und noch im Tode leuchtend.

An der Kommunionbank des Seitenaltars kniete ein altes, gebeugtes Frauchen, den Rosenkranz um die welken, zittrigen Hände geschlungen. Die eingesunkenen Augen sahen in gläubigem Hoffen zum Bilde des Gekreuzigten auf. Fast neidvoll betrachtete Anita die zusammengesunkene, dürftige Gestalt. So beten und so hoffen zu können!

Das Ave-Läuten setzte ein. Die Andacht war zu Ende. Scharrende Schritte strebten dem Ausgang zu. Plötzlich fühlte Anita sich am Ärmel angehalten. Im Gedränge an der Tür sah sie Margrete Hövels Gesicht unter dem kleinen braunen Hut.

Draußen klatschte der Regen auf den Asphalt. „Wir haben wohl ein und denselben Weg?“ fragte Margret. Unwillkürlich hing Anita sich in ihren Arm, und bis zur Hauptwache wußte die andere der Freundin junges Leid.

„Du mußt dich zerstreuen, Anita,“ riet Margret, „du kannst dich doch in eurer Nähstube nützlich machen, — und warum hast du dich nicht als freiwillige Helferin beim Roten Kreuz gemeldet?“

Anita wurde rot. „Ich — ja meinst du denn, ich eignete mich für so etwas?“

„Aber," meinte Margret, „was ich kann, wirst du auch können! Meine Schwiegermutter hat in ihrem Hause ein Lazarett für zwanzig Soldaten eingerichtet. Nun bin ich froh, daß ich früher den Krankenpflegekursus im Vaterländischen Frauenverein mitgemacht habe. Komm doch mal zu uns heraus. Wenn du unsere braven Jungen siehst, wie die so tapfer ihre Schmerzen hinunterwürgen, dann kannst du gar nicht anders, als helfen, trösten und nach Kräften zu lindern suchen ... O, da kommt meine Bahn!" Sie reichte Anita hastig die Hand. „Ich muß eilen. Bitte, komm doch in diesen Tagen zu uns heraus. Und dann — alles Gute!" sagte sie noch mit Bedeutung auf Anitas Erzählung. Ein rascher Händedruck, ein Sprung, und sie war als letzte glücklich auf der überfüllten Plattform angelangt.

Anita fand noch gerade einen Platz in der Linie 13. Es war inzwischen doch später geworden, als sie geglaubt. Daheim wartete man gewiß schon mit dem Abendbrot.

Ein Entschluß war in Anita gereift. Sie wollte sühnen, wenigstens zu sühnen versuchen. Ihre Gleichgültigkeit und ihre Lauheit. Und vor allem ihr Unrecht an Paul.

Frau Marie war ebenfalls verspätet nach Hause gekommen, und so setzte man sich heute erst um halb neun Uhr zum Essen nieder. Der Bankier war in glänzender Laune, die ihm selbst die Migräne seiner

Gattin nicht zu zerstören vermochte. Denn Frau Marie kam, wie schon des öfteren, sehr verärgert von den Beratungen zurück. Sie konnte sich nun einmal nicht unterordnen, und es gab etliche Gesinnungsgenossinnen, die das anscheinend auch nicht über sich brachten. Darüber entstanden dann endlose Redereien, die zu keinem Ergebnis führten. Jedesmal schwor sich Frau Marie hoch und heilig, nicht mehr daran teilzunehmen, und jedesmal, wenn der Sitzungstag kam, ging sie hin mit dem festen Vorsatz, sich wenigstens nicht mehr zu ärgern, und am Abend — hatte sie dann wieder ihre gefürchteten nervösen Anfälle.

In diesem Zustand mußte sie ihren Ärger erst vom Herzen haben, und da die beiden anderen das wußten, lenkten sie auch gleich, wie auf stille Verabredung, beim Nachtisch das Gespräch auf den wunden Punkt.

Frau Marie taute auf. Da war Frau Oberstleutnant Korff, die hätte in ihrer ‚unleidlichen Art' am liebsten alles an sich gerissen. Und Frau Mantius nicht minder. Und erst Frau Bankier von Herber! Die sprach immer nur davon, wie viel sie schon ‚gestiftet' habe; das ging einem geradezu auf die Nerven. Schließlich hatte ja wohl jeder einzelne getan, was er konnte. „Mancher sogar ein bißchen mehr als das!" hatte Frau Marie sich erlaubt, bedeutungsvoll zu sagen.

Und damit war sie bei einem Punkt angelangt, den Anita günstig für ihren Plan fand.

Aber das Herz klopfte ihr doch ein wenig, als sie jetzt meinte: „Ich wollte dir sowieso schon deswegen einen Vorschlag machen, Mama. Wie wäre es, wenn wir hier im Hause ein Lazarett einrichteten? Bei unseren zwanzig großen Räumen ließe sich das ohne Aufgabe unserer Bequemlichkeit machen —“

Sie hielt in ihren eifrigen Auseinandersetzungen inne, weil die Eltern sie mit allen Zeichen des Schreckens ansahen. Der Vater nahm seine Zigarre aus dem Mund und starrte sie an. Frau Marie war die erste, die wieder zu Wort kam.

„— — und dabei sage ich gerade eben, wie wenig einem die ganze Aufopferung gedankt wird! Ich habe noch von der Nähstube genug. Noch mehr fremde Leute in unser Haus? Ich danke! Und wenn uns hier einer stirbt?“ Sie zerknitterte aufgeregt ihr Taschentuch. „Nein, das halten meine Nerven nicht aus!“

„Das halten Mamas Nerven nicht aus,“ echote er, dessen Gedanken übrigens schon ein ganz klein wenig mit dem Vorschlag zu liebäugeln schienen. Vielleicht —

Auf seinem Frack war noch mancher Platz frei. Und überhaupt — Villa Sievert als Reservelazarett! Welches Aufsehen konnte die Geschichte machen!

„Der Einfall ist so unübel nicht,“ sagte er langsam und stieß dichte Rauchwolken über den Tisch. „Die Leute können über die breite, helle Lauftreppe gehen, und den einen Flügel richten wir ganz für sie ein.“

Frau Marie weinte beinahe.

„So, und an mich denkt niemand? Meine Nerven! Auf mir ruht die ganze Arbeitslast und Sorge —"

„Keine Spur," beruhigte Anita, „es werden Krankenschwestern und freiwillige Helferinnen hierher geschickt, die jedes und alles besorgen. Berta ist eine perfekte Köchin, die sicher mit Wonne die Mehrarbeit übernehmen wird, weil ihr Sergeant auch mit draußen ist."

„Übrigens," spielte sie ihren letzten Trumpf aus, „scheinen die Schwierigkeiten doch nicht so groß zu sein, denn was Frau Tilenius mit ihrer viel kleineren Homburger Villa kann —"

Frau Marie fuhr wie elektrisiert auf.

‚Frau Tilenius? Woher weißt du's?" Sie verzog spöttisch den breiten Mund: „Auch nur so'n gewisses Großtun. Wieviel kann sie schließlich schon aufnehmen?

„Zwanzig Mann, sagte Margret."

„So, zwanzig Mann — —"

Eine Viertelstunde später erstrahlte das ganze Haus in elektrischem Licht. Man machte trotz der späten Zeit noch einen Rundgang, beratschlagte, prüfte; Lina, das Zimmermädchen, mußte beständig ausmessen und die Maße aufschreiben. Dann wurde der Plan wohl ein dutzendmal wieder umgeworfen und von neuem durchgesprochen. Sievert hatte sich heimlich entfernt und rauchte in der Schreibtischecke seines Arbeitszimmers die Abendzigarre. Er war bei dem weiteren Verlauf der Dinge ja doch unnötig. Entweder Frau

Marie wollte etwas und setzte es durch, — oder sie wollte eben nicht, und dann half sein sogenanntes Machtwort nur wenig oder gar nichts. Also las er, während er sich in Rauchwolken hüllte, die soeben herausgegebenen Verlustlisten der deutschen Armee. Dann und wann strich seine beringte Hand unter einem Namen mit Blaustift her, Namen, deren Träger dem Hause Sievert bekannt waren. Ab und zu schüttelte er den Kopf und machte ein bedauerndes oder überraschtes „Hm, hm!" Dazwischen vergaß er nicht, die Asche seiner Zigarre sorgsam in die danebenstehende Onyxschale abzustreifen.

Schrecklich, dieser Krieg! Er überschlug in Gedanken: Fünftausend Mark dem Roten Kreuz, tausend Mark monatlich der Kriegsfürsorge, eine erhebliche Zeichnung zur Kriegsanleihe, die Kriegsunterstützung für die Angehörigen seiner Angestellten, die paar hundert Mark, die er schon an bar und an Liebesgaben für die Lazarette gestiftet, und jetzt noch sein Haus als Reservelazarett! — Der Bankier Sievert blickte sehr befriedigt vor sich hin.

Das war ein ausgezeichneter Einfall von der Kleinen! Er sah im Geiste schon Ihre Hoheit die Prinzessin Friedrich Karl die Räume der Villa Sievert durchschreiten, vielleicht, wenn ihre Verwundeten lauter Einundachtziger waren, sogar den Prinzen selbst, der als beliebter und leutseliger Oberstkommandierender die Leute seines Regiments besuchte.

Und wie die Gedankenverbindungen manchmal seltsam sind: das Messingschild draußen am Tor würde unbedingt etwas länger in der Größe genommen werden müssen, — ‚Kommerzienrat‘ war ein viel längeres Wort als das einfache ‚Bankier‘. Darauf hieß es Bedacht nehmen.

Seit drei Monaten waren nun alle Börsen der Welt geschlossen. Manchem, mit dem es schon längst wackelig stand, zog der Krieg den Strick um den Hals zu. Vielleicht wäre es ihm sonst noch einmal gelungen, sich herauszuschaffen, die finanziellen Schwierigkeiten geheimzuhalten. So aber wirkte der Krieg als Sturmwind, der unbarmherzig alles Holz abriß, was innen morsch und faul war. Sievert faltete kopfschüttelnd die Zeitung zusammen, die meldete, daß die beiden ersten Kriegsmonate allein in Frankfurt an hundertdreißig Gast- und Schankwirtschaften zur Schließung gezwungen hatten. Und so litt jedwedes Gewerbe in Stadt und Land. Die Bankhäuser auch, die nur auf flaue inländische Geschäfte beschränkt blieben. Er sah ganz behaglich seinen Zigarrenringeln nach. Gott sei Dank, er brauchte nicht wie sein Teilhaber als Landsturmmann demnächst mit hinaus. Es hat entschieden seine Vorteile, ein ‚Staatskrüppel‘ zu sein! Wenn man dann auch nicht an Kaisers Geburtstag im bunten Rock einhergehen kann!

Draußen auf dem Gang hörte er seine Frau und Tochter lebhaft miteinander reden. Anscheinend

waren sie nicht immer derselben Meinung. Dieser Ringkampf würde wohl noch einige Tage dauern, bis man sich auf der ‚Mittellinie' einigte.

15. Kapitel.

Wohl ein dutzendmal war Mausi nach dem Abendbrot auf den Balkon gelaufen, ob der Wind nicht irgendwoher ein Läuten brachte und damit die Kunde, daß Antwerpen gefallen, wie man es jetzt stündlich erwartete. Endlich ging sie todmüde nach elf Uhr ins Bett.

Während sie ihren Zopf für die Nacht flocht, rechnete sie die Meldung mit den versenkten oder in die Luft gesprengten zweiundfünfzig deutschen Schiffen im Antwerpener Hafen aus. Die waren nun ‚futsch', aber Mausis Trost war der, daß sie nun auch für den Feind nicht mehr zu gebrauchen waren.

Uah —! Sie gähnte herzhaft. Mit einem Schwupp lag sie drin in ihrem ‚Etui', wie sie ihre Lagerstätte nannte, zog die Decke bis ans Kinn herauf und kämpfte mit dem letzten Rest von Energie gegen ihre Müdigkeit an, weil der Vater ja vielleicht doch noch die Siegesnachricht mitbringen konnte. Uah!

Es ist doch mollig im warmen Bett, während draußen der Regen auf das Glasdach der Veranda rieselt. Die armen Soldaten! Jetzt liegen sie in den Schützengräben vor Antwerpen; in Schlamm, Wasser und Morast — vielleicht schon tagelang. Denn der

Herbstregen ist schon zu einer reinen Sintflut geworden. Und wie jetzt die Granaten wohl durch die nachtschwarze Luft sausen!

Hu! Mausi bekam ganz heiße Backen. Herbert hatte ihr das damals von der Belagerung von Namur aus so genau beschrieben. Ja, der Herbert! Der ging genau so drauf los wie Kurt. Ob er ihre Glückwünsche zum Eisernen Kreuz und zum ‚Leutnant‘ schon haben würde? Sie waren gut in einen Beutel mit Karamellen verpackt, die er doch so gern aß. Na, der würde schön lachen, wenn er den Feldpostbrief aufmachte! Ihr letztes Taschengeld war aber auch draufgegangen.

Sie rechnete nach: zwei Feldpostbriefe mit Zigarren für Vaters Burschen, den Valentin. Das hatte sie heimlich gemacht, weil man sie am Ende sonst ausgelacht hätte. Der Valentin war aber immer ein so treuer Kerl gewesen. Wenn er im übrigen auch geradezu verboten hirnvernagelt war, das mußte sie ja als Vaters Tochter zugeben, — aber Mausi hatte keinen verläßlicheren Freund als Valentin, — Herbert natürlich ausgenommen! Wenn sie irgendwas ‚ausgefressen‘ hatte, und das kam ziemlich häufig vor, dann brauchte sie sich nur vertrauensvoll an Valentin zu wenden, der brachte die Sache schon wieder ins Gleise.

„Beruhigens Eahna nur, Frail'n Mausi, dös mach'n mer schon!“ Dann wußte Mausi, sie war fein heraus.

Er weinte, als es ans Abschiednehmen ging.

„Net z'wegm Krieg!" versicherte er treuherzig, „aber es is —"

„— — wegen der Resel, gelt?" vollendete die mitfühlende Mausi. Der strubbelige Blondkopf nickte. „Ja, z'wegm Resel. Gellen's, Frail'n, Sö tun's auch schön trösten? Gellen's?"

Das versprach sie ihm in die Hand. Sie kannte die Resel, die im Westend Zweitmädchen war, von gelegentlichen Geschenken aus ihrem Vorrat an Bändern und Handschuhen her, die bei ihr ja doch bloß herumlagen. Denn Handschuhe waren für die Jüngste von Oberstleutnant Korff ein unnützer Luxusgegenstand. Herbert würde schön gelacht haben, wenn sie etwa in Glacéhandschuhen angekommen wäre.

Uah! — Sie gähnte in ihr Kopfkissen hinein, daß ihr die Tränen unter den geschlossenen Lidern hervorquollen und es feucht an den Schläfen herunterlief. — Ja, und dann hatten Korffs ein Paket mit Wurst geschickt, und Mausi legte von ihrer Schokolade bei; an demselben Tage hatte sie Schokolade an Herbert gesandt und die Woche vorher Keks und Pfefferminz.

Was das alles kostet! Mausi warf sich seufzend im Bett herum. Nun schrieb man erst den 9. und schon keinen Pfifferling Taschengeld mehr. Uah! — — Und am 17. war Herberts Geburtstag, sein zwanzigster. Dafür müßte man das Feldpostpaketchen doch vielleicht jetzt schon abschicken, damit er es auch richtig auf den Tag bekäme! — Woher nur Geld nehmen?

Wieder einen Pumpversuch beim Vater riskieren? Wie das draußen immer noch regnet . . . Uah! — Was nützt schließlich alles Nachdenken, wenn man so müde, so schrecklich müde ist — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hurra! Hurra! Mausi!"

Erschrocken fuhr die Kleine aus tiefem Schlaf auf. Eine Uhr schlug. Sie rieb sich mit der Faust die Augen, weil das hereinströmende Licht blendete.

„Hurra!" rief es wieder.

Verstört sah sie den Vater an, der in seinem grauen Uniformmantel an ihrem Bett stand und ein bedrucktes Blatt Papier schwenkte. Da wurde ihr mit einem Male alles klar.

„Antwerpen?" schrie sie auf, jubelnd, fragend.

Der Oberstleutnant nickte stolz.

„Antwerpen, die Hauptstadt von Belgien, ist seit dem Nachmittag in deutschem Besitz!"

„O du lieber, guter Gott!" Mausi faltete die Hände. „Wie herrlich!" Und dann sprang sie aus dem Bett und führte im langen Nachthemd und mit bloßen Füßen einen wahren Indianertanz auf. Bis der Vater, ganz außer Atem gewirbelt, lachte.

„Nu aber Schluß! Ins Bett! Marsch, marsch! Unsere Jungen haben sich tapfer gehalten. Kurt war auch mit dabei —"

„Herbert auch!" rief Mausi mit glühenden Wangen und zog die Decke wieder bis zur Nase hinauf.

„Ja, Herbert auch," sagte er ernst, „Gott gebe, daß sie gesund und froh in Antwerpen einziehen!"

„Lieber Gott, bitte ja!" sagte die Kleine inbrünstig, daß der Vater in merkwürdig rauhem Tone meinte: „Nun schlaf aber ein, es ist gleich halb eins. Gute Nacht!" und knipste das Licht ab. Die Kleine brauchte nicht zu sehen, wie es ihm heiß in die Augen gestiegen war.

„Warum biste denn nich eher gekommen?" schrie Mausi noch hinter ihm her, als er die Tür von draußen ins Schloß zog. Er öffnete noch einmal spaltbreit. „Frechdachs, willste wohl schlafen?" und klinkte gleich energisch wieder ein.

Mausi kuschelte sich tiefer in die Kissen. Jetzt soll man auf Kommando schlafen, und draußen feiern sie gewiß auf der Straße noch den Sieg von Antwerpen —. Morgen früh ziehen die Truppen dann wohl in die eroberte Stadt ein — Kurt und Herbert — und Herbert und Kurt — — Wenn bloß der Regen aufhören möchte! Solch einen Siegeseinzug kann man sich ohne Sonnenschein und blauen Himmel gar nicht denken!

„Lieber Gott, laß morgen doch die Sonne scheinen!" betete sie noch, und dann war sie eingeschlafen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber ihr Gebet schien keine Erhörung zu finden. Ein grauer, regnerischer Oktoberhimmel hing am Morgen wie alle die vorhergegangenen über der Stadt. Wegen des drohenden Gusses von oben wagten sich

auch nur wenige Fahnen heraus. Erst gegen Mittag wurde es in den Hauptstraßen lebendiger. Schwarzweißrot, die Farbe Alldeutschlands, und Schwarzweiß und Blauweiß — Nord und Süd! Und natürlich die Fahnen des österreichischen Bundesgenossen: schwarzgelb. Das flatterte froh die belebte Zeil entlang. Auf der Hauptpost wehte die Flagge mit dem Posthorn. Um zehn Uhr begann es von den Kirchen zu läuten.

Wie das in allen Glockensprachen strömte und flutete ... wie das dröhnend hinschwang über die Dächer:

Antwerpen genommen! Antwerpen deutsch!

Zwei Wochen hat's gedauert, bis die Seestadt mit ihren starken Außenforts unser war. Das bedeutet zwei Wochen lang Kämpfe und Entbehrung in den Laufgräben, zwei Wochen lang von Verderben und Tod jede Minute umlauert, weil ein Zollbreit nach dem andern in zähem Ringen mit dem Einsatz des Lebens geholt werden mußte — und endlich, am neunten Oktobernachmittag, Antwerpen erobert!

O, die Glocken können die Freude und den Jubel und den Dank viel größer, viel machtvoller ausdrücken als unsere armseligen Menschenzungen — —

Wie mag es sein, wenn erst die Friedensglocken, die deutschen Siegesglocken brausen und fluten?

Und wann wird das sein?

— — — — — — — — — — — — — — — —

16. Kapitel.

Die Elektrischen, die statt des Straßenschildes das Rote Kreuz führten, reihten sich an der Ostseite des Hauptbahnhofes auf. Davor hielten die Rettungswagen und Autos. Sanitätsmannschaften gingen eilig hin und her. Drüben auf der Seite staute sich das Publikum. Nicht nur Neugierde und Mitgefühl bannte sie an den Platz, manch einem klopfte das Herz in bangen Schlägen. Es konnte leicht einer von dem eigenen Blut bei diesem neuen Transport sein ...

Der regnerische Herbsttag war in einen dunstigen Abend übergegangen. Die Straßenlichter blitzten wie aus einem Schleier auf. Die hohen elektrischen Kandelaber blieben wegen der Fliegergefahr dunkel. Der weite Bahnhofsplatz lag in einer Düsterheit, die beinahe beängstigend wirkte. Trotzdem noch Geschäftszeit war, wogte der Verkehr, worin Feldgraue aus den Lazaretten den Hauptanteil stellten.

In der Bahnhofshalle, die natürlich streng abgesperrt war, standen die Tragbahren, junge Sanitäter und Kräfte aus dem Pfadfinderbund als Helfer daneben, deren junge Gesichter in heiligem Eifer glühten. Der geschäftigen und doch ernsten Stille nach zu urteilen, war das den Beteiligten eine altbekannte Beschäftigung.

Und jetzt kam der Zug langsam eingefahren, mit

dem Zeichen des Roten Kreuzes und mit verregnetem Herbstgrün geschmückt.

„Hurra!" winkten ein paar Arme. Und dann rückte das traurige Bild näher.

Traurig? O nein! Die da herauskamen, von starken Armen gestützt, blaß, mit verwildertem Kopf- und Barthaar, in Uniformen, an denen deutlich Erd- und Blutspuren klebten, mit Verbänden, die wieder fleckig geworden waren, die machten durchaus keinen traurigen Eindruck. Aus den Augen sprach aufrechte Kraft und ernste Männlichkeit, die der Kugelregen draußen gestählt hatte, und mancher machte sogar einen Scherz über dic ungewohnte Lage, daß eine schwache Frauenhand ihn stützen mußte. Mit dankbaren Augen nahmen sie die dargereichten Blumen und Erfrischungen. Tragbahren wurden behutsam den Bahnsteig entlang getragen. Sie waren mit den letzten Rosen und Dahlien überdeckt. Der Kriegsfreiwillige darunter mußte in seinem Verband ganz unbeweglich liegen und vermochte nur mit seinen Augen zu danken. Mit heißen, blauen Augen, die zu sagen schienen: Ihr tut so, als ob ich ein Held wäre, aber ich hab doch nur meine Pflicht getan — — Eine alte Exzellenz kniete bei einem blassen, jungen, ach, so jungen Verwundeten nieder, um das wenige, was er aus verbundenem Gesicht sagen konnte, verstehen zu können.

Was diese da erzählen, ist Schrecken und Greuel

und Mut und Todesverachtung ... Was hatte die Menschheit verbrochen, daß diese Gottesgeißel kommen mußte?

Die flinken Helfer trugen Gepäckstücke und wollene Decken zu den Wagen draußen hin. Schwestern liefen mit leeren Tassen und Brettern in der Halle hin und her.

„Schwester," fragte einer, der sich auf Krücken mühsam vorwärtsbewegte, „Schwester, ist das wahr mit den Frankfurter Frauen und den französischen Gefangenen? Wir wollten's draußen gar nicht glauben."

Die Helferin vom Roten Kreuz, die Frau eines Majors, schüttelte den Kopf, während sie ihn auf dem Wege zum Auto kräftig unterstützte.

„Sie dürfen sich darüber keine Gedanken machen," tröstete sie, „und vor allen Dingen nicht verallgemeinern, was eine Frau oder ein junges Ding in Unbedachtsamkeit und vielleicht sogar aus reinem Mitleid heraus getan hat. Die deutsche Frauenwelt hält sich tapfer, das können Sie mir glauben!"

Der Landwehrmann atmete erleichtert auf. „Dann is et jod. Mer konnten et uns auch jar nit denke. Sonst wären sie et ja jar nich wert, dat mer drauße all dat Schreckliche ertrage ... Ich hab schon sechzehn Gefecht' mitjemacht un bin schon zum dritte Mal verwundet."

Sie mußten unter dem Glasdach warten, bis die Vorderen untergebracht waren. Mancher von ihnen

sah sich auf der Straße um, wie aus einem Traum erwachend. Als wenn sie es gar nicht fassen könnten, daß hier daheim alles seinen geordneten Gang weiterging, daß Heimatluft sie umwehte — und wenn die wirkliche Heimat auch noch stundenweit weg war. Aber auch hier waren mitfühlende Herzen und weiche Hände, die die entsetzlichen Erinnerungen an die Greuel da draußen bannen wollten, die ihrer Wunden warten und die ausgestandenen Mühsale durch aufopfernde Pflege vergelten wollten. Und sie dankten scheu, weil ihre Hilflosigkeit auf die Fremden angewiesen war, die Fremden, die sie alle ohne Unterschied umsorgten und pflegten.

Der Krieg verwischt alles, was bisher trennend zwischen den Menschen gestanden hat. Der Krieg und seine Not macht sie zu Brüdern eines einzigen großen Volkes.

Klingelnd und tutend fuhren die besetzten Elektrischen und Autos ab. Eben schob man den jungen Kriegsfreiwilligen auf seiner blumenbedeckten Bahre in einen Krankenwagen, dessen federnde Gummiräder den Transport in das Krankenhaus erträglich machen sollten.

„Jaja," nickte der Landwehrmann, „der Krieg ist ‚frisch und fröhlich' in der Schule, wenn man von Helden und gewonnenen Schlachten gesagt kriegt — aber in Wirklichkeit sieht et doch en bißchen anders aus!" Schwerfällig humpelte er zum Auto. „Zwei

Brüder sind mir in Belgien gebliebe, und mich habe se nun jlücklich krumm un lahm jeschosse! Aber et is noch einer von uns drauße, de Jüngste, de Pitt. Dat is en richtige Kölner Jung, der jeht drauf wie Hektor an die Frikadellcher. Dat tut der!" In seinen Augen stand ein warmes Leuchten, als sich die Schwester liebevoll nach seiner Frau und den Kindern erkundigte.

„Na, Schmitz, wir zwei, was?" sagte da eine frische Stimme neben ihm, und ein sonngebräuntes, blasses Gesicht mit braunen Bartstoppeln nickte ihm humoristisch zu. Auch er humpelte, auf Krücke und den festen Arm eines Sanitäters gestützt, und wurde demselben Wagen wie er zugeteilt.

„Donnerkiel, Herr Leutnant!" nickte der Wehrmann und zeigte im Lachen sein gesundes weißes Gebiß, „dat hätt mer ons sage solle — na, et is ja schließlich Kappes, Frankfurt am Maine hat mer immer schon jut jefalle. Also, rin ins Verjnüjen!"

Mit Winken und Grüßen bog das Auto über den dunklen Bahnhofsplatz und in die hellerleuchtete Kaiserstraße hinein.

„Wissen Sie eigentlich, wohin man uns versendet?" fragte Leutnant Wilken seinen Regimentskameraden, der vergnügt in das Lichtmeer an den Schaufenstern sah. Er verneinte die Frage und lehnte sich bequemer in die Wagenecke. „So'n bißchen Kultur is doch wieder janz nett, was?"

Paul Wilken hörte es nicht. Vielleicht hätte er

Anita doch benachrichtigen sollen. In Koblenz hatten ihm die Finger nach dem Depeschenformular gezuckt — er malte es sich so schön aus, wenn ihm ihre hellen Augen auf dem Bahnhof entgegengeleuchtet hätten. Aber sie hätte sich doch wohl zu sehr über sein Aussehen erschreckt. Man hatte draußen in den Schützengräben den Leibgurt oft enger schnallen müssen. Und dann war er so hilflos mit dem Bein. Erst sollte ihm der Arzt das Nähere sagen, denn von Roye ab war es bloß immer ein Verbinden gewesen. Aber morgen wollte er ihr sofort schreiben. Die Eltern würden doch nichts dagegen sagen können, wenn sie einen armen Verwundeten besuchen kam? Er hatte dem Zufall, der ihn nach Frankfurt ins Lazarett brachte, etwas nachgeholfen, um in die Nähe des geliebten Mädchens zu kommen . . .

Er hatte in Kanada Glück gehabt und eine glänzende Stellung als Oberingenieur in einer großen spanischen Weltfirma errungen. Und wenn der Krieg nicht gekommen wäre, dann konnte Anita längst den Brief haben, dem der offizielle an die Eltern folgen sollte. Aber das Geschick wollte es anders. Er würde bald wieder hinausgehen, und wenn er glücklich als Sieger heimkommen würde, dann sollte es eine fröhliche Hochzeit sein . . . Er stöhnte leise vor Schmerz auf und versuchte dem verwundeten Bein eine bequemere Lage zu geben.

Wenn sie weinen wollte, dann würde er aber

furchtbar grob werden! Das fehlte gerade noch ...

Da bog das Auto nach den Anlagen ein. Er beugte sich erregt vor. Das mußte ja ganz in der Nähe von Sieverts Villa sein? Und das war ja —

Der Wagen fuhr in elegantem Bogen durch einen Garten und hielt unter dem vorspringenden Glasdach in der Helle des elektrischen Lichtes. Hilfsbereite Hände streckten sich den Insassen entgegen und halfen den vieren die teppichbelegten Stufen herauf. Um das große Rasenrondell folgte schon das zweite Auto mit Verwundeten.

„So bedeppert bin ich mein Lebtag nicht gewesen," dachte Paul, „träum' ich oder wach' ich? Das ist doch Sieverts Halle, und da hinten, das ist doch der olle, ehrliche Johann? Und das ist doch —"

Weiter kam er in seinen Betrachtungen nicht. Auf einmal schrie es auf. Staunend, jubelnd und doch mit herzzerreißendem Wehlaut in der hellen Stimme.

Alles sah erschreckt nach der jungen, blonden Pflegerin, die aufweinend den Leutnant bei der Hand fassen wollte und dann zusammenzuckend innehielt, weil beide Arme sich auf fremde Hilfe stützten.

Anita achtete nicht, daß so viele fremde und neugierige Augen auf ihr ruhten. Sie achtete nicht, daß Pauls Mantel voller Erdkruste und Blutspuren und herausgebrannter Löcher, daß sein frisches junges Gesicht schmal und blaß und mit den unrasierten Bartstoppeln geradezu fremd geworden war.

„Du bist da! Du bist da!“ stammelte sie schluchzend. Und immer wieder: „Du bist da!“

Wäre die Oberschwester, die sich zuerst von dem Staunen erholt hatte, nicht auf den glücklichen und so naheliegenden Gedanken verfallen, daß die Neuangekommenen einstweilen in die Zimmer gebracht werden könnten, dann hätte die Wiedersehensszene noch länger ein neugieriges Publikum gefunden.

So standen Paul und Anita mit den beiden Sanitätern allein. Die lauten Schritte und Stimmen verklangen in dem langen Gang.

Sie sahen sich an. Lange, wortlos, still.

Plötzlich griff der junge Offizier haltlos in die Luft, und sein Gesicht wurde fahl. Beherzt griffen feste Hände zu und geleiteten, vielmehr trugen ihn in das ‚Offizierszimmer‘ hinein.

Anita war so erschrocken, daß sie selbst einen Halt suchen mußte. Schweratmend lehnte sie an der getäfelten Wand und sah mit brennenden Augen, wie Paul elend und hilflos weggebracht wurde.

So kam der Held zurück, der sich durch tausend Gefahren nach der Heimat durchgeschlagen hatte, um in flammender Begeisterung dem bedrohten Vaterlande zu dienen!

Aber er kam doch wieder zurück!...

Der Himmel hatte es wahrhaftig wunderbar gefügt. O, wie wollte sie ihn umsorgen und gesund pflegen!

Inbrünstig faltete sie die Hände, deren gepflegte, zarte Weiße in der Lazarettarbeit schon gelitten hatte. Heißes Glücksgefühl strömte über sie hinweg.

Nun konnte sie in Opferbringen und Hingabe die Zeit auslöschen, da Oberflächlichkeit und Selbstsucht alles Gute in ihrer Seele fast erstickt hätten. Nun konnte sie mit freier Stirn vor ihn hintreten, der seine gesunden Glieder für das Vaterland hingegeben hatte, und ihm sagen:

„Ich habe alles getan, was meine schwachen Kräfte vermochten, weil ich deiner wert werden wollte."

Deines Heldenmutes wert!

Die Angst raste in ihr, als sie jetzt auf eigene Verantwortung den alten Hausarzt anläutete, der merkwürdigerweise auch zu Hause war, jedoch auf ihre flehentlichen Bitten nicht gesonnen schien, zu kommen.

„Es handelt sich ja nicht um unser Lazarett, Herr Medizinalrat. Herrn Doktor Görtz könnte ich auch gar nicht erreichen — Sie sind dringend notwendig. Es sieht gefährlich aus —" Und in der Eile teilte sie ihm mit fliegendem Atem den Schwächeanfall von Leutnant Wilken mit. Die Eltern waren nicht zu Hause. Schwester Frida würde genug mit den Neuangekommenen zu tun haben, ebenso die Helferinnen.

„Also bitte, bitte, sofort kommen, Herr Medizinalrat!"

„Na ja, in Gottes Namen. Ich bin in 'ner Viertelstunde da!"

Die Oberschwester ging, mit frischem Verbandszeug ausgerüstet, zum Offizierszimmer hin.

„Sagen Sie ihm, daß ich draußen bin," flüsterte Anita ihr zu, und ein flüchtiges Rot flog über ihr schmalgewordenes Gesicht. Und dann umschlangen ihre Arme plötzlich die Schultern der Schwester, die krampfhaft ihr Verbandszeug festhielt, denn sonst wäre das bei dem stürmischen Anprall unfehlbar zu Boden gefallen. Ein weiches Lächeln überflog das strenggeschnittene Gesicht mit den scharfen, durchdringenden Augen.

Ihr Ohr hatte etwas gehört, was die Tochter des Hauses erglühend geflüstert hatte. Ein Hauch kaum und doch mit keuscher Inbrunst:

„Ich habe ihn ja so lieb, Schwester!"

17. Kapitel.

Frau Sievert war außer sich. „Ich wußte ja gleich, daß dabei nichts herauskommt! Muß uns auch gerade dieser Doktor Wilken ins Haus schneien! Und wie sich Anita benimmt! Einfach skandalös! Wo sie gar nicht einmal mit ihm verlobt ist. Natürlich —"

„Natürlich werde ich beantrage, daß Leutnant Wilken aus unserem Hause in ein anderes Lazarett überwiese wird!" fiel Sievert ihr mit bestimmtem Ton in die Rede. „Überdies hat er selbst den Wunsch ausgesproche, um unliebsames Gerede zu vermeide. Im ganze hat er sich vollständig als Kavalier benomme, — er meinte, daß er nun als Krüppel nicht mehr um

Anitas Hand bitten könnte. Es tat mir ja beinahe leid, weil er mich so traurig ansah, — aber schließlich ist sich jeder selbst der nächste! Das Lebe ist lang, und für unser Tochter gibt es noch vorteilhafte Partiee genug!"

„Eine Heirat ist ganz ausgeschlossen!" sagte Frau Marie sehr energisch und lachte nervös auf. „Deshalb war das gestrige Theater beim Wiedersehen so unglaublich taktlos von Anita! ... Sprich mal mit dem Doktor wegen der Überweisung in ein anderes Lazarett — ich werde mir inzwischen unsere Tochter vornehmen, daß die keine Dummheiten macht!" Die Brillanten auf ihrer Hand, die jetzt die Tür öffnete, blitzten hell in der Morgensonne auf. Während sie wohlgefällig den schmalen, schwarzen Eisenreif zwischen den Edelsteinen betrachtete, wäre sie beinahe mit dem Lazarettarzt zusammengestoßen.

„Tag, gnädige Frau! Herr Sievert!" Die geschmeidige Gestalt des nicht mehr ganz jungen Doktor Görtz stand im Zimmer. „Sie haben neuen Nachschub bekommen, was? Mit manchen ist kein Staat zu machen. Auch mit dem lustigen Leutnant nicht!"

Frau Marie fiel ihm nervös in die Rede. „Ach ja, wegen des Leutnants wollte mein Mann mit Ihnen sprechen. Wir möchten nämlich — aber das machen die Herren wohl miteinander ab. Ich will mal mit meiner Tochter sprechen. Wir sehen uns wohl noch, Herr Doktor!"

Ihr lag die Sache denn doch mehr am Herzen. Anita war natürlich schon längst aufgestanden, im Gegensatz zu früher, als sie ihre Zehnuhr-Schokolade noch im Bett zu trinken pflegte. Ihr neuester Sport schien jetzt die ‚Rote Kreuz-Helferin' zu sein. Sie opferte sich für die Lazarettinsassen rein auf. Hie und da blieb mal eine der jungen Damen weg, und dann übernahm Anita natürlich, als müßte es so sein, ihre Verpflichtungen. Sie, als Mutter, hatte das die längste Zeit mitangesehen. Das Mädchen rieb sich ja auf!

Unten im Aufenthaltsraum saßen Gruppen von Soldaten und spielten Karten. Über den Köpfen hing eine dicke Rauchwolke, in die der Luftzug aus dem offenen Fenster eine Bresche wehte. Anita war nicht da. Von der Nacht her standen im Garten tiefe Regenpfützen, die die matte Vormittagssonne vergeblich auszutrinken versuchte. Ein Diener harkte das faulende Laub auf den Kieswegen zusammen, um einen verhältnismäßig trockenen Weg für die Lazarettinsassen zu schaffen. Im Hause drehte sich eben alles nur um die Verwundeten.

Frau Marie seufzte leise auf. Wie lange mochte der Krieg noch dauern? — — Sie sprach in ihrer schläfrigen, unpersönlichen Art mit einem Soldaten. Der, ein verschlossener Ostpreuße, antwortete einsilbig und fast verlegen. Die große Frau mit den vielen Brillanten war den meisten nicht sympathisch, weil ihr Wesen erkältend wirkte. Aus dem stolz als ‚Offizierszimmer'

benannten Raum kam Schwester Frida, deren blasses Gesicht über dem schwarzen Kleid mit der roten Kreuz-Brosche ernst dreinschaute. Sie legte die Finger bedeutungsvoll auf die Lippen: „Nicht stören! Der Herr Leutnant schläft. Wir haben ihm ein Pulver gegeben, er hatte heut nacht starkes Fieber, Doktor Görtz macht auch eine ernste Miene." —

Frau Sievert streckte entsetzt die Hand mit dem Spitzentaschentuch aus: „Um Gottes willen! Das fehlte mir noch. Ich meinte, wir bekämen nur Leichtverwundete? So etwas ist doch unerhört!" Es war komisch anzusehen, wie Angst und Empörung ihr Gesicht blaurot färbten, und sich unter dem warnenden Zeichen von Schwester Frida trotzdem die Stimme zum Flüstern dämpfen mußte.

„Ja, gnädige Frau, mit derartigen Zufällen muß man im Lazarett rechnen. Wollen Sie dem armen jungen Offizier zum Vorwurf machen, daß er sich für uns seine Verwundungen geholt hat?"

Frau Marie sah die Sprecherin verstört an. Diese Schwester Frida hatte eine unangenehme Art, einem Dinge ins Gesicht zu sagen, gegen die man sich nicht einmal wehren konnte. Überhaupt, das Lazarett! Diesen Ärger, diese Unbequemlichkeiten, diese täglichen Unannehmlichkeiten!

„Wo ist meine Tochter?" fragte sie unvermittelt. Die Schwester, die sich längst wieder mit Forträumen

des umherliegenden Verbandszeugs beschäftigte, wandte den Kopf:

„Fräulein Anita ist vor einer halben Stunde weggegangen."

„Weggegangen? Ja, wohin denn?"

Schwester Frida zuckte die Achsel: „Vielleicht weiß eine der Helferinnen Bescheid. Fräulein Petry ist im Vorratszimmer."

Hanna Petry, die Tochter des Konsistorialrats, kam ihr schon mit einem Pack frischgestrickter Socken entgegen.

„Ich muß die armen Kerle von gestern abend doch neu versorgen!" lachte sie, „die sehen gut aus! Dem einen mußten wir gestern abend noch die Stiefel aufschneiden. Es ging nicht anders. Er wurde ganz blaß vor Schmerzen. Aber unter keinen Umständen hätte er auch nur einen Muckser getan! Ein ganz junges Bürschchen, ein Kriegsfreiwilliger. Heute morgen habe ich gleich an seine Mutter in Würzburg eine Karte wegbringen müssen."

„Ach, dann kriegen wir ja wohl wieder Besuch?" sagte Frau Marie in so mißvergnügtem Ton, daß Hanna Petry befremdet aufblickte. Aber sie war schon hinüber in die Glasveranda gegangen, die als helles Verbandszimmer diente. Das war doch unglaublich, daß Anita einfach fortging, ohne ein Wort zu sagen! Das Mädchen wuchs ihr in letzter Zeit überhaupt aus der Hand. Was die jetzt für Ansichten hatte! Am lieb-

sten hätte sie von der Kriegsfürsorge auch noch ein paar Kinder zum Mittagstisch in Villa Sievert gehabt. „Man muß auch persönlich Anteil an der großen Zeit nehmen!" hatte sie gesagt, „mit Geldopfern allein ist nichts getan." Ihre Anita!

Sie ging die Treppe hinauf, nachdem sie die Köchin mit ihren Fragen kurz abgefertigt hatte.

„Oller Drache," sagte die erbost hinter ihr her, „da soll man für sechsunddreißig Menschen zwei verschiedene Mittagstische kochen, und dann hat die Hausfrau nicht mal Zeit für einen! Aber wehe, wenn se die Rechnungen sieht, na, mir kann's ejal sind! Aber schimpfen laß ick mir nachher nich. Wenn ick morjen bezahlen jehe, wird ja wohl 'ne Knackwurst für mein' Aujust abfallen. Wenn Frailein Anita nich wär, kriegt ich überhaupt nischt für den armen Menschen!" Nach dieser Rede, die allgemach in eine stille Betrachtung übergegangen war, stieg sie wieder in ihr Küchenreich im Erdgeschoß.

Im Eßzimmer saß der Herr des Hauses und las die eben eingetroffenen Zeitungen.

„Dumme Geschichte," rief er seiner Frau schon von weitem zu, „der Doktor sagt, daß an ein Fortschaffen nicht zu denken ist bei Leutnant Wilken. Er soll sehr schwach sein, ich begreife das nicht, — er war doch bei seiner Ankunft gestern abend so munter? Also heißt es, sich mit Würde ins Unvermeidliche schicken! Hast du mit Anita gesprochen?"

Frau Marie schüttelte verärgert den Kopf. „Unser Fräulein Tochter ist ausgegangen. Ich begreife das Mädchen nicht mehr, ich hoffe, daß du jetzt ein Machtwort sprichst!“

Damit schlug sie einem hartgesottenen Ei mit solchem Nachdruck den Kopf ab, daß dieser weit über den Frühstückstisch sprang. Sievert nahm den silbernen Löffel und legte ihn damit nachsichtig lächelnd auf den Teller seiner Frau, die sich trotz ihrer Aufregung mit einer gewissen Andacht dem Essen hingab. — Nein, keine Frau wohl erlebte so ‚intensiv‘ die große Zeit wie gerade sie! Nicht allein die vielen persönlichen Opfer, die vielen Geldopfer — o nein, ihr ganzes Heim stand unter dem Zeichen des Krieges! Sie alle, sogar die Dienstboten, trugen vaterländische Abzeichen. Für den täglichen Tisch hatte sie in der Nähstube einen Tischläufer in den Landesfarben anfertigen lassen, und sämtliche Blumenvasen im Haus waren mit schwarz-weiß-roten Schleifen geschmückt. In den Sesseln und Sofaecken lagen ‚patriotische‘ Kissen mit schöngestickter Inschrift:

„Wir Deutsche fürchten Gott — “ und „Hoch Österreich!“ Selbstverständlich trug Frau Sievert auch die feldgraue Notstandsbluse und zwischen ihren Brillanten das bescheiden schwarze Ringlein: „Gold gab ich für Eisen —“ Das Diplom mit dem Adler hing in einem Goldrahmen in ihrem Empfangszimmer, darauf stand das genaue Gewicht ihrer Gabe.

Man kann gar nicht genug an die große Zeit erinnert werden! Die blühenden Blumen am Fenster von Frau Maries Boudoir, — sie hat bis jetzt noch keine Verdeutschung dafür gefunden — haben alle schwarz-weiß-rot glasierte Töpfe, was Anita sich erlaubt, geschmacklos zu finden. Schade, daß diese den Holzbrandapparat wegen ihrer leicht angegriffenen Augen nicht mehr handhaben darf. Es gibt jetzt so reizende Vorlagen in Brandmalerei mit patriotischen Sprüchen und Emblemen. Frau Maries Schwester, die an einen Rentner in Kiel verheiratet ist und um den im Felde gefallenen Neffen ihres Mannes trauert, schrieb ganz begeistert von einer Modeneuheit, die eine Kieler Firma in den Handel bringt: ein Damenhut in Form eines Infanteriehelms, mit langem Schleier und einem eisernen Kreuz aus Krepp an der Stirnseite. Ein richtiger Kriegstrauerhut für Angehörige gefallener Helden.

Schade, daß Frau Marie nicht in die Lage kommen kann, diese reizende Mode mitzumachen, weil sie mit der gesamten Verwandtschaft in keinerlei Verbindung stehen, denn letztere ist leider nicht so, daß Frau Bankier Sievert mit ihr prunken könnte!

Schade, und ein solcher Hut wäre so eigenartig gewesen!

Frau Marie übersah noch einmal prüfend, was sie da für die ‚Sammelstelle zur Linderung der Not ostpreußischer Flüchtlinge' alles in den großen Karton

gepackt hatte. Zwei helle Tuchjacken. deren weiße Futterseide nur an wenigen Stellen durchgescheuert war, ein noch ganz moderner weißer Cheviotrock von Anita, dessen Schlitze ja zugenäht werden konnten. Seidene verblichene Tanzschuhe, die immerhin noch als Hauspantoffeln den Leuten nützen mochten, ein Paar Lackstiefeletten, die bei ihrem Einkaufspreis von 45 Mark fast zu schade zum Weggeben schienen. Aber sie ‚drückten', und die zerrissenen Sohlen konnten sie sich ja leicht flicken lassen. Dann lag da noch ein abgelegtes Ballkleid von Anita und eine gelbseidene Bluse, von der leider der Brüsseler Spitzenbesatz in Fetzen herabhing. Seit Frau Marie wußte, daß die ‚Brüsseler' Spitzen im gut deutschen Voigtlande gefertigt waren, hatte sie die Bluse zu den alten Sachen geworfen. Und da kam neulich der Seidenpinscher von Frau Mantius, der das hübsche Spielzeug vom Stuhl herunterzerrte. Ein paar Lagen dicker bunter Wolle, die einmal von früheren Weihnachtsarbeiten übriggeblieben waren, lagen außerdem noch bei. Davon mochten sich die Flüchtlinge warme Sachen stricken.

Befriedigt schloß sie den Deckel und verschnürte das große Paket selbst. Auf Dienstboten ist kein Verlaß!

„Es ist doch 'ne rechte Schande," sagte eine halbe Stunde später der Diener, der den Karton zur Sammelstelle bringen sollte und den Inhalt natürlich mit der Köchin zuerst untersuchte.

„Na, hab ich's nich gesagt?" lachte er triumphierend

nd hielt die gelbseidene Bluse mit den zerrissenen
pitzen an das Licht, „hab ich's nich gesagt, daß die Ma-
am nur lauter Schund gibt? Lauter Sachen, die sie
och nich mehr brauchen kann. Hahaha! ... Die ar-
ıen flüchtigen Ostpreußen in rosa Ballschuhen und im
litterkleid! Wissen Sie, Berta," er trat dicht an die
öchin heran, „unsere gnädige Frau sollte sich schämen!
ie armseligste Frau von der Straße hat ja mehr Her-
enstakt als die. Sie muß sich in Grund und Boden
hämen!"

„Sie tut ja sonst auch schon viel," warf Berta ein.
Die Nähstube und das Lazarett im Haus —"

Der Diener lachte spöttisch auf. „Der Frank-
ırter sagt: ‚wege de Leut!' Ach nee, wissen Sie, Berta,
ach dem ersten Überschwang der Gefühle, da gab es
hon eine ganze Menge Leute, die mit ihrer vater-
ndischen Begeisterung zurückzoppten! Da sollten Sie
al die armen Frauen sehen, was die alles heran-
eschleppt bringen, und müssen sich's doch vom Munde
bsparen! Da ist sogar unser Herr anders. Wie oft hat
r mir Rauchbares und Geld in die Hand gesteckt,
amit ich's zur Liebesgabensammelstelle bringe, aber
mmer —" der Livrierte grinste vergnügt, „immer,
enn die Gnädige nicht zu Hause war. Unser Fräu-
in Anita, die hat's auch ordentlich gepackt! Die hat
h doch glücklich von dem mütterlichen Einfluß frei-
emacht."

„O weh!" kicherte Berta, „det jibt noch en Tänzken

von wejen den Abend! Den armen Leutnant Wilken ham se schon raussetzen woll'n. Man hört doch so allerlei ... Det is nu doch keene ‚Partie' nich mehr, vastehste? Na, un nu der Eklah. Det jibt mit der Jnädijen noch'n Tänzken, sage ik Jhnen. Na, nu jehn Se man mit Jhrn Klumpatsch. Aber jehn Se dort man eher wech, eh det se't Paket uffmachen!" Sie lachte hell hinter dem Diener her. Und dann dachte sie mit Behagen wieder an das ‚Tänzken', das kommen würde ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es sah wirklich so aus, als Anita zurückkam. Die Mama begegnete ihr mit unheildrohender Miene auf dem Wege zum Empfangszimmer. Irgendein angemeldeter Besuch hinderte sie an der sofortigen Aussprache mit der Tochter.

„Ich habe gleich mit dir zu reden," sagte sie in gewitterschwerem Tone, um dann mit gewinnendem Lächeln in den Salon zu treten. Bald hörte man ihre scharfe, laute Stimme in liebenswürdiger Dämpfung auf den Gang hinaus tönen.

Anita gab sich einen Ruck und ging entschlossen ins Arbeitszimmer zum Vater hinein. Erstaunt sah er von seinen Berechnungen auf. Die Kriegsanleihe und die Autoaktien hatten wieder etwas Geschäft gebracht; die Börsen waren ja nun glücklich seit einem Vierteljahr auf der ganzen Welt geschlossen.

Er sah Anita, die soeben von ihrem Ausgang

zurückgekommen sein mochte, fragend an und legte seine Zigarre beiseite.

„Ich — ich muß etwas mit dir besprechen, Papa!"

Er sagte etwas, das wie ein verstehendes ‚Aha' klang, und sah sie, die mit einem seltsam entschlossenen Zug um den frischen Mund vor ihm stand, abwartend an.

„Also — aber nein, so geht's nicht!" Sie legte den blonden Kopf gegen seine glattrasierte Wange, von der seit Kriegsbeginn die englischen Bartkoteletten verschwunden waren.

„So kann ich besser mit dir reden —"

Sie hatte plötzlich einen Löwenmut. „Frisch drauflos," dachte sie, „ehe Mama dazu kommt. Dann sind wir wenigstens zu zweien..."

„Gegen Doktor Wilken, den jungen meine ich, habt ihr doch nichts gehabt?" begann sie unvermittelt, um auf sein Kopfschütteln mit tiefem Atemzug beizufügen: „Das ist gut. Dann habt ihr wohl auch nichts gegen eine — Kriegstrauung einzuwenden —?"

Wenn jetzt eine Bombe vor Sievert eingeschlagen wäre, hätte er nicht entsetzter sein können. Er starrte seine Tochter nur mit weiten Augen an.

Für einige Sekunden blieb es so still im Zimmer, daß man über die Promenade die schrille Klingel der Elektrischen hörte.

Unten sprach die Oberschwester am Telephon.

Der Eislieferant war ausgeblieben. Sie zankte mit ihm in ihrer männlich-sicheren Art.

Anita holte wieder tief Atem.

„Wir sind uns gut — lange schon, — ehe Paul nach Amerika ging, — ich hätte mich — damals auch nicht mit — mit dem Engländer verloben sollen, — aber —"

„So so," machte Sievert langsam, „weshalb hat denn der Herr Doktor nicht eher etwas von sich hören lassen?"

Seine Tochter senkte den hellblonden Kopf. „Er wollte sich erst eine Stellung schaffen — weil der Mama doch kein Bewerber für mich gut genug war —"

Sievert dachte wieder an die aufrechten Worte des jungen Offiziers, wie er heute morgen vergeblich im Bett eine einigermaßen stramme Haltung annehmen wollte, weil ihm das Aufstehen verboten war.

„Ich habe Ihre Tochter lieb, weiß Gott, Herr Sievert! Aber ich bin nicht mehr der Mann, der an eine Verbindung mit Fräulein Anita denken darf. Sie haben mich da draußen bös zugerichtet ... Ich möchte sie auf keinen Fall bloßstellen —"

Das war das richtige Wort. Sieverts Gedanken blieben daran hängen.

„Heute morge weiß es sicher die ganze Stadt, wie sehr du dich gestern abend bloßgestellt hast! Zuschauer ware ja genug vorhande." Er strich verärgert die Asche von der neuangezündeten Zigarre. „Was

wird man dazu sage, wo du nicht mal mit ihm verlobt bist —"

„Erlaube," fiel ihm seine Tochter bestimmt ins Wort, „deshalb muß er mich eben heiraten!"

Er sah sie entsetzt an. „Ja, bist du denn ganz von Gott verlasse? Meine Tochter is doch nicht irgendeine, die um jede Preis geheirat't sein will!"

„Ich will ja auch bloß von ihm geheiratet sein!" beharrte Anita eigensinnig. „So denke ich schon lange, und es wäre abscheulich von mir, jetzt, wo er sich seine Verwundungen meinetwegen geholt hat —"

„Überspannte Ideen!" Er ging mit einer bösen Falte zwischen den ergrauenden Brauen auf dem weichen Teppich hin und her.

„Ich hab ihn lieb, Papa!"

Erstaunt wandte er den Kopf. So weich und innig konnte seine Anita sprechen? Da lag sie auch schon an seiner breiten Brust und lachte und weinte in einem Atem, und sprach von dem ‚Gotteswunder', daß er gerade in Villa Sievert einquartiert worden sei, und auch das sei eine Fügung des Himmels, daß er überhaupt noch lebe. Er habe ihr genau erzählt, wie die Granate seinen Nebenmann zerrissen habe ...

„Und, Papa, er ist doch meinetwegen gekommen, meinetwegen hat er sich durch tausend Gefahren durchgekämpft, weil er glaubte, ich warte auf meinen Helden — und — und —" sie verbarg beschämt ihren Kopf an

seiner Schulter, „und wenn er wüßte, daß so gar kein Funken von Vaterlandsliebe in mir war —"

Sievert sah nachdenklich seine Tochter an und hinüber zum Schreibtisch, wo der Brief seines Geschäftsteilhabers lag, der sich mit seinen achtundvierzig Jahren als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und nun bei den Regimentern unter Hindenburg stand.

„. . . sie haben mich alten Kerl auf meine Bitten hin doch noch in die Front genommen, und um nichts vertausche ich das herrliche Gefühl, daß ich doch noch zu etwas nütze sein kann! Glaube mir, lieber Freund, wir waren in den Jahren des Friedens verknöchert und selbstisch geworden, und jetzt, wenn ich so zwischen unseren tapferen Soldaten bin, fühle ich ordentlich, wie es in mir alles Kleinliche mit fortreißt . . . Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß ich einen Sohn hätte, der neben mir in der Reihe kämpfte . . . Wie vorgestern bei Opatow . . . Du glaubst nicht, wie mich die wenigen Wochen hier draußen innerlich frei und groß gemacht haben! Wenn ich falle, sterbe ich ja für Deutschland, das leben muß . . ."

So ungefähr stand in dem Feldpostbrief. Und diese Worte waren von einem Manne, der immer skeptisch über jede Gefühlsregung gespottet und als Geschäftsmann über Leichen zu gehen gewohnt war.

Und dann fiel ihm der letzte Gruß des Steuermannsmaats vom Torpedoboot ‚V 187' ein, der als

Angestellter seines Geschäfts ihm seine kriegsgetraute Frau anempfahl, weil sie durch die Heirat Anspruch auf Ruhegehalt bekam.

„— — lange kann es mit uns nicht dauern, denn wir haben zur See ja keinen Stützpunkt. Meine arme kleine Frau ahnt nichts davon. Wir werden mit dem festen Bewußtsein in den Tod gehen, daß wir siegen ... Ich war Ihrem Hause immer ein treuer, pflichtbewußter Beamter, wie ich jetzt Seesoldat bin. Lebendig kriegen sie uns nicht! Deshalb, wenn Sie von dem ehrenvollen Untergang des ‚V 187' lesen, dann wissen Sie, daß wir für die daheim im Kampfe fielen, und dann denken Sie mit Stolz an Ihren zweiten Kassierer, jetzt Steuermannsmaat d. R.

Georg Freiberg."

An das alles mußte er gerade jetzt denken, und zwischen seinem Hirn und seinem Herzen spannen sich plötzlich unsichtbare Fäden. Er wurde weich, als er sein Kind so bitten sah, betteln um ihr Glück, das zerschossen und fiebernd zwischen den anderen Verwundeten lag ...

„Ich werd' mit der Mama spreche," sagte er leise und in einem Tone, daß Anita ihm jauchzend und weinend um den Hals fiel und schluchzte:

„Wenn ich so werden könnte wie er ... so mutig und stark! Dazu mußt du mir helfen, Papa!"

18. Kapitel.

So wurde der geplante Unterhaltungsabend für die Verwundeten zugleich zur Hochzeitsfeier für die Neuvermählten.

Das Haus erstrahlte in einem Meer von Licht. Wenn auch diese Heirat durchaus nicht nach dem Sinne von Frau Marie war, so fand sie diese Kriegstrauung doch ungemein ‚apart', und vor den Leuten sollte es bei der Feier natürlich an nichts fehlen. Da man die ersten Kräfte der heimischen Bühnen zur künstlerischen Mitwirkung bei dem ‚Bunten Abend' gewonnen hatte, glaubte Frau Marie berechtigt zu sein, auch die Presse einzuladen, um so eher, als von ähnlichen Veranstaltungen des öfteren in den Blättern berichtet worden war. Zwei kleine Berichterstatter, die sich mit argwöhnischen Blicken maßen, standen denn auch schon mit Notizblock und gezücktem Bleistift im Salon, wo der echte ‚Liebermann' hing. Blumen schmückten in verschwenderischer Fülle die eleganten Wohnräume; die Flügeltüren waren ausgehängt, und durch kleine Tischgruppen gemütliche Ecken geschaffen. Der Stabsarzt hatte Paul zwei Stunden Aufsein erlaubt, und so ging er, sorglich geführt von seiner jungen Frau, mit strahlender Miene durch die festlichen Räume. Nur ab und zu, wenn das verwundete Bein gar nicht wollte, dann lief ein schmerzhaftes Zucken über sein luftgebräuntes Gesicht, das so schmal geworden war. Er scherzte mit

den verwundeten Kameraden, die sich in kleinen Tisch-
runden zusammengefunden hatten, und drückte dabei
verstohlen die Hand, die ihn stützte. In Anitas Augen
vertiefte sich dann das glückliche Leuchten. Ihr sonst
so unbedeutendes Puppengesichtchen sah heute in der
Pflegerinnentracht beinahe hübsch aus. Etwas Wei-
ches, Nachgebendes, was man früher nicht an der hell-
blonden Anita, dem ‚American girl', gekannt hatte,
lag auf ihren Zügen.

„Wie unsere Anita sich verändert hat!" sagte
Frau Marie im Nebenzimmer zu ihrem Mann. Er
nickte ernst.

„Ich glaube, wir habe bei ihrer Erziehung
manches versäumt. In der englischen und belgischen
Anstalt hat der Stein wohl äußere Schliff bekomme,
aber mir ist, als wäre da nicht der richtige Schleifer am
Werk gewese! Weißt du, das Innere, das ist vernach-
lässigt worde, weil wir Eltern uns auf die fremde Er-
zieher verließe ... Ich danke Gott, daß das Lebe
unseren Fehler wieder gutgemacht hat!"

Sie sah ihren Mann verstohlen von der Seite an.
Wie so ganz anders der jetzt sprach! Gott, ja, es war
doch eine ernste Zeit, der Krieg! Frau Marie führte
gerührt ihr Taschentuch an die Augen. Was sie jedoch
nicht hinderte, zu bemerken, daß die eben eintretende
Frau Mantius beinahe nur wie die ältere Schwester
ihrer Tochter Hella aussah. Das kam, weil sie sich ihre
zierliche, schlanke Gestalt bewahrt hatte. Die Beobach-

terin warf einen raschen abschätzenden Blick in den Spiegel. Auch eine junonische Figur hat ihre Reize!

Befriedigt ging sie den Gästen entgegen.

Es sollte nur eine zwanglose Unterhaltung werden. Eine richtige Abendgesellschaft verbot sich in dieser Zeit ja von selbst. Anita hatte dafür gesorgt. daß auch die Angehörigen der Verwundeten, soweit sie zu erreichen waren, zugezogen wurden. Meist einfache Leute, kamen sie sich begreiflicherweise in dem fremden, eleganten Hause sehr unbehaglich vor.

„Geh mal eben mit mir da hinüber, Lieb!" sagte Paul plötzlich, „das geht doch nicht. Wie die dasitzen! Zu scheußlichen Klumpen geballt. — Nee!"

Im Handumdrehen hatte er in seiner frischen, lustigen Art die Befangenheit beseitigt. Man lachte, und eine freiere Stimmung kam auf.

„Na, siehste!" meinte er befriedigt, „man muß ihnen bloß sagen: bitte, bequem. Dann geht's."

Hella Mantius, die in ihrem hochgeschlossenen weinroten Samtkleid heute reizend aussah, hatte sich nach herzlicher Begrüßung des kriegsgetrauten Paares, gleich verschiedenen anderen Damen, zu den Verwundeten gesetzt und plauderte mit ihnen über ihre Kriegserlebnisse. Den Mittelpunkt bildete ein junger Einundachtziger, der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war.

„Gestern is es komme," sagte er strahlend, „damals hätt ich's schon kriege solle, awwer da war en

Kamerad schwerverwundet worn, un der hatt's auch verdient gehabt. Awwer für den war noch keins mitgekomme, un da hat mich unser Hauptmann gefragt, ob ich dem Kamerad mein Eisern Kreuz einstweile abtrete wollt, des würd ihm en Trost im Sterwe sein. Er hat nämlich zwei Lungeschüß' abgekriegt. No, un dann bin ich acht Tag später auch verwund't worn, un deswege hab ich's dann e paar Woche später erst kriege könne ... Wann ich erst widder drauße bin —"

„Bis dahin wird's wohl noch eine Weile dauern!" meinte eine der Damen mit bezeichnendem Blick auf seine Verwundungen an Kopf, Arm und Hand. Er sah es.

„Ach, wenn des alles is!" sagte er geringschätzig, „des is rasch geheilt. Ich bin ja jung, da geht so was schneller. Ei, un Kräft' hab ich für zehn. Was maane Se —"

„Wie haben Sie sich denn das Eiserne Kreuz geholt?" fragte Hella. Sein Blick wurde strahlend.

„Ei, des war so. Mir hatte e Dörfche im Sturm genomme un ginge jetzt auf des klein Städtche im Argonnerwald, hinner dem die Franzose sich stark verschanzt hatte. Un auf die Stellunge sollte mir dann en Sturmangriff mache. Die Nacht schliefe mer noch seeleruhig im Schitzegrawe, un so um Uhrer drei ging die Sach los. Nadierlich war's stockdunkel und iwwerall dazu dichte Newel. Also Gewehr entlade, Bajonett aufgepflanzt, leis vorwärts un ausgeschwärmt. Ich

war mit eme Freund am äußerste Fliegel, un mer warn vielleicht so zwei Kilometer gelaufe, als mer an e Wäldche komme sin.

‚Paß uff‘, hab ich zu mei'm Freund gesagt, ‚da sin se drin. Kommando: Sprungauf! Marsch, marsch!‘ Un richtig, da kracht's uns auf fuffzig Meter net schlecht entgege! Neber mir fiele se. Awwer weiter!

Mir in en Schitzegrawe enei, der awwer schon von de Franzose verlasse worn war. Widder eraus un hinner de Franzose her. In dem Gehölz war's stockdunkel, un wir sin nadierlich weit ausenanner komme. Die Franzose hawwe geschosse — mir hawwe geschosse. Mir als hinner de fliehende Franzose her."

„Durch den dunklen Wald?" entsetzte sich eine Zuhörerin.

Der Soldat nickte. „Jwwer Stock un Staan. Wann mer mal hingefalle is iwwer e Baumwurzel, ei, dann is mer ebe widder aufgestande! Auf amol hawwe so an der dreißig Kerle mich un mein Freund umringt. No, an Gegewehr is da net zu denke.

Mer wurde finf Stunne weit geschleppt, un am Mittag gabe se uns sogar was zu esse. Dann liefe mer widder so finf Stunne, als bewacht von unsere neunundzwanzig Mann. Wie mer am Awend in der Scheun eingesperrt warn, kamm en franzesische Offizier, wo uns ausfrage wollt. No, ich hab gesagt, daß ich weiter nix wüßt', als daß mer bald in Paris wärn!"

Er lachte herzhaft mit seiner Zuhörerschar.

„Auf alle Fäll hatt' er mich ganz gut verstande, un ging wütend widder enaus. Also die zwei Poste hawwe uns mit dem Bajonett schee weiter am Scheunedhor bewacht. Nadierlich mit dem Rücke zu uns hin, die Olwel! Ei, hab ich zu mei'm Freund gesagt, enaus müsse mer, du nimmst den aane — ich den annern — un dann nix wie fort!

Awwer es wurd sobald noch nix draus. Drauße mußt inzwische wohl e ganz Kompanie zum Biwakiern eingerückt sein, denn mir hawwe des an dene viele Stimme gemerkt. In unserer Scheun' war's nadierlich stichdunkel. Uff amol —" seine Stimme wurde zu einem die Spannung erhöhenden Flüstern — „uff amol krie ich en Rippestoß. ‚Du', sagt mein Freund ganz heiser vor Aufregung, ‚du, da is ja e Loch in der Mauer! Siehl doch amol, da kommt's unnerm Stroh ganz kalt erein.' Un wirklich! Ui, wann die des wüßte! ‚Du, weißte, was mir da mache —?'

No, es war zwar dunkel, un mer hawwe uns net ansehn könne, awwer ich wußt doch gleich, was und wie! Es is stiller worn. Wenn die Poste nachgucke wollte, hawwe mir nadierlich fest geschlafe! Es wurd endlich ganz still. Dann hawwe mer ganz vorsichtig versucht, uns durch des Stroh durchzuwühle, un des hat geraschelt! Und richtig, grad is mein Freund durchs Mauerloch un zieht grad noch 's letzte Bein nach — da kimmt euch ja des Oos von eme Poste widder enein.

Ich hab' in meiner Todesangst geschnarcht für zwaa, weil ich immer glaubt', der drauße hätt' nix geheert und dhät mich am End anrufe. No, ums korz zu mache — ich bin auch glücklich durch des enge Mauerloch gekomme. Nix von feindliche Poste. Mir sin schon ganz vergnügt un krieche auf alle viern zum Wald hin — da schreit plötzlich jemand: ‚Halte — là!' Was soviel heiße soll wie: ‚Wer da?' Un dabei legt der Kerl, der e paar Schritt vor uns im Gras gelege hawwe muß, auf mein Freund an, weil er den grad so schön im Mondlicht sehe konnt. Ich spring zu, schlag ihm eins mit seim Kolbe iwwern Kopp, und dann hab ich sein Mantel un des Käppi mitgenomme un angezoge. So konnt' ich einfach tun, als ob der anner mein Gefangener wär. Mit der List hab ich uns bei unserm Herumirren amol e französische Patrouille vom Hals gehalte, weil sie mich für ein' von ihne hielte. Sie riefe mir lachend als was zu und zeigte auf mein Freund, der so recht erbärmlich vor mir herging, awwer nadierlich konnt' ich's ja net verstehn. Halbverhungert sin mer widder zu unserer Kompanie komme. Awwer des Hurra! Un da hat uns der Hauptmann zum Eiserne Kreuz eingegebe. No, ich hätt' ja nur des saudumm Gesicht von dene zwei Poste sehe möge, wie des bewachte Nest nachher so schön leer war —"

Die Tischrunde hätte seinen lebhaften Schilderungen noch gerne zugehört, aber ein Gongschlag zeigte den Anfang der Vorführung an. Eine junge Künst-

erin spielte Geige. Weich zitterte der Bogen über die Saiten hin.

In den Zimmern hatte man das Licht zu gedämpfter Beleuchtung abgeblendet und so eine trauliche Stimmung erzeugt. Die Rosen, die letzten Sommerrosen aus Treibhauswärme, dufteten matt aus hohen Kristallgläsern. Alles in den hohen Räumen, von der Seidentapete bis zum Smyrnateppich, sprach von Reichtum und war doch ohne jeden persönlichen Geschmack, wie eine gutbezahlte Lieferung aus einem ersten Kunstgeschäft. Heute fiel das Hella wieder so recht auf, obwohl der vaterländische Schmuck auf Anitas Betreiben binnen einer Stunde verschwunden und beseitigt worden war. Ihr Blick schweifte zu Anita und Paul hin. Sie saßen traumverloren, Hand in Hand, ein seltsames Hochzeitspaar. Er in seiner feldgrauen Uniform, und sie in der Helferinnentracht des Roten Kreuzes. In der Beobachterin tauchte die Ahnung auf, wie viel Anita durchgemacht haben mußte, bis sie zu diesem Kleid und — zu ihrem Glück gekommen war. — —

Man klatschte Beifall. Jemand sang ein Lied. Ein Lied von Soldatenabschied und vom Sterben. Hella dachte an den armen lustigen Fliegerleutnant, und unwillkürlich kamen ihr die Tränen in die Augen. Sie dachte an die Mutter Eppendorfs, die ihr ganzes Leben sich abgemüht, an die beiden Schwestern, die immer zurückgetreten waren, um dem Bruder die

Offizierslaufbahn zu ermöglichen. Nun saßen sie auf dem weltvergessenen kleinen Gut im Spessart, und die Hoffnung ihres Lebens lag gestorben im fremden Land unter einem rohgezimmerten Holzkreuz ... Und dann sah sie wieder die ernsten, stillen Augen von Fritz Holtzer. Der Zufall hätte schon sonderbar walten müssen, wenn Eppendorf ihn wirklich in Feindesland getroffen und ihm ihre Grüße überbracht hätte, — vielleicht kam die Karte an ihn eines Tages überhaupt zurück mit dem Vermerk: ‚Adressat gefallen', daß Eppendorf sie nicht mehr erhalten hatte — — Und sie dachte weiter, wie töricht es ist, wenn zwei Menschen, die sich lieb haben, voreinander Versteck spielen.

Er hätte nicht einmal geschrieben, und Frau Geheimrat Holtzer lebte in Hanau so zurückgezogen, daß sie auch von ihr keine direkten Nachrichten erfahren konnte. Und was hätte sie gedacht, wenn Hella Manlius sie eigens zu dem Zweck aufgesucht hätte, um von Fritz zu hören? — —

Das junge Ehepaar ging hinüber in Anitas kleines Wohnzimmer, das ganz in Biedermeiergeschmack gehalten und mit den seidenen erdbeerfarbenen Möbeln und den blühenden Alpenveilchen zwischen den weißen Mullgardinen hübsch aussah. Anita führte Paul zu einem der bequemen Sessel und beugte sich besorgt über ihn, der blaß, mit geschlossenen Augen dasaß. Sie flog nach dem Speisezimmer und

kam mit einem Glas Rotwein zurück. Er nahm einen kleinen Schluck.

„Irgendwas ist da versiebt!" sagte er gepreßt, „die Geschichte mit dem Beinschuß ist nicht so ohne. Du hast dich ja nett verheiratet!"

Er schlang die Arme um ihre Schulter und zog ihren Kopf zu sich herab. „Du mein tapferes Mädel, du!" In ausbrechender Zärtlichkeit küßte er den weichen Mund, die besorgten Augen, das hellschimmernde Haar. Dann nahm er ihre Hände und lehnte die Stirn an ihre Brust.

„Weißt du auch," sagte er plötzlich, „weshalb eigentlich ich mich durch alle Hindernisse aus Amerika nach Deutschland durchgekämpft habe? Zweimal wurde ich auf neutralen Dampfern von den Engländern heruntergeholt, aber, da ich mit dem Paß eines Spaniers reiste, immer wieder freigelassen. In Lissabon wurde es gefährlich, und dort bin ich wirklich nur wie durch ein Wunder der Festnahme entgangen. Aber ich wußte, daheim wartet mein Mädel auf mich! Was hätte die wohl gesagt, wenn ihr Liebster feige wegblieb, da das Vaterland in Not ist? ‚Muß sie dich nicht verachten,' hab ich gedacht, ‚wenn du dich nicht rührst, wenn die Feinde von allen Seiten auf dein Heimatland einstürmen?' Und so mußte ich es immer wieder versuchen, bis ich glücklich in München landete. Wie ein Junge hab ich geweint, wie ich vor meiner lieben, alten Kaserne stand —"

Anita brach schluchzend in die Knie neben seinem Sessel:

„Und nun — so!"

Er verzog schmerzhaft das Gesicht und schloß müde die Augen. Aber er riß sich sofort wieder zusammen.

„Wer hat denn fest versprochen, eine sehr tapfere kleine Frau zu sein?"

Anita trocknete hastig ihre Tränen. Das war ja die Bedingung gewesen, weshalb Paul überhaupt in die Kriegstrauung eingewilligt hatte. Aber es war so schwer, die heißen Tränen zurückzuhalten, wenn sie sein bleiches, abgezehrtes Gesicht und das schmerzliche Zucken darin sah.

Ihr Hochzeitstag — —

Und noch ein anderes lag ihr schwer auf der Seele. In ihr brannte die Scham, wenn sie der Gleichgültigkeit dachte, mit der sie den Anfang der schweren Zeit erlebt hatte. Wie oberflächlich und gedankenlos schlecht sie der großen Not gegenübergestanden! Erst, als auch ihr Liebstes bedroht wurde, da erst ging eine Wandlung mit ihr vor, da erst fühlte sie, was es hieß: ‚Krieg!...' Und Paul dachte von ihr so gut — —

Sie saß auf der Lehne seines Sessels und schmiegte sich an seine Schulter.

„Und weißt du," sagte er versonnen, „daß uns draußen der Gedanke an ein liebes Herz in allen Gefahren und Leiden hochhält? Unter deinem Bild stand

für mich im Geiste ein Dichterwort: 'Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht!' Du erinnerst dich des Körnerschen Gedichtes? So wollte dein Paul ein Mann und kein Bube sein! ... Nein, nicht weinen, kleine Frau! Nicht weinen!" Leise strichen seine Hände über ihre tränennassen Wangen. Und dann sagte er noch einmal leidenschaftlich:

„Kleine Frau!"

Ganz zart tirilierte und perlte es plötzlich von der Ecke her, wo die chinesische Nachtigall munter geworden war. Die beiden hörten es in ihrer seligen Selbstvergessenheit nicht. Ganz leise und silbern sang der gefangene Vogel, so wie es sich zu einem weltfernen, schmerzlichen Glück gehört — —

In den Gesellschaftsräumen setzte lautes Beifallsklatschen ein.

Das riß sie wieder in die Wirklichkeit zurück. Stumm faßten sie sich bei den Händen.

Der Novemberregen klopfte gegen die Scheiben. Dann und wann drang der verklingende Ton einer Autohupe herüber. Die braungoldenen Chrysanthemen auf dem kleinen Tisch gaben ihren eigentümlich herben Duft. Die Nachtigall hatte aufgehört zu singen. Durch den kleinen viereckigen Raum ging ein gedämpftes rosa Leuchten von der beschirmten Lampe.

„Glück im Winkel!" sagte der junge Offizier leise, „ein golden durchleuchtetes Glück im Winkel ..

Anita — und wir beide, wie selig werden wir sein, wenn — erst der — deutsche Sieg —"

Wie fiebrig heiß seine Hände sind, dachte sie, ich fürchte, es geht ihm viel schlimmer, als er sagen und zeigen will.

„Paul!"

Sie netzte seine trockenheißen Lippen mit dem Wein, der noch dastand. Er schlug matt die Augen auf.

„Nee," murmelte er schwach. „Schlappmachen gibt's nich! Hab ich dich arg erschreckt, Liebling? Das infame Bein ... Ich glaube, es wird doch am besten sein, wenn — wir uns mal — nach dem Doktor umsehen —"

„Nein, bleib!" drängte sie ihn angstvoll in den Sessel zurück, „ich bringe ihn hierher."

Bald entdeckte Anita denn auch Doktor Görtz, der als Gast zu dem Lazarett-Unterhaltungsabend erschienen, und teilte ihm in fliegender Eile das nötigste mit. Der Arzt machte ein ärgerliches Gesicht:

„Wenn ich mir's nicht gedacht hätte! Das hat man nun davon, von seiner Gutmütigkeit, wenn man dem Herrn Leutnant das Aufstehen erlaubt. Nette Sachen, die ich da höre!" Damit trat er ins Zimmer, wo Paul vergeblich versucht hatte, sich von seinem Sitz aufzurichten.

„Aha, Fieber haben wir natürlich auch wieder! Na, nun also marsch, marsch! Ins Bett! Stützen Sie

sich fest auf mich, Herr Leutnant. Geht's so, Frau Anita?"

Paul preßte fest die Lippen aufeinander, um kein Stöhnen laut werden zu lassen.

„Doch aber nicht erst die Treppe hinunter, Herr Doktor," sagte Anita, als der Arzt Anstalten machte, den Gang entlang zu gehen.

„Wozu denn die Quälerei die Treppe hinunter?" war ihre bestimmte Antwort auf Pauls stumme Einwendung, „das geht auf keinen Fall!"

„Oho," scherzte Doktor Görtz, „Herr Leutnant, nehmen Sie sich vor der kleinen Tyrannin in acht! Nun, wir wollen ihr für heute mal den Willen tun." Dabei stand in seinen Augen, die scharf das Gesicht des Patienten im Auge hielten, ein unruhiger Schein.

Leise war Anita aus ihrem Mädchenstübchen hinausgeglitten, wo der Verwundete jetzt mit der Hilfe des Arztes in ihr Bett gepackt wurde. Sie errötete jäh, um dann trotzig den Kopf zurückzuwerfen. Mama würde sich entsetzen und vieles dagegen zu sagen haben. Aber gab es denn da überhaupt ein Zaudern? Und hatte sie nicht deshalb auf die Kriegstrauung gedrungen, damit alle kleinlichen Rücksichten fallen konnten?

Sie wollte Schwester Frida rufen, mit der Doktor Görtz sicher zu beratschlagen hatte. Aus dem Musikzimmer hörte man einen weichen Tenor das Lied vom Soldatengrab singen.

In dem matterleuchteten Gang, der die beiden Flügel des Hauses miteinander verband, sah sie in einem der Korbsessel eine graue Uniform sitzen, die Hand des gesunden rechten Armes unter den vornübergeneigten Kopf gestützt, so daß sie ihn nicht gleich erkannte. Aber er hatte wohl das Geräusch ihrer Schritte trotz des dämpfenden Kokosläufers gehört; der Wehrmann Kerkhoff war's, ein treuherziger Westfale, den sie alle im Haus gut leiden mochten.

Der blonde Riese erhob sich schwerfällig auf ihre besorgte Frage und sagte verlegen:

„O nein, ich bin nicht swach, — ich — der Sänger hat da nämlich ein Lied gesungen, und das — war — mein' Bruder sein Lieblingslied — un der ist vor Reims gefallen — er war bei der zehnten Kompanie, ich bei der neunten — ich hab' gesehn, wie ihn die Granate traf —"

Anita fühlte eine Wut auf die da drinnen in sich aufsteigen. Ahnten sie denn nicht, von wie wenig Herzenstakt es zeugte, daß man den Soldaten, die das Schwerste im Felde ausgekostet hatten, Lieder vom Abschied und Sterben sang?

Stumm drückte sie die Rechte des Wehrmanns. Sie verstand ihn ja so gut. Und sie verstand auch, daß er lieber hinunterging zu den bettlägerigen Kameraden, die trotz ihrer Leiden doch noch dann und wann einen Witz machten, als hier oben den falsch aufgefaßten ‚Unterhaltungsabend' über sich ergehen zu lassen.

Zusammen mit Schwester Frida ging sie wieder hinauf in ihr Schlafzimmer, wo der Arzt mit dem Fieberthermometer hantierte. Den Eltern hatte sie noch nichts von dem Zwischenfall gesagt, sonst gab es nur Aufregung, Nervenzufälle und Vorwürfe. Paul lag im fiebrigen Halbschlummer.

„Wir müssen noch mal die Wunde durchleuchten, ich kann mir die Sache gar nicht anders denken, als daß da noch ein Fremdkörper steckt. Und dann anschließend sofort die Operation. Telephonieren Sie doch mal den Sanitätsrat Kyser an, Schwester Frida, damit er sobald wie möglich noch heute abend herkommt." Die Schwester nickte und ging in ihrer lautlosen Art. Anita hielt sich mit Mühe aufrecht.

„Nun werden Sie uns nur nicht auch noch krank, Frau Anita!" mahnte Doktor Görtz und faßte beschwichtigend ihre Hand. „Wir bringen ihn morgen früh ins Krankenhaus —"

„Nein, nicht!" flehte sie erschrocken, „wir haben das große, helle Verbandszimmer, wo er operiert werden kann. Versprechen Sie mir, daß Sie uns nicht trennen wollen! Helfen Sie mir doch, Doktor!"

Er strich beruhigend über ihre kalte Hand, bestürzt über diesen Ausbruch der oberflächlichen Anita Sievert.

„Nur nicht den Kopf verlieren, bitte ich mir aus. Sind Sie eine Soldatenfrau oder nicht? Die Gesundheit Ihres Gatten ist stark genug, einen Ansturm auszuhalten. Also vor allem: Kopf oben, — nicht wahr,

Herr Leutnant?" wandte er sich lächelnd zum Bett hinüber, wo Paul soeben wieder die Augen aufschlug. Aber er schloß sie sofort, sein Atem ging rasch, und die heiße Hand hatte Anitas Finger fest umklammert. Die Tür öffnete sich, und Schwester Frida rief Doktor Görtz zu persönlicher Besprechung mit dem Sanitätsrat ans Telephon.

Anita war mit dem Kranken allein, dessen schwere Atemzüge der einzige Laut in der Stille des matterleuchteten Zimmers waren. Sie legte die kleine Sèvres-Uhr um, damit ihn ihr Ticken nicht stören sollte.

Er lag mit geschlossenen Augen. Eine Strähne des dunkelblonden Haares klebte auf der feuchten Stirn, von der sie leise die Schweißtropfen wegwischte. So hilflos und jung sah sein Gesicht in den spitzenbesetzten Kissen aus.

Ein weiches Lächeln ging über den schmalen Mund: „Kleine Frau — — — —!"

Dann fing er plötzlich an, im Kommandoton unzusammenhängendes Zeug zu reden.

„Deckung nehmen! Ruhig zielen, Kerle! . . . Sprung auf, marsch, marsch . . . Der Feind ist zu stark! Nieder, Deckung suchen! jetzt — Kerle, mir nach: Hurra!!"

Der Fiebernde bäumte sich halb auf, um dann gleich schwach wieder zurückzusinken.

„Sie werden unten vermißt, Frau Anita!" Doktor Görtz kam wieder herein. „Lassen Sie uns mal

eine Viertelstunde mit dem Patienten allein, ja? — Kyser kommt sofort. Sie hören dann das Ergebnis. Einverstanden?" Er führte die Zögernde mit sanfter Gewalt zur Türe hinaus.

„Die Sache scheint doch verflucht ernst!" sagte er dann leise zu der Schwester, „auf keinen Fall will ich die Verantwortung allein tragen!"

19. Kapitel.

Der Geburtstag von Frau Korff wurde wie immer im engsten Freundeskreise gefeiert. Sie hatten überhaupt nicht mehr an gesellschaftlichem Verkehr, als was gerade seine Stellung mit sich brachte. Frau von Hanstein erschien mit einem Brief ihres Mannes, der zur Besatzung nach Brüssel gehörte und allerlei heitere Schilderungen zum besten gab. Von Herbert, dem Leutnant, war ein Bericht von den furchtbaren Yser-Kämpfen angekommen, den Mausi mit glänzenden Augen anhörte. Neben ihr saß ihre Schwester, die junge Frau Oberlehrer Enders, deren Mann mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet war. Die Tatsache hatte sie aus der heutigen Zeitung erfahren, und nun verzehrte sie sich in Angst, weil sie keine direkte Nachricht darüber von ihm selbst bekommen.

„Das Eiserne Kreuz kriegt man doch nur für tapferes Verhalten in Gefahr," klagte sie, „wer weiß, wie es ihm da ergangen ist. Ach Gott, dieses Ungewisse ist furchtbar ... Ich meine immer, für uns daheim

wäre der Krieg fast noch schrecklicher als für die im Felde."

„Sicherlich," stimmte Frau Korff bei, „die können wenigstens ‚handeln', selbst eine Kugel im Vorwärtsstürmen, im Zeichen des Sieges, muß nicht so qualvoll sein als dieses entsetzliche Warten, die Unruhe, die Ungewißheit —"

„Ja, aber das hilft nun alles nichts, dafür sind wir deutsche Frauen und Mütter!" sagte Frau von Hanstein und sah still versonnen vor sich hin. Korff hob sein Glas:

„Bravo, gnädige Frau. Einen Ehrungsschluck unseren tapferen deutschen Frauen und Müttern!"

Um den großen Tisch herum klapperten die Stricknadeln. Dann und wann hüpfte ein dickes Wollknäuel, von einem besonders heftigen Ruck bewegt, über den Teppich. Da saß neben der strickenden Frau von Hanstein die kleine Oberlehrersfrau und handhabte mit rührender Ungeschicklichkeit die großen Hornnadeln an der grauwollenen Leibbinde. Ihr unbedeutendes blasses Gesicht hatte ordentlich eiferrote Bäckchen bekommen. Das Thema über den prächtig gedeihenden kleinen Joachim, den man damals am Tage der Bluttat von Serajewo getauft und im ‚Frankfurter Hof' gefeiert hatte, war natürlich pflichtgemäß zuerst erledigt worden. Nun konnte sie sich ganz ihrer Arbeit widmen. Nur ab und zu irrten ihre Gedanken nach daheim, wo der Bettkorb mit dem

schlafenden Kleinen im Wohnzimmer stand, damit die Freundin, die für die paar Abendstunden die Aufsicht übernommen, gleich beim ersten Laut zur Stelle sein konnte. Sie lächelte still vor sich hin. Da lag nun das kleine Kerlchen mit den geballten Fäustchen. Für diesen winzigen Menschen mußten die da draußen kämpfen, denn auch in ihm ruhte Deutschlands Zukunft ... O, wie will sie jubeln, wenn erst Frieden ist!

So wandern ihre Gedanken zwischen Mann und Kind hin und her, während Frau Professor Heim von ihrem Lazarett erzählt, das sie mit den Damen ihres Kollegiums eingerichtet, beziehungsweise zusammengebettelt hat. Da war ein leerstehendes Haus, der Stadt gehörig, und dieses Gebäude haben sie nun mit Betten, Möbeln und Bildern eingerichtet, so daß es einen ganz heimeligen Eindruck macht.

„Jetzt haben wir fünfundvierzig Mann, darunter sechs, die noch immer fest liegen müssen. Wenn wir nur ein bißchen gutes Wetter behalten, damit unsere Soldaten noch recht viel draußen in der Luft sein können," meinte sie eben besorgt und rückte den Kneifer auf der Nase zurecht. Frau Korff und Frau Mantius nickten, ohne von ihren klappernden Nadeln aufzusehen.

Hella tat noch immer Nachtdienst auf dem Bahnhof, einen um den anderen Tag. Von abends neun bis morgens sechs Uhr Gefangenentransporte, Lazarett-

züge, Militärtransporte von und nach den Grenzen. Es konnten gar nicht genug Hände da sein ... Sie klapperte mit den Nadeln, daß sie wegen ihrer Schweigsamkeit und Teilnahmlosigkeit am Gespräch hinreichend entschuldigt war.

Morgen sollte ein Autotransport mit Liebesgaben nach dem Osten für den schlesischen Landsturm abgehen, und die Strümpfe mußten durchaus das gemeinsam gelieferte Dutzend vollmachen. Am eifrigsten aber strickte Mausi, die Tochter des Hauses, die mit ihrer Arbeit jedoch immer wieder dadurch, daß sie die leergewordenen Punschgläser zu füllen und Gebäck herumzureichen hatte, gestört wurde, was sie dann durch verdoppelten, geradezu unheimlichen Eifer wieder nachzuholen suchte. Sie hatte einen Kopfschützer für Kurt in Arbeit, der sollte ebenfalls morgen mit einem Paketchen Zigaretten und Schokolade abgehen. Darnach mußte sie einen für Herbert stricken. Der erste war für Valentin gewesen, weil er aus dem Schützengraben bei Lodz einen kläglichen Seufzer ob der grimmigen Kälte auf einer sonst sehr vergnügten Feldpostkarte losgelassen hatte. Resel und sie schickten dann ein Paket hin, die Eltern stifteten Wurst und Zigarren. Na, wenn der Valentin das bekommen würde! Sie sah ihn schon mit seinen Kameraden redlich teilen.

„Wenn's nur nicht so entsetzlich langsam vorwärts ginge! Ob die Geschichte bis Weihnachten noch nicht fertig ist?"

„Eine nette Soldatentochter," polterte der Oberstleutnant zu seiner Ältesten hinüber, deren blondumrahmtes Frauengesicht s ch um einen Schein dunkler bei dem väterlichen ‚Anschnauzer' färbte.

„Aber so ist unsere heutige Generation mit ihrem Schnelligkeitswahn ... Heute ziehen wir nach Frankreich, übermorgen in Paris hinein, und am Donnerstag ist Friedensfeier. So etwa stellt ihr euch das vor, glaube ich ... Jaja, wir haben eben zu lange schon im Frieden gelebt. Ihr wißt wohl nicht mehr, wie es 1870 zuging? Wäre mein Bruder Leo damals nicht so ein eisenstarker Deubelskerl gewesen, — na!" Er zog heftig an seiner Zigarre und paffte eine mächtige Rauchwolke vor sich hin. „Wißt ihr, wie lange sie vor Metz gelegen haben? Siebzig volle Tage."

Man sah erstaunt und bestürzt einen Augenblick von der Arbeit auf.

„Jawoll," nickte er bekräftigend durch die Tabakswolken, „da hat sich mancher 'nen Denkzettel fürs Leben geholt.

Bis an die Hüften standen die Truppen oft im Schlamm, weil es während der zwei Belagerungsmonate ununterbrochen regnete, so daß die Stiefel an den Füßen schimmelten. Vom Brot, das in Mengen verdarb, gar nicht zu reden. Der Speck, der das Fleisch ersetzen sollte, schillerte in allen Regenbogenfarben, so hat Onkel Leo mir oft erzählt. Nirgends gab es

für die Soldaten Trinkwasser, dafür verfaulte Kartoffeln und verfaultes Obst."

„Aber das muß doch Typhus und Ruhr die Menge gegeben haben?" warf Frau Mantius entsetzt ein.

„Gab's auch. Bei manchen Truppenteilen war die Krankheitszahl sogar eine riesig hohe. Außerdem litten die Soldaten unter Frostbeulen an Händen und Füßen, denn das tiefgründige Schneewasser fror und taute auch gerade so rasch wieder auf, so daß sie dann oft bis an die Achselhöhlen im Wasser standen. Wärmen, trocknen gab's nicht, denn ein Feuer konnte ja dem Feinde die Stellung verraten. Die umliegenden Dörfer steckten voller Kranker. Die Entbehrungen und Strapazen müssen entsetzlich gewesen sein ... So ging es anno 1870 zu, und ich bete bloß immer zu unserem Herrgott, daß es unseren braven Leuten diesmal draußen nicht wieder so dreckig geht. — Na, und nun, Kleines, erbarme dich mal unserer leeren Gläser. Übrigens, hat es da nicht geklopft? Herein."

„Guten Abend allerseits." Es war der Konsistorialrat Petry aus dem dritten Stock, derselbe, dessen Tochter in Villa Sievert Helferinnendienste tat. „Wenn's erlaubt ist, setze ich mich ein Stündchen zu der gemütlichen Tischrunde." Natürlich freut man sich, und Mausi holt eilfertig für den Gast ein neues Glas.

„Pröstерchen, auf die verehrte Hausfrau! ... Ich bin nämlich oben bei mir so alleine ... Unser Fräulein

Therese hat sich mit ihren Zahnschmerzen frühzeitig ins Bett gelegt, Hanna hat Dienst in Villa Sievert —"

„Ist die Operation denn gut verlaufen?" fragte Frau Korff, „man sprach davon, daß dem jungen Doktor Wilken das Bein unterhalb des Knies abgenommen werden müßte."

Der Konsistorialrat nickte mit dem feinen, weißumrahmten Gesicht. „Das ist auch geschehen, und Frau Anita soll sich dabei merkwürdig tapfer benommen haben. Und es war sicher ein harter Schlag für sie. Aber die große Zeit ist auch auf sie nicht ohne segensvollen Einfluß geblieben, wir alle haben ja mehr oder weniger eine Wandlung unseres inneren Menschen durchgemacht, nicht wahr? Zum Beispiel," — er sah schalkhaft nach Mausi hin —, „zum Beispiel: wo ist unsere wilde Hummel geblieben, die sonst keine Viertelstunde ruhig sitzen konnte? Die strickt jetzt, als ob der leibhaftige Gottseibeiuns ihr auf den Fersen wäre."

Mausi sah mit eiferroten Wangen von ihrer Arbeit auf: „Der Kopfschützer muß doch fertig werden. Kurt hat nämlich Anlage zur Glatze, und da friert er leicht —"

Ein heiteres Lachen unterbrach sie: „Was hat Kurt?"

„Der kriegt eine Glatze!" antwortete Mausi unbeirrt und goß das Glas von Petry voll, der sich

mit einer unbewußten Handbewegung über seinen kahlen Kopf strich.

„Ach, Herr Konsistorialrat, Ihnen als alter Herr steht sie ganz gut," tröstete Mausi, „wenn Sie im Felde wären, müßten Sie natürlich auch einen Kopfschützer tragen."

Alles lachte. Die Frau des Hauses rutschte nervös auf ihrem Platz hin und her. Am meisten belustigte sich Petry selbst.

„Sie haben recht, Fräulein Mausi, und ich wäre sehr froh, wenn Ihre kleinen Patschchen mich damit beglücken würden. Aber ich bin ja selbst als ungedienter Landsturm nun schon mittlerweile zu alt geworden. Eigentlich dürfte man sich gar nicht sehen lassen. Da sitzt man hier im warmen Nest bei vollen Schüsseln, und da draußen kämpfen und sterben unsere Volksgenossen für uns... Wie hab ich die Jungen ehrlich beneidet, die als Notabiturienten ausrückten, beneidet um ihre Gesundheit, um ihre Jugend! Neulich, als der Landsturm ausrückte, war ich gerade am Bahnhof und erlebte den Abschied mit. Sie hatten den Tschako und die Gewehrläufe mit Blumen bekränzt, und unter Tücherschwenken, Singen und Hurrarufen wurde Abschied genommen. Und da sah ich wieder so recht, wie dieser Krieg ein wirklicher Volkskrieg ist —"

„Das ist wahr," mischte Korff sich ein, „dieser Kampf hätte niemals geführt werden können, wenn das

Volk ihn nicht gewollt hätte. Das sagen auch alle, die draußen im Feld stehen. Das schrieb neulich erst wieder unser Sohn ... Wo ist die Karte, Mausi?" Mit einem stillen Seufzer legte das junge Mädchen ihr Strickzeug wieder beiseite und stand auf, um in dem altmodischen Schreibtisch nach dem Gewünschten zu suchen.

„Die letzten beiden Karten habe ich noch bei mir, — Kurt schreibt so undeutlich, da muß man öfters lesen." Ein glückliches Lächeln verschönte das Muttergesicht, als Frau Korff jetzt die beiden abgegriffenen Feldpostkarten, auf denen die Bleistiftschrift schon halb verwischt war, aus ihrem Arbeitskorb nahm.

„Bitte," bat Frau Mantius, „lesen Sie vor, ja? Ich freue mich immer über seine frische Schreibweise."

„Aber Mausi, du schusselst ja alles durcheinander! In dem Schreibtisch ist doch wahrhaftig so viel Ordnung, daß du die Karten bald haben könntest." Korff sprang lebhaft auf und half mit suchen. „Ihr sollt mir doch die Nachrichten von dem Jungen zusammen lassen," polterte er.

„Ja, ja, Alter," beruhigte ihn seine Frau und holte das Glas her, um endlich das Vorlesen zu beginnen.

„Lieber Vater und liebe Mutter! Liebe Mausi!

Die Feldpost ist wirklich langweilig — zehn lange Tage nichts mehr von Euch gehört! Hoffentlich seid Ihr alle so frischauf wie ich. In der Nacht vom 15.

auf den 16. versuchten sich die Franzosen an meiner Schädeldecke bei einem Bajonettangriff auf die feindlichen Posten. Ich habe wie ein Hase ein kunstvolles Rad geschlagen, aber wichtig war die Verletzung nicht. Ich konnte noch zwölf Tage mitmachen; aus dem Lazarett bei Sedan habe ich Euch extra nicht geschrieben, weil ihr Euch keine unnötigen Sorgen machen solltet. Seit gestern wieder in der Front. Die Kümmerlinge reißen aus, wenn sie unser Maschinengewehrfeuer spüren. Daß ich das Eiserne Kreuz habe, werdet Ihr am Ende eher aus der Zeitung wissen als von mir. Hier geht es gut voran. Mit dieser Extranachricht für Vater Euch allen fröhliche Grüße von Eurem Kurt. Gruß auch Anni und dem Stammhalter."

Frau Korff ließ die Karte glänzenden Auges in den Schoß sinken.

„Nun haben Sie einen Kriegshelden in der Familie!" Der Konsistorialrat drückte ihr die Hand.

Korff strich seinen grauen Schnurrbart in die Höhe. „Nur einen Soldaten, der seine Pflicht getan hat," verbesserte er mit Nachdruck. „Hier ist auch die andere Karte. Also: „Liebe Eltern usw. Mein heutiger Gruß fängt mit einem lauten ‚Hurra' an. Zum ersten Male seit sieben Wochen wieder ein Dach überm Kopf und dazu eine ganze Kompanie Engländer gefangen. Unsere Mannschaft war höchstens ein Drittel so stark. Aber wir haben die Kerle mit preußischem Schneid

einfach überrumpelt. Ein Heidenspaß! Einmal saß mein Gefreiter Gräf schwer in der Patsche, aber ich konnte den Verwundeten noch gerade wegbringen. Jetzt ist er im Lazarett gut aufgehoben. Nun sollen wir ein paar Tage hier liegen bleiben, aber statt daß die Kerls froh sind, nach so langer Zeit wieder trocken und warm zu liegen, wollen sie lieber vorangehen. Wenn Vater sähe, wie tapfer sich unsere Leute halten! Wir sind trotz der Strapazen —"

In diesem Augenblick unterbrach ein Klopfen an der Tür die Vorlesung. Franz, der Bursche, kam mit einer Depesche herein. Petry hatte gerade etwas sagen wollen, aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Alle Augen richteten sich in ängstlicher Spannung auf Korff, dessen Hände plötzlich so zitterten, daß er das zusammengefaltete Stück Papier kaum zu öffnen vermochte.

Daß Sekunden zur Ewigkeit werden können . . .

Über der Tischrunde lag eine solche Beklemmung, daß sie fast den Atem anhielten in unerklärlicher Angst.

Man hörte in der lautlosen Stille das Gaslicht der großen Hängelampe surren.

Der Oberstleutnant stand und hatte das Telegramm auseinandergerissen — — —

„Kurt!!" schrie es da plötzlich herzzerreißend auf. Die ganze furchtbare Erkenntnis lag in dem Schrei der Mutterangst.

Die kraftvolle Gestalt des Oberstleutnants wankte,

wie wenn der Sturm über eine Eiche fährt. Die Augen unter den weißen buschigen Brauen starrten auf das Papier, als ob sie aus ihren Höhlen treten müßten.

Sein fahles Gesicht schien einem ganz anderen zu gehören. Er mußte sich ein paarmal räuspern, ehe er seine Stimme so weit zur Festigkeit gezwungen hatte:

„Unser Junge — unser Kurt — ist fürs Vaterland gefallen."

Entsetzen stand in jedem Auge.

Mausi stand mit gefalteten Händen, und über ihre Wangen rannen immerfort die Tränen.

„Nein, Vaterle! nein — —!" Und wieder flehend: „Nein — —"

Er reichte ihr still die Depesche hinüber — —

Da sank der dunkle Mädchenkopf mit lautem Aufschluchzen auf die Tischplatte. Korff hatte seine Frau umfaßt und strich ihr leise über das ergraute Haar, während sein zuckendes Gesicht den furchtbaren Schmerz auch äußerlich zu meistern suchte. Sie lag bewegungslos an seiner Brust, und als er sie liebevoll aufrichtete, starrte sie ihn wie mit erloschenen Augen an. Nur ab und zu lief e n erschrecktes Beben über ihren Körper. Aber dann auf einmal schlug sie die Hände vors Gesicht und brach mit wehem Laut zusammen. Die beiden Schwestern schluchzten Brust an Brust, und alle weinten um den l. bensfrohen

jungen Offizier, der die ganze Hoffnung der Eltern gewesen war.

Jener, der diesen teuflischen Kriegsplan ersann, müßte Tag und Nacht die Wunden, die schuldlosen Toten, die bitteren Frauentränen, das millionenfach vergossene Blu vor sich sehen, um nur einen Bruchteil der Qual dessen zu empfinden, dem auf diese grausame Art ein Mensch en rissen wurde. Am Jüngsten Tage sollen ihm die Ohren gellen von den furchtbaren Anklagen!

„Wenn er nur nicht lange gelitten hat," sagte Frau Korff leise, „es ist doch mein Kind — —" Und ihre Tränen flossen aufs neue.

Die nervige Faust des Oberstleutnants hatte die Stuhllehne umklammert.

„Der Krieg fordert starke Eltern. Nun ist es an uns, zu zeigen, daß wir nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Herzen, mit dem eigenen Blut Opfer bringen können!" Die markige Stimme versagte. Aber fest und sicher setzte sie wieder an: „Unser Junge hat seinem König den Fahneneid gehalten. Und das müssen auch wir. Unser Junge will sicher nicht, daß wir um ihn klagen. Denn er wollte Deutschland ja siegen helfen, und das ist nur möglich, wenn wir alle aufrecht, stark und groß bleiben ..."

Seine Hände lösten sich aus der krampfhaften Umklammerung der Stuhllehne. „O Deutschland hoch in Ehren! Damit ist unser Junge gegen den Feind

gezogen. Und das soll unser Leitspruch bleiben. Der Herrgott wird unser Opfer für den deutschen Sieg nicht umsonst sein lassen."

„Das walte Gott!" sagte der weißhaarige Konsistorialrat.

Tapfer schluckte Mausi die immer wieder aufsteigenden Tränen hinunter. Dann umarmte sie die Mutter.

„Unser lieber großer Junge!" sagte sie leise, „unser — lieber großer Junge — —"

Sie schrak zusammen. Schwere Marschschritte zogen unten auf der stillen Straße in der Richtung zum Bahnhof hin. Frau Anni öffnete das Fenster. „Landsturm rückt aus." Sie wandte sich mit verwe nten Augen ins Zimmer zurück.

Eins — zwei — eins — zwei —

Die festen Tritte dröhnen über das Pflaster hin.

Und da setzt es ein. Wie mit tiefem Orgelton, machtvoll, brausend:

„O Deutschland hoch in Ehren,
Du heil'ges Land der Treu,
Hell leuchtet deines Ruhmes Glanz
In Ost und West aufs neu . . .

Haltet aus, haltet aus,
Lasset hoch das Banner wehn,
Zeiget ihm, zeigt der Welt,
Daß wir fest zusammenstehn!

Haltet aus im Sturmgebraus!
Haltet aus im Sturmgebraus!"

Das letzte verwehte der Wind. Im Zimmer war tiefe, ergreifende Stille.

Das war d'e stille, weihevolle Totenfeier für den jungen Leutnant, über dessen fernem Grab belgi che Tannen rauschten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Weine Sie net, Bawett," sagte draußen in der Küche der Bursche zu der schluchzenden Köchin, „unser Herr Leutnant is den Soldatentod gestorwe, und dadriwer darf mer nit flenne."

Das Schluchzen vom Tisch her wurde stärker.

„— — so jung und so lustig — — war er — un ich — hab ihn schon — auf meine Ärm getrage, wie er so klein — war — —"

„Pscht! Die Herrschafte gehn weg. Lasse Se's ja die Frau Oberstleutnant net merke, daß Sie geflennt hawwe, das tut der arm' Frau weh —"

Ehe er aber hinausging, um beim Anziehen zu helfen, wischte er sich selbst erst vorsichtshalber den nassen Schimmer aus den Augen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

20. Kapitel.

In dem großen Krankenhaus ist das ganze Erdgeschoß für die Verwundeten eingerichtet. Blattpflanzen stehen an den hohen Fenstern der geräumigen

hal'e, in der jeder Schritt auf dem Mosaikboden widerhallt. Durch die langen Gänge huschen die Schwesternhauben.

In einem der kleinen Krankenzimmer, die alle hell und freundlich in der Helle des Gartens stehen, liegt Hauptmann Holtzer; neben ihm ein blutjunger Leutnant mit einem Kopfschuß. Die beiden übrigen Betten sind unbelegt, denn die letzten Insassen sind heute in die Station für Leichtverwundete gekommen.

Der Leutnant ist eingeschlafen. Wächsern und eingefallen sieht sein noch knabenhaftes Gesicht unter dem großen Kopfverband hervor. Er hat sich vor Antwerpen brav gehalten, der Kleine!

Fast zärtlich sieht der Hauptmann zu dem jungen Kameraden herüber.

Er sieht ihn noch mit seinen Leuten gegen die feindliche Geschützstellung stürmen und als Erster mit Hurra auf die eroberte Kanone springen. Er sieht ihn noch gegen die helle Luft stehen, in der die Rauchwölkchen krepierender Geschosse zerflattern, sieht ihn noch mit gezogenem Degen oben stehen und — sinken. Der Kopfschuß, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

Merkwürdig — an seine eigene Verwundung denkt er viel weniger. Der Schrapnellschuß in der Hüfte ist bald geheilt, aber Arm und Hand kommen gar nicht recht vorwärts. Wenn nur der Arm nicht steif bleibt! Dann könnte er ja nicht wieder hinaus, dann heißt's

sogar den Dienst verlassen, an dem man so mit ganzer Seele hängt! Zu Hause bleiben müssen, wenn es draußen um das Geschick des Volkes geht!

Siedendheiß steigt ihm das Blut zu Kopf. Unruhig geht sein Blick zu der Taschenuhr, die neben ihm auf dem Nachttisch liegt.

Noch nicht Besuchszeit —

Und wieder wandern seine Gedanken.

Seit gestern abend ist er in Frankfurt. Am Mittag hat man seiner Mutter nach Hanau telephoniert.

Acht Tage hat der Verwundetentransport gedauert. Tag und Nacht Bahnfahrt, teils im offenen Wagen auf Stroh, teils im D-Zugwagen auf Plüschpolstern. Überall Willkommen mit Blumen und Speise und Trank. So und so oft frisch verbunden und bequemer gebettet. Und trotzdem — eine Höllenfahrt bis zum Bett im Krankenhaus!

Dann sieht er plötzlich wieder das Gelände im Herbstschmuck und den Flieger hoch oben in den Lüften.

Und daneben den nebligen Abend am Biwakfeuer, das den sterbenden Leutnant von Eppendorf grüßt. Heiße Dankbarkeit gegen den toten Kameraden steigt in ihm auf, weil er ihm sein Lebensglück gebracht hat.

Sein Lebensglück?

Er preßt die Lippen zusammen. Darf er jetzt überhaupt noch an Hella denken? Muß er das grausame Geschick, das ihn mit seinen Verwundungen nur noch

einen halben Menschen sein läßt, — muß er das Geschick nicht mit dem Willen meistern können?

Aber noch immer haben die Ärzte au seine dringenden Fragen tröstliche Antworten gegeben. Also weshalb quält er sich eigentlich?

„Und noch ein anderes drückt ihn. Wenn er den Gruß von Hella als Zeichen der Liebe aufgefaßt, der nur Freundlichkeit sein sollte? Herrgott, dann lieber gleich wieder hinein in den Kugelregen und mit Aufatmen dem tödlichen Bajonett entgegen!

Doch da steigt ein weißumrahmtes, welkes Gesicht vor ihm auf:

„Mutter!" — —

Und die Nacht im Ardenner Wald. Eine Ulanenpatrouille. Freiwillige, die sich zu dem Todesritt gemeldet haben. Acht Mann kamen nicht mehr zurück.

Nur einer, blutüberströmt, quer vor sich einen schwerverwundeten Kameraden auf schweißbedecktem Pferd. Gibt lallend den wichtigen Bericht, bricht zusammen und stirbt in den Armen des Rittmeisters. Walter Holtzer, ehemals Leutnant, jetzt Kriegsfreiwilliger bei den Hannoverschen Ulanen.

Sein Bruder — — —

„Der — Mutter — sagen, — daß ich — als — ehrlicher Kerl — in den — Tod ging — —"

Das waren seine letzten Worte, die ihm der Kamerad von den Ulanen noch in derselben Nacht

mitteilte. Sie lagen nur zwei Kilometer weiter rechts in den Schützengräben.

Im Morgengrauen stand er an einem Soldatengrab im Ardenner Wald, in dem der ferngeglaubte einzige Bruder dem ewigen Licht entgegenschlief. Er hatte es der Mutter noch nicht geschrieben. Er konnte es nicht über das Herz bringen. Die Buchstaben stehen so kalt und herzlos auf dem Papier ... Er hat auch dafür Sorge getragen, daß die Nachricht von der Schwadron nicht sofort an die Mutter geht, bevor er sie nicht vorbereitet hat. Und das immer wieder verschoben, bis ihn selbst die Kugeln trafen. Hoffentlich kann er sie nachher noch darauf vorbereiten, auf die Todesnachricht ...

Wer doch schlafen könnte! Die Bilder kommen und gehen, fließen ineinander und füllen das Hirn, das gegen die Schläfen hämmert.

Der Verwundete neben ihm spricht und stöhnt im Fieber. Mit Willensanstrengung zwingt Fritz Holzer sich zur Ruhe. Die Mutter soll ihn ruhig finden. In wenigen Minuten ist Besuchszeit. Sein Blick wandert zum Fenster hin, wo der Luftzug die weißen Vorhänge bläht. Draußen scheint die Spätherbstsonne.

Die Tür ist gegangen. Er wendet hastig das Gesicht der Pflegerin zu, die ihm bedeutungsvoll zunickt. Und an ihr vorbei kommt die kleine, weißhaarige Frau und beugt sich über ihn und küßt ihn weinend.

„Mein Junge!... Ich hab' dich wieder, mein Junge! Wenigstens dich wieder!... Ja, ich weiß," nickt sie tränenüberströmt, „unser Walter ist als Held gestorben. Und nun habe ich nur noch dich. Und deshalb hat dich der liebe Gott mir auch wiedergeschickt —"

Und die weichen Hände streichen über sein Gesicht und über sein Haar, geradeso wie damals, als er noch klein war und krank in seinem Kinderbettchen lag. „Gottlob, daß du mir geblieben bist!" Sie sagt es leise und innig, damit der Kamerad im Nebenbett nicht erwachen soll. Und weil sich im Fieberschlaf dessen Kopfpfühl verschoben hat, geht sie leise hinüber und bettet den heißen Kopf. Sekundenlang blicken zwei junge blaue Augen sie an. Dann fallen die Lider müde wieder darüber hin.

„Mutter!" sagt er ganz deutlich, und noch einmal: „Mutter!"

„Er stammt von oben aus der Mark," erläuterte Fritz. „Sie ist erst heute benachrichtigt worden. Der Transport hat dem armen Kerl arg zugesetzt!"

Nun sitzt die Mutter zwischen den beiden Betten, die gesunde Rechte ihres Jungen in ihrer Hand, und die liebende Sorge der Augen zwischen den beiden geteilt. Der andere ist ja auch einer Mutter Sohn und schlimmer daran als der eigene Junge.

Und er erzählt ihr leise, schonend, von Walters Soldatentod, und daß sein letzter Gedanke der Mutter gegolten habe. Sie weint still vor sich hin. Aber es

sind schon die Tränen der Erlösung, nicht der Qual ... Die Schwester mahnt.

„Für das erste Mal soll ich nicht so lange bei dir bleiben und darf auch erst übermorgen wiederkommen. Das Erzählen müssen wir auf übermorgen aufheben, oder — vielleicht —" ein schalkhaftes Lächeln zieht über das feine, alte Gesicht — „vielleicht ist sogar übermorgen jemand dabei —?"

In den weißen Kissen sieht sein Kopf plötzlich ganz rot aus. Und Mutters Augen fragen:

„Soll ich es ihr sagen, daß du hier bist —?"

„Ja, Mutter — o ja!"

Aber dann schüttelt er fast heftig den Kopf. Sie weiß warum.

„Sei ohne Sorge. Der Arm bleibt nicht steif. Ich habe mit dem Chefarzt schon gesprochen. Soll ich es ihr sagen —?"

Ein froher Schein kommt in seine Augen.

„Dann, Mutter, — ja, sag es ihr — nein, frage sie, ob sie kommen will?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ob ich will!" jubelte Hella unter Tränen, „ob ich will!" Lachend und weinend hielt sie Frau Geheimrat Holtzer umfaßt, die sie mit der Kunde, daß Fritz als Verwundeter in der Stadt sei, allein zu Hause getroffen hatte; Frau Mantius war mit ihrer ältesten Tochter und Bubi zur Geburtstagfeier des Großvaters nach Bingen gereist.

„Ob ich will —! Dann müssen wir aber sofort aufbrechen — ich bestelle rasch ein Auto — ein paar Blumen muß ich auch noch — ach, ich weiß ja gar nicht mehr, wo mein Kopf steht — schelten Sie mich dummes Ding nur tüchtig aus, gnädige Frau — —"

Die alte Dame sah lächelnd ihre heißen Wangen. Ihr Herz hatte ja längst die feinen Fäden herausgefühlt, die zwischen den beiden Menschenkindern liefen, obwohl sie Hella nur wenige Male im Laufe der Zeit traf. Ihr war auch die Entfremdung nicht entgangen. Aber als sie einmal ihren Fritz nach der Ursache gefragt, da war er zum ersten Mal in seinem Leben ihr gegenüber kurz angebunden gewesen. Daran hatte sie gesehen, wie tief bei ihm diese Liebe ging — —

In ihrem knappen, dunkelblauen Kleid kam Hella wieder herein. Die sonst so matte Haut ihrer Wangen war durch die Aufregung gerötet, und die braunen Augen blitzten froh unter dem kleinen Samthut hervor.

„Das Auto steht unten. Blumen hab' ich auch schon bekommen — hoffentlich mag er Rosen — —"

„Ich glaube, — und wenn Sie ihm Disteln bringen," lächelte die alte Dame, und dabei fiel ihr in plötzlicher Gedankenverbindung die zweifelhafte Ehe der älteren Schwester ein. Wenn ihr Junge aber durch Hella auch so unglücklich werden sollte wie Hanns Reifferscheid — —

Das junge Mädchen half ihr beim Einsteigen,

sprang leichtfüßig nach, und ratternd ging es dem Nordend zu.

Im Auto wollte Hella immerfort noch etwas wissen: ob er schlecht aussehe, ob er Schmerzen habe, ob er alles essen dürfe, ob er auch richtig behandelt worden sei und ob er —

Der Wagen hielt vor dem Eingang des Krankenhauses.

Als sie die wenigen Stufen hinaufgingen, wäre Hella am liebsten umgekehrt. Jetzt erst kam ihr zum Bewußtsein, daß ihre Stellung zu Fritz und ihr eben gezeigtes Benehmen gar nicht im Einklang standen. Eine Feldpostkarte, das war alles, was sie in den Monaten von ihm gehört. Und die auch nur als Antwort auf den Gruß durch Eppendorf — —

Sie blieb ein ganzes Stück hinter der vorangehenden Schwester zurück. Als die an Nummer acht stehenblieb, fühlte Hella nur den einen Wunsch, daß — sie wieder umkehren könnte. Dabei schob die Schwester sie aber schon mit einem verstehenden Lächeln ins Zimmer und zog hinter ihnen leise die Tür ins Schloß.

Hella sah das alles wie durch einen Schleier. Das helle, weiße Gemach mit den blauen Astern am Fenster und —

Ja, wie es zugegangen war, wußte sie selber nicht, aber plötzlich kniete sie neben seinem Bett, unbekümmert um den fremden Verwundeten im Zimmer, unbekümmert darum, daß sie sich eigentlich noch so

förmlich gegenüberstanden. Sie sah den kraftvollen, großen Mann so hilflos und abgezehrt in den Kissen liegen, und die stillen Augen sahen so fiebrig nach ihr —

Und sie sagte ‚Fritz‘, als verstünde sich das ganz von selbst, und preßte ihre tränennasse, heiße Wange an seine gesunde Rechte und kniete noch immer neben ihm und sah unter Tränen glücklich zu ihm auf. — Und er sagte leise und innig ihren Namen, als wäre das nie anders gewesen.

Der kleine Leutnant von nebenan sah krampfhaft in die Ecke oder stellte sich schlafend. Er schien heute fieberfrei.

„Für mich?“ fragte Fritz Holtzer und sah strahlend auf die prachtvollen Rosen, „Du Liebe, Gute!“ Eine zitternde Röte der Befangenheit lief über ihr Gesicht. Da flammte es auch über seine Wange.

Das erste ‚Du‘! — Wie ganz anders hatten sie sich beide das wohl ausgemalt! Sie sahen sich immer wieder nur in die Augen, und die trübe Zeit vorher war für sie versunken. Der nebenan im Bett hatte sich bewegt. Ein unterdrückter Seufzer verklang. Fragend sah Fritz die braunen Mädchenaugen an — ein Verstehen hinüber und herüber. Leise ging Hella zu dem anderen Bett und legte ein paar von den Rosen vor die knabenhaften, blassen Hände hin.

Ein Erstaunen ging über das Gesicht unter dem weißen Verband. Und dann ein frohes Danken seiner Augen.

„Meine Braut hat die Rosen gewissenhaft unter uns verteilt, Franke!" Die schlanken Mädchenfinger zitterten in der Krankenhand.

„Wie lieb von Ihnen, gnädiges Fräulein! Solche Rosen standen bei uns daheim im Garten, als wir ausrückten. Das ist wie ein Gruß aus der Heimat —"

In diesem Augenblick kam die Schwester mit Frau Holtzer wieder herein, die sich gleich zu Anfang entfernt hatte. „Wie selbstsüchtig Liebende sind," dachte Hella. „Wir hatten noch nicht einmal bemerkt, daß sie fortgegangen war. Daß Mutterliebe so entsagungsvoll macht!"

Nun saß sie glücklich lächelnd mit ihrem Jungen Hand in Hand an dem Bett und fragte halblaut nach seinen Wünschen, während Hella die Rosen in Wassergläser stellte und die Schwester den Kaffee mundgerecht vor Leutnant Franke auf einem Tischbrett hinstellte und ihn fütterte.

Man machte sich gegenseitig bekannt, und die beiden Verwundeten erzählten abwechselnd von ihren Kriegserlebnissen. Von gefährlichen Schleichpatrouillen, nächtlichen Gefechten, von heiteren Vorkommnissen im Quartier, von dem Sturm auf Antwerpen und von der Jagd hinter den Engländern her. Einmal sagte Leutnant Franke in der Unterhaltung: „Ihr Fräulein Braut —"

Frau Holtzer sah den Sprecher an, sah ihren Sohn an und fühlte sich plötzlich von zwei weichen Armen

umschlungen, und ein erglühendes Gesicht lag an ihrer Schulter.

„Gott segne euch!" sagte sie einfach, und in ihren Augen blitzte es feucht auf, als sie sich über ihren Sohn beugte.

Da ging dem jungen Leutnant ein Licht auf. Die da hatten sich wohl erst eben verlobt, und er hatte nichts davon gemerkt. Aber diebischen Spaß machte es ihm doch! Wenn nur der dumme Kopf nicht —

„Es ist nichts — ein bißchen Schwäche!" murmelte er, als die Schwester bei seinem Schwindelanfall zusprang, „ach, bitte, meine Damen — das darf Sie nicht zum Weggehen veranlassen! Bitte, bleiben Sie — ich — das war ja nur eine augenblickliche Schlappheit—"

Der deutsche Soldat! ...

Franke gab sich alle Mühe, stark zu scheinen. Aber die Damen gingen doch, wenn auch schweren Herzens.

„Ich hole dich bald nach Hause, mein Junge!" sagte Frau Holtzer und küßte ihn auf die Stirn.

Er schüttelte pessimistisch den Kopf: „Der Arzt wird's wohl so bald noch nicht erlauben."

Sie aber nickte ihm ermutigend von dem Platz aus zu, wo ie mit der Schwester über den Zustand von Franke sprach.

Fritz behielt Hellas Hand in der seinen. Seine Augen hingen angstvoll fragend an ihrem Blick.

„Ich — ich habe das vorhin — so gesagt, — vielleicht war es doch nicht dein Wille —“

In ihrem Herzen schlug eine heiße Flamme empor. Sie beugte sich über ihn:

„Ich gehöre dir! Für Zeit und Ewigkeit, Fritz!“

Da preßte er mit leidenschaftlicher Bewegung ihre Hand an seinen Mund:

„Für Zeit und Ewigkeit —!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne ist untergegangen, und graue Dämmerschatten kriechen aus dem feuchtkalten Erdreich an den entlaubten Stämmen im Garten hinauf.

21. Kapitel.

Jenseits des Mainufers beginnt bald das Villenviertel. An den schmucken Villen rotes Weingerank und vergilbtes Glyzinenlaub, und im gepflegten Vorgarten entfärbte Bäume, in denen der Herbst hängt.

Sonst sprengten Reiterkavalkaden diesen Weg, und am Nachmittag ergoß sich auf der breiten Forsthausstraße ein Schwarm von Spaziergängern, eleganten Gefährten und ratternden Autos. Die letzten schönen Herbstsonnentage bringen noch einmal eine Erinnerung daran. Aber das große, lebhafte Bild ist von der Zeit verkleinert worden. Auch der Rahmen blieb nicht der gleiche. Damals strahlendes Sommerglück, und jetzt wehmütiger Herbstabschied, dessen Sonnenschein ist wie ein Lächeln unter Tränen . . .

Es mögen die vielen Tränen sein, die jetzt geweint werden und noch geweint werden müssen. Das, was der Mensch ohnmächtig ‚Schicksal‘ nennt, triumphiert über sein bißchen Menschenwitz und Kraft. Schweigend steht er, aus dessen Hand mächtige Bauten in den Himmel wuchsen, der die Geschöpfe der Erde, die wilden Elemente meisterte, aus dessen Hirn unvergängliche Werte entsprangen, — klein steht er, ohnmächtig und geknechtet vom Schicksal.

Und doch nicht geknechtet. Nur besiegt. Unterlegen einem Übermächtigen, — solange er sich von Trauer und Schmerz lähmen läßt. Aber es kommt für jeden die Stunde, die ihn frei macht, die ihn in heldenhafter Größe über den Trümmern seines Glückes aufwachsen läßt, weil das Leben ruft. Und einem innerlich Starken, Großen kann der Sturmwind, der über seine Krone hinwegbrauste, nichts anhaben. Er steht und trotzt einer Welt! —

Am Städtischen Krankenhaus, das sonst so weltabgeschieden in seiner Ruhe daliegt, war ein Kommen und Gehen. Kinder und Frauen mit bunten Herbstblumen und mit Büchern im Arm, grauhaarige Väter mit sorgsam verschnürten Paketchen gehen zu dem großen Tor hinein und kommen, Tränen im Auge, und doch getröstet zurück. Blasse Gesichter mit verweintem Blick unter dem schwarzen Kreppschleier tauchen müde in dem Hin und Her unter. Bei den anderen, da ist noch die Hoffnung — — —

Die Hoffnung der Schwarzgekleideten ist eingesargt, hier oder draußen in fremder Erde. Herbstblätter fallen auf das Grab, dieselben, die in der grünen Lenzesfarbe den stillen Toten atmen und lachen sahen. Nun gibt's kein Wiederkommen mehr. Und bis zum Wiedersehen da oben ist es vielleicht noch sehr, sehr weit. So weit, daß die Wartezeit zum Segen wird.

Frau Oberstleutnant Korff ging mit Mausi zum Walde hin. Der Arzt hatte ihr dringend einen täglichen kleinen Erholungsspaziergang verordnet. Die letzte Zeit hatte sie arg mitgenommen, obwohl sie es nicht zugeben wollte.

Ein schöner, sonniger Allerseelentag. Der Anblick der Menschen mit den weißen Astern im Arm tat ihr weh. Die konnten ihre Gräber mit Blumen schmücken und ihrem Toten ein Lichtchen anzünden. Ihr toter Junge lag weit, im fernen Flandern, ein verwehtes Grab in Feindesland. Gestern hatte das Regiment seine Habseligkeiten ihnen zugesandt. Der Brustbeutel, übersickert mit dunklen Blutspuren. Briefe und Karten darin von daheim, Geld und Aufzeichnungen von siegreich bestandenen Gefechten. Ein angefangener Brief an den Vater. Die letzten lebendigen Grüße eines Toten — —

Bei Korffs war es still geworden. Der Oberstleutnant stand nicht mehr wie sonst in der kalten Morgenluft auf dem Balkon und paßte dem Briefträger nicht mehr auf. Jetzt polterte er nicht mehr,

wenn er beim Nachhausekommen keine Feldpost vorfand. Mit Ingrimm stürzte er sich täglich auf die Zeitungen und die Extrablätter und saß stundenlang über die Karten der Kriegsschauplätze gebeugt.

Er wachte mit Strenge darüber, daß Frau und Töchter keine Trauerkleidung trugen.

„Warum wollt ihr in Schwarz jammern und trauern?“ hatte er gesagt, „etwa, weil wir einen Helden in der Familie haben? Du als Soldatenfrau mußt den anderen Müttern ein Beispiel von Tapferkeit und Stärke geben.“ Und so trugen die Korffschen Frauen auch nur den schwarzen Flor am Arm. —

22. Kapitel.

Das Auto hatte durch den häufigen Aufenthalt bei den Posten nur ein langsames Vorwärtskommen. Viel zu langsam für die fiebernde Aufregung der Frau, die da blaß und erregt in der Ecke des Wagens lehnte. Die Zähne schlugen ihr wie im Fieber aufeinander. Die große Glasscheibe hielt die eisige Kälte nur wenig ab, und die Decken und Pelze boten auch nur wenig Schutz. Die Johanniterin an ihrer Seite und die beiden Sanitäter sahen in der beginnenden Morgenhelle elend und abgezehrt aus, wie sie so, von der Übermüdung überwältigt, im Sitzen eingenickt waren.

Die Lichter des Wagens warfen breite, helle Kegel über den hartgefrorenen Weg. Eva-Marie kroch,

vor Kälte schauernd, förmlich in sich zusammen. Durch ihre Verbindungen in Aachen hatte sie es an maßgebender Stelle glücklich erreicht, daß ein Liebesgabentransport zur Yserlinie sie so weit wie möglich, jedenfalls aber bis Avennes, mitgenommen hatte. Ihre verängstigte Phantasie malte um Hanns und seine Verwundung die schrecklichsten Bilder.

Barmherziger Gott, nur das nicht!

Nur nicht so, wie sie es auf der Fahrt gesehen hatte, — auf Tragbahren, hilflos und bis zur Unkenntlichkeit bandagiert und verbunden. Lieber guter Gott, — nur nicht so! . . .

Der Motor ratterte und knatterte vorwärts. Im dunstigen Morgennebel flogen die Bäume vorüber.

„Halt!"

Zwei bärtige Landwehrleute sperrten mit ihren Gewehren, darauf das aufgepflanzte Bajonett, den Weg. Zitternd vor Ungeduld, ließ Eva-Marie die umständliche Gründlichkeit über sich ergehen, mit der der Schein geprüft wurde. Zum wievielten Male nun schon?

„Wie weit ist's noch bis Avennes?" Sie mußte die Frage wiederholen, weil ihr die Zähne vor Aufregung und vor Frost immer noch aufeinanderschlugen.

„Gut 45 Kilometer," antwortete der Soldat, gerade, als gebe es den Begriff ‚Eile' überhaupt nicht, und keine unerbittliche Notwendigkeit, schnell nach dem Lazarett in Avennes zu kommen. Schmunzelnd

steckte der Vorposten die dargebotenen Zigarren in die Manteltaschen und legte grüßend die blaugefrorenen Finger an den Tschako, als wieder angekurbelt wurde und das Auto weiter in den blaßnebligen Morgen hineinraste.

Vor genau zwanzig Stunden hatte sie das Telegramm in Bingen erreicht, wo sie zusammen mit Mutter und Bubi den 80. Geburtstag des Großvaters gefeiert hatten.

„Verwundet zurückgebracht nach Avennes. Keine Sorge. Hanns.“

So lakonisch war die Schreckensbotschaft, die da am Morgen auf den Frühstückstisch geflattert kam. Die Novembersonne schlug aus der altsilbernen Kaffekanne rotblaue Blinkfeuerchen. Dadurch geblendet, hatte Eva-Marie erst ein paarmal das Unglückspapier ansehen müssen, ehe sie begriff. Wirklich begriff. Aber dann war sie sofort, ohne ein Wort zu verlieren, hinauf in ihr früheres Mädchenzimmer gelaufen, hatte sich in fliegender Hast angezogen und das warm gefütterte Wintermäntelchen von Bubi mit heruntergebracht. Und auf alle bestürzten Fragen und besorgten Vorstellungen wußte sie nur das eine: „Ich muß zu ihm hin! Ich und Bubi müssen hin.“ Zu allem Abraten schüttelte sie nur den Kopf. Ein seltsam entschlossener Zug stand in ihrem sonst so weichen Gesicht. Es kostete unendliche Mühe, bis man sie überzeugt hatte, daß sie den Kleinen auf

einen Fall mitnehmen könne. Zwar führte die zu
urchfahrende Strecke durch deutsch-belgisches Gebiet,
ber auch die deutschen Postenketten würden sie mit
em Kinde nicht durchlassen. Wenn sie überhaupt bis
vennes durchkäme!"

„Ich fahre direkt nach Aachen," sagte sie so ruhig
nd bestimmt, als handle es sich um die einfachste
ache der Welt, „von dort aus bekomme ich schon
nschluß."

Ihre Mutter schüttelte den Kopf: „Der Plan
heint ja schon so fest in allen Einzelheiten zu stehen,
aß man glauben könnte, du hättest ihn längst er-
wogen —"

„Hab ich auch," bemerkte Eva-Marie zurück und
uchte im Winterfahrplan; „einmal mußte es ja so
ommen. — Ich wäre auch dann hingefahren, wenn —
wenn es eine noch schlimmere Nachricht gewesen wäre.
Weiß ich denn, ob sie — in Wirklichkeit —?"

Sie brach jäh ab, weil Bubi, der mit forschenden
Kinderaugen das verräterische Zucken in ihrem Gesicht
esehen, plötzlich in lautes Weinen ausbrach. Die
unge Frau fiel auf die Knie und preßte den heißen
Mund auf das tränenüberströmte Kindergesicht.

„Der liebe Gott gibt ihn uns wieder!" schluchzte
ie, „was sollen wir beide wohl auf der Welt — ohne
hn?"

„Pappi soll zu Bubi kommen. Bubi is auch ganz
rtig!"

Da stand Eva-Marie mit festem Entschluß auf und gab dem Kleinen einen letzten Kuß. Draußen hörte man Mutter mit Frankfurt telephonieren. Den Anschluß an den Kölner D-Zug würde sie noch bequem erreichen, von dort nach Aachen war nicht weit, und in Aachen war es vor allem der Vater einer Pensionsfreundin, dessen Einfluß ihr schon die Wege ebnen würde. Die Mutter gab ihr einigermaßen verstört das Geleit zum Zuge, nachdem sie ihr vorsorglich die kleine Handtasche mit Wäsche und Verbandzeug für Hanns und haltbaren Eßwaren voll gepackt hatte. Sie wußte genau, daß es gegen Einfälle und Launen ihrer Ältesten keine Einwände und kein Halt gab. Und dies, fühlte sie wohl, war mehr als ein bloßer ‚Einfall'.

Es war schließlich wohl ihre Pflicht — —

Eva-Marie schloß für einen Augenblick erschöpft die Augen. Sie fühlte ordentlich die vom Luftzug eisigkalt gewordenen Lider über dem Augapfel. Ein so großes körperliches Unbehagen überkam sie dabei, daß es sie in der Kehle würgte.

Unbeirrt ratterte das Auto in die fahle Morgenhelle hinein. Von irgendwoher trug der Wind plötzlich ein schweres Donnerrollen, ein Brüllen, das die schwere Luft zitternd mitschwingen ließ. Die Wageninsassen wachten mit einem Schrei aus bleischwerem Halbschlummer auf, und jeder sah erschrocken und gespannt den andern an.

Die Maschine hielt.

Eine Patrouille hatte sie gestellt. Dragoner, soviel sich in dem selbst in der Nähe fast undurchsichtigen Nebelgrau erkennen ließ. Es gab eine kurze, erregte Auseinandersetzung, dann wandte die Maschine und raste denselben Weg bis zur letzten Kreuzung zurück.

„Avennes brennt!"

Wer hatte es gesagt? Hatte nicht eben jemand ganz klar und deutlich gesagt: Avennes — —?

Nein, niemand hatte den Namen verstanden. Warum sollten sie der armen jungen Frau das Herz schon im voraus schwer machen? Sie sah nicht danach aus, als ob sie einen großen Schlag überstehen könnte. Ihretwegen warf man sich nur verstohlen besorgte Blicke zu. Avennes war in der Nacht überfallen worden. Die Bedeckung hatte dem Feind nicht viel Widerstand leisten können. Aber deutsche Artillerie war zu Hilfe gekommen, wenigstens glaubte man so bei der Patrouille. Es war gut, daß die junge Frau in ihrer Aufregung und Übermüdung nichts gehört zu haben schien.

Nun ratterte das Auto zwischen entlaubten Bäumen auf einer Landstraße hin, deren tiefausgefahrene Regenfurchen fest und hart gefroren waren. Die Gummireifen federten zwar über die Unebenheiten hinweg, aber die Insassen wurden doch ordentlich zusammengeschüttelt, und der Wagen neigte sich mehr als einmal bedenklich auf die Seite.

Gesprochen wurde fast nichts. Bei dem eisigen Luftzug und dem unmöglichen Tempo hätte es die Stimmbänder zu sehr angestrengt. Und es galt, sich für Tage der Strapazen zu schonen. Die drei hatten einen Verwundetentransport bis nach Aachen begleitet und waren nun nach der kurzen Rast von einem halben Tage wieder auf dem Wege zur Gefechtslinie. Man konnte auf den Etappenstationen keine Hilfskraft entbehren.

Die Waldstraße schlängelte sich auf offene Strecke, offenbar ein altes Schlachtfeld, dessen Grabhügel gespenstisch herübersahen. Krähen flogen auf, wenn das Auto an ihnen vorüberflitzte. Hier und da ein einsames Bauerngehöft, von dem man nicht sehen konnte, ob es verwüstet oder noch bewohnt war.

Auf dem blassen Gesicht der Johanniterin stand eine tiefe, leidvolle Falte. Sie hatte in Aachen ihren einzigen Bruder zurücklassen müssen, dem eine Granate beide Beine gekostet. Keine Hoffnung ihn zu erhalten, und doch mußte sie weg, ehe er noch einmal vor seinem Ende zur Besinnung gekommen. Daß eine Pflicht, die man mit tausend Freuden auf sich genommen, so hart und schwer werden kann! — — Klaglos starrte die junge Schwester dem Ziel entgegen, wo wieder Gefahr und Mühen ihrer warteten. Eine zaghafte Hand tippte sie am Arm:

„Sind wir noch nicht bald da, Schwester?"

Mit einer Bereitwilligkeit, die ihr in diesen Wochen

immerwährender Opfer schon fast zur zweiten Natur geworden war, streifte sie ihr eigenes Leid ab und wandte sich der Fragerin zu.

„Ich denke, bald. Wir mußten ja einen anderen Weg nehmen!“ sagte sie freundlich und schlang die härene Decke fester um die zusammengekauerte Gestalt der jungen Frau. Gerade wollte sie ihr einen Schluck Rotwein zur Erwärmung aufreden, als wieder das donnerartige Brüllen durch die Luft herangerollt kam. Und — wieder. Und noch einmal. Es klang näher als vorhin. Und dazwischen unaufhörlich ein feines Tek—tek—tek—tek—.

„Gewehrfeuer,“ sagte der Sanitätsunteroffizier und legte die hohle Hand als Hörmuschel an das Ohr. Durch den Dunst sah man die schattenhaften dunklen Umrisse eines Waldes. „Vielleicht ein Patrouillengefecht. Drauf, was die Maschine hergibt!“ schrie er durch das Rattern dem Lenker zu, „wir kommen sonst in Teufels Küche!“

Vergeblich suchte er die grau in grau verschwimmende Ferne mit dem Glase ab. Die Nahnebel verschwanden mit zunehmendem Morgenlicht.

Deutsches Feldgrau tauchte plötzlich auf.

Die Fähnchen mit dem Roten Kreuz im weißen Felde flatterten im Luftzug.

„— — tektektek — — —“ klang es unaufhörlich und gedämpft herüber. Am Grabenrand lagerte Infanterie in Gefechtsbereitschaft. Mit erstaunten

und frohen Zurufen wurde das Auto empfangen. Ein paar niedrige Häuser stiegen aus dem Nebel auf.

„Rechts halten!"

Das scharfe Kommando durchschnitt den Lärm, den das Scharren der schweren Stiefel, die lauten Gespräche und das Motorknattern machten.

Eva-Marie sah mit großen Augen die Massen, wie sie in hochgeschlagenem Mantelkragen, Gewehr bei Fuß, zusammenstanden. Einige schrieben mit vor Kälte klammen Fingern noch einen Gruß nach daheim. Andere unterhielten sich so unbesorgt, als ob nicht jeder kommende Augenblick den Befehl zum Vorrücken in die Gefechtslinie bringen könnte. Das Kommando: Dem Tod entgegen!

Sie schauderte. Sie sah die lehmüberkrusteten Uniformen, die bärtigen Gesichter, manchen mit einem selbstgefertigten Verband um den Kopf oder an der Hand, und unter diesen Leichtverwundeten auch einen ganz jungen Soldaten, wohl ein Kriegsfreiwilliger dem Milchgesichtchen nach, auf dessen Brust das Eiserne Kreuz prangte. Dort ein Landwehrmann, ein breiter, stattlicher, dessen Kopf, in Betrachtung versunken, über ein Bildchen gebeugt war.

Und näher klingt jetzt das Maschinengewehrgeknatter hinter dem Walde her...

Sie sah das alles kaleidoskopartig an dem langsamer fahrenden Auto vorüberfliegen, kleine Augenblicksbilder, die sich ihrem Hirn einprägten, obwohl ihre

Seele in der fiebernden Angst um Hanns nichts davon wußte. Sie blieben in ihrem Auge haften, in dem Auge, das vergeblich die Ferne zu durchdringen versuchte, während ihre Gedanken unablässig arbeiteten und doch sich immer nur um den einen Pol drehten: Wann werde ich Hanns finden? und wie werde ich ihn finden?

Sie betete in einem fort seit gestern. Sie rang innerlich die Hände, sie flehte zu Gott auf den Knien, sie stammelte ihre furchtbare Angst in immer denselben Gebeten, saß verängstigt in ihrer Ecke und duckte sich unwillkürlich, als sie nun zwischen den niedrigen Bauernhäusern hinfuhren. Gerade, als erwarte sie jeden Augenblick aus den kleinen Fenstern und Luken den Lauf eines Franktireurgewehres zu sehen.

„Keine Sorge!" beruhigte der Sanitäter, „der Ort ist, wie Sie sehen, von unseren Truppen besetzt. Wir müssen übrigens aussteigen. Es geht nicht weiter. So — darf ich helfen? Ja, die Nachtfahrt werden Sie noch lange spüren, gnädige Frau!"

Eva-Marie kletterte mühsam herunter. Sie war wie zerschlagen. Aber die Erregung ließ sie diese Erkenntnis nur mit halbem Bewußtsein spüren. Da war niemand, der sich um sie kümmern konnte. Sie lehnte sich taumelnd an den Wagen, um den die Soldaten herumstanden und die Pakete mit Verbandzeug und Liebesgaben abladen halfen und in das nahe Schulhaus schafften, auf dem die Rote-Kreuz-Fahne wehte.

In dieses eilige Arbeiten fiel ihre Frage: „Ist dies — Avennes —?“ Bagagewagen hielten vor dem Hindernis auf der engen Dorfstraße. Nun gab es ein Hin und Her, bis das Auto hart neben der Mauer eines Hauses stand. Ein paar Minuten mochten darüber hingegangen sein. Man fuhr in der unterbrochenen Arbeit fort. Der Soldat, dem vorhin die Frage gegolten hatte, erinnerte sich plötzlich beim Anblick der flehenden Frauenaugen, daß er ihnen noch eine Antwort schuldig war.

„Ach so,“ sagte er, „ob det Avennes is? Nee, Madameken, det Nest brennt doch egal schon ein paar Stunden. Un unsre Artillerie pfeffert noch immer dazwischen. Da —“

Ein gellender Schrei, wie ihn jemand wohl in höchster Todesnot ausstößt, ließ ihn jäh verstummen. Die junge Frau im Pelzmantel hatte sich krampfhaft mit den Fingern in seinen Ärmel gekrallt und sah mit schreckhaft aufgerissenen Augen dorthin, wo die Dorfstraße sich zum Horizont hin lichtete. Rote Schwaden und Qualm stieg da in den Dunst hinein. Und dazu das Echo von Donnern und Krachen. —

„Seien Sie stark, Avennes ist ja nicht weit von hier —“ Die gerade vorbeieilende Johanniterin fing die wankende Gestalt auf.

„— aber das Lazarett — Hanns — mein Mann —“ ächzte Eva-Marie.

„Es ist doch ein Unfug, eine Frau bis hieher

kommen zu lassen!" wetterte ein Feldwebel. „Gefreiter Enke, sorgen Sie mal dafür, daß sie in die Station rübergebracht wird!"

Ja, wenn einer geahnt hätte, daß sich heute hier ein regelrechtes Gefecht entwickeln würde! Wenn einer diesen tückischen Überfall auf Avennes vorausgesehen hätte, in einer Gegend, die völlig vom Feinde gesäubert schien! Aber nun war eben das Unglaubliche da. —

Eine Frau direkt hinter der Gefechtslinie!

„Wenn sie nur nicht schlapp wird!" meinte der Gefreite bedenklich zu der Schwester, die Eva-Marie einstweilen in die Stube gebracht hatte, in der die zurückgegangenen Verwundeten herumsaßen oder auf dem sandbestreuten Boden lagerten.

Im eisernen Ofen prasselten mächtige Buchenscheite und verbreiteten anheimelnde Wärme, die die kleinen blinden Fenster vollends mit Schwaden beschlug.

Die Unterhaltung der Feldgrauen, die da mit ihren Erlebnissen und strategischen Vermutungen so beschäftigt waren, daß sie das Aufgehen der Türe kaum beachtet hatten, verstummte plötzlich, als sie die seltsame vornehme Erscheinung auf dem wackligen Stuhl, den ein verwundeter Kamerad bereitwillig freimachte, so zusammengbrochen sitzen sahen. Das sprachlose Staunen wuchs sich zu bedrückender Stille aus, so daß Eva-Marie jäh wie aus einer Betäubung erwachte.

Wie war das?

Avennes brennt — —?

Sie sah sich hilfesuchend nach der Schwester um, die sofort wieder hinausgegangen war, in das obere Stockwerk, wo die Schwerverwundeten lagen und wo der Arzt schon seit Stunden wie ein Verzweifelter arbeitete.

„Na, es wird höchste Zeit, daß ich Hilfe kriege! Nu nehmen Sie mir mal das Zeugs ab! Und sorgen Sie für frisches Wasser, Schwester!"

Eilig räumte die Johanniterin blutige Watte und gebrauchten Verbandstoff zusammen und schleppte die schweren Eimer mit der trüben Brühe von ausgewaschenen Wunden die enge, knarrende Stiege herunter.

Der Geschützdonner hatte aufgehört. Nur noch ab und zu knatterten Gewehrsalven.

Unten in der Stube stand Eva-Marie plötzlich mit neuer Kraft auf. Sie wußte wieder, was sie eigentlich hier wollte. Sie mußte ja Hanns holen — Hanns — —

Sie trat zu einem älteren Landwehrmann: „Wo sind denn — um Gottes willen — was ist denn mit dem Lazarett in Avennes geschehen?"

Die Soldaten sahen sich an. Und dann sagte einer in schwerfälligem westfälischen Dialekt:

„Das haben die verdammten Rothosen natürlich auch beschossen und unsere Verwundeten —"

„Nein!!"

Der Westfale, der im Kugelregen mit keiner

Wimper gezuckt hatte, fuhr zusammen und sah hilflos die zarte Frau an, die mit ausgestreckten Händen, die etwas Entsetzliches abzuwehren schienen, vor ihm stand.

„Mein — Mann — war auch — dabei — —"

Sie sagte das mit so herzzerreißendem Ausdruck in der verlöschenden Stimme, daß es wie ein Stich durch diese kampffesten Männer ging. Ihre Gedanken flogen nach Hause, wo auch eine Frau so klagen würde, so fassungslos um Erbarmen vor der schrecklichen Kunde flehen würde, wenn die Kugel es schlimmer mit ihnen gemeint hätte.

„Die Kameraden aus dem überfallenen Lazarett sollen natürlich zurückgebracht worden sein, wenigstens habe ich gehört, daß es den Unseren geglückt ist. Keine unnötige Sorge, gnädige Frau!" Der junge Kriegsfreiwillige berührte sie leise am Ärmel, weil sie, das Gesicht in den Händen verborgen, wie gebrochen auf dem Stuhle saß.

„Frau Reifferscheid —"

Da ging ihr Blick befremdet, erstaunt in die Höhe und traf ein junges Gesicht, aus dessen Kopfwunde schon wieder rotes Blut durch den Notverband sickerte.

„Kennen Sie mich denn nicht, gnädige Frau? Ich bin Richard von Hanstein."

„Dicky?"

Es sah aus, als ob das Gesicht unter der Mullbinde ein wenig rot würde.

„Den Namen führe ich nicht mehr, seit ich weiß,

daß ‚englisch‘ jetzt gleichbedeutend ist mit ‚schuftig‘ ...“ Seine junge Stimme wurde weicher: „Haben Sie Mutter gesehen? Wie geht es ihr? Sorgt sie sich auch nicht zu sehr um ihre drei?“

Eva-Marie strich sich über die Stirn, als müsse sie erst wieder ihre Gedanken sammeln, um die flehenden Fragen beantworten zu können. Sie schüttelte langsam den Kopf: „Ich habe ihre Mutter wochenlang nicht mehr gesehen —“

Auf dem schmalen Jungengesicht stand eine grenzenlose Enttäuschung.

„— es ist nur gut, daß sie wenigstens immer von uns Nachricht hat! Wir im Felde erfahren gar nichts voneinander, ich habe noch keine Zeile weder von Vater noch von Kurt gesehen.“

„Herrgott,“ dachte Eva-Marie, „ich stehe hier, und Hanns—“

„Aber ich muß doch wissen, was aus Hanns geworden ist!“ schrie sie auf, „so helfen Sie mir doch!“

Draußen war noch immer das geschäftige Hin und Her. Die Türe ging auf, und ein Verwundeter, der sich anscheinend zu seiner Truppe zurückgefunden hatte, kam herein, von seinen Kameraden freudig begrüßt.

In der Stube stand ein heller Schein. Die Morgensonne, die sich durch den Winternebel zwängte.

Eine feste Hand legte sich von draußen auf die Türklinke, und der Arzt sah, mit aufgekrempelten Ärmeln, die vorgebundene Schürze voller Blutspritzer,

ins Zimmer. Sein scharfes braunes Auge unter dem Kneifer überflog prüfend die Verwundeten.

„Na, nu mal weiter!" befahl er den Helfern, die mit Verbandzeug, Apparaten und Wasserbecken hinter ihm waren. „Nu kommen hier die Schrammen und Beulen dran. Schwester Mathilde, Sie nehmen wohl die gnädige Frau mit, sonst kriegen wir vom bloßen Zuschauen eine Patientin ... Jajaja," wehrte er ihre angstvollen Fragen ab, „die Ordonnanz muß jeden Augenblick eintreffen, dann wissen wir gleich, was mit ihrem Gatten los ist. Also nu: an die Gewehre!"

Eva-Marie schloß schaudernd die Augen, als ein Soldat seinen blutigen Handverband abzuwickeln begann, und ließ sich gern von der Schwester hinausführen. Draußen lehnte sie sich in einer Anwandlung von Schwäche gegen die Türpfosten. Durch die offene Flurtüre sah man auf der Straße Soldaten vergnügt beieinanderstehen und rauchen. Die mitgebrachten Liebesgaben waren wohl unterdes verteilt worden. Im Manöver hätten sie nicht sorgloser sein können.

Und doch war Krieg! Blutiger, grausamer Ernst. Sie zuckte zusammen. Klang es da nicht wie ein Stöhnen?

„Oben liegen unsere Schwerverwundeten," sagte Schwester Mathilde leise. „Ich will wieder hinauf. Aber Sie müssen unbedingt etwas essen. Wir sind ja das Fasten schon gewöhnt. Aber Sie werden mir

sonst noch krank. Was würde da Ihr Gatte sagen? Sie brauchen Ihre Kräfte noch. Sie sind doch eine tapfere deutsche Frau... ! Krebs!" rief sie einen vorbeieilenden Sanitäter an, „schaffen Sie mal heißen Kaffee und etwas zu essen!"

Es roch so stark nach Jodoform und Karbol, daß es ihr den Atem zu nehmen drohte. Über eine dunkle Blutlache auf den ausgetretenen Steinfließen hatten eilige Hände Sand gestreut. Die matte Wintersonne huschte darüberhin. Eva-Marie sah das alles und sah es doch nicht.

Ein Leutnant, den Arm in der Binde, trat herein, wahrscheinlich, um sich verbinden zu lassen. Beim Anblick der Dame im Pelzmantel prallte er zurück und legte die gesunde Linke an den Helm. Sie hielt ihn bittend an. Ob die Ordonnanz von Avennes noch nicht zurück sei?

Er versprach zuvorkommend, sich persönlich im Offiziersquartier zu erkundigen. Die Wunde sei nicht wichtig, wirklich, gnädige Frau brauchten sich durchaus keine Sorge zu machen...

Sie sah nicht, wie er die Zähne zusammenbiß, als er denselben Weg, den er eben gekommen, nun wieder zurückmachen mußte. Es ist ein verflixtes Gefühl, wenn man ein paar Schrapnellsplitter im Arm hat!

Während Eva-Marie mit Herzklopfen auf die

Antwort wartete und tausend Folterqualen ausstand, erscholl ein lautes Signal.

In die Gruppe kam Bewegung. Es war, als ob die Erde unter den vielen schweren Tritten in der engen Gasse zitterte. Und wieder ein Signal. Ferner. Türen und Fenster schlugen.

Die Tür vom Verbandzimmer wurde aufgerissen. Der Kriegsfreiwillige von Hanstein, gefolgt von einigen Kameraden, kam herausgestürzt:

„Ich kann sehr gut mit, Herr Doktor!" rief er zurück. „Hören Sie, gnädige Frau? Alarm! Vorrücken! Grüßen Sie meine Mutter daheim!"

Er stürmte fort, die anderen hinter ihm her. Von allen Seiten liefen die Feldgrauen die Straße hinauf zum Sammelplatz.

Und da —

Ein vielhundertstimmig jauchzender Schrei. So überwältigend, daß Eva-Marie für eines Pulsschlages Länge der Atem stockte.

„Hurra! ... Hurrraaa — —!"

Der Leutnant kam im Laufschritt und winkte schon von weitem mit freudestrahlendem Gesicht.

„Der Feind ist geworfen!" schrie er mit markiger Stimme, daß die Verwundeten aus dem Verbandzimmer liefen und jubelnd „Hurra!" antworteten.

„Wir haben sie abgeschnitten," keuchte er, „un ere Dragoner verfolgen sie noch, deshalb müssen wir nachrücken, die Verwundeten aus Avennes sollen schon hier

sein — hier oben, im Haus, meint der Major. Ich werde gleich selbst nachfragen. Wie —"

„Reifferscheid," sagte Eva-Marie mit blassen, zuckenden Lippen.

„Nichts da! Kommen Sie mal gefälligst erst zu mir herein, Herr Leutnant! Für Sie klettert auch wohl noch ein anderer nach oben. Also Reif—ferscheid. Verstanden?"

Der Musko mit den frischen, weißen Verbänden an Ohr und Hand nickte grinsend und stieg mit schwerem Tritt die Treppe hinauf.

„Ich an ihrer Stelle wäre noch ein bißchen länger weggeblieben, Herr Leutnant," wetterte der Arzt, „nachher kriegt die ärztliche Kunst die Schuld, lassen Sie man, — kennen wir! Was, damit laufen Sie schon zwei Tage herum? Ja, sind Sie denn des Deubels?" Die Sonde, die er gerade in Gebrauch nehmen wollte, fiel klirrend auf die Tischplatte.

Der Leutnant sah ihn mit seltsam leuchtenden Augen aus schmalem, sonnverbranntem Gesicht an: „Ich konnte meine Leute unmöglich im Stich lassen, Herr Doktor!"

Der brummte etwas und untersuchte sorgsam die Wunde.

„Natürlich nich — na, nu heißt's die Zähne zusammenbeißen. Es wird jetzt wohl 'n bißchen wehtun."

Der junge Offizier lächelte: „Bei uns zu Haus, da gib's ein Sprichwort: Sind wir über'n Hund,

kommen wir auch noch über'n Schwanz! Also, in Gottes Namen: los!"

Während ihm ein Schauer nach dem anderen über das blasse Gesicht rann, sprach er lächelnd mit seinen Leuten, von denen einige stöhnend oder schlafend herumsaßen.

„Wenn ich jetzt so könnte," dachte der Arzt, „dann würde ich ihm wahrhaftig sagen, ich alter grauer Kerl, wie ich in diesen Wochen S. M. vielbesungenen Leutnant hochachten gelernt habe! Donnerwetter noch mal, sind doch famose Jungen, die mehr verstehen, als zu tanzen und zu scharmieren. Soll mir noch einer was über unsere Leutnants sagen. Der kriegt's mit mir zu tun!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nein, oben war keiner mit Namen Reifferscheid. Aber drüben, in einem Meierhof, eine halbe Stunde von hier, sei jetzt auch eine Rote-Kreuz-Flagge gehißt.

„Daß ich das so aushalte," dachte Eva-Marie, als sie, von einem Sanitäter geführt, eilig die Dorfstraße hinunterging. Wie ausgestorben lag alles da. Die Morgenluft trug den Schall der vielhundert abmarschierenden Schritte zurück. Wenn ein Windstoß über das Land fegte, brachte er brenzligen Geruch mit. Fern hinter den kahlen Obstbäumen stieg noch immer dunkler Rauch auf. Verwundete fragten sich nach dem Verbandplatz durch. Dorfkinder standen verschüchtert in einen Gassenwinkel gedrückt.

Mit Aufbietung aller Kräfte strebte Eva-Marie vorwärts. Dieses letzte Stück Wegs, den sie nun vom Rhein bis hierher um Hanns gemacht hatte, dünkte ihr das schlimmste. „Wenn ich ihn nicht mehr finde," dachte sie verzweifelt, „dann überleb' ich diesen Tag nicht mehr ... Denn diese fürchterlichen Qualen gehen über Menschenkraft ... Ich habe mir damals mein Glück so schwer erkämpfen müssen, — ich hatte es verloren — aber ich will es mir wieder erringen, ich will es mir mit Schmerzen und Opfern erkaufen, — ich will demütig sein, — aber nimm ihn mir nicht, großer, gütiger Gott, nimm ihn mir nicht!! Ich muß doch wieder gutmachen können! Wir haben uns ja noch so viel zu sagen ... denn wir waren Mann und Frau und haben von einander so wenig gewußt — Aber es kann ja noch alles wieder gut werden, wir sind ja noch jung ... Und deshalb darfst du ihn mir nicht nehmen, barmherziger Gott! Nicht jetzt. Nicht so auf diese grausame Art. Denn es ist grausam, mir das zu nehmen, was ich nach so langen Irrfahrten als Glück erkannt habe, und es mir in dem Augenblicke zu entreißen, da ich sehnend die Hände danach ausstrecke. Ich will warten in Demut, ich will nicht klagen, ich will stark sein für mein Kind, für unser Kind ... Nur laß ihn mir, allmächtiger Gott, laß ihn mir!! Strafe mich nicht so hart ...

Was auch sonst kommt — ganz gewiß, ich will tapfer und stark sein!"

Der Posten wies sie nach dem niederen Steinge-
bäude, aus dessen Fenstern die Rote-Kreuz-Fahne wehte.
In dem weiten Hof war ein geschäftiges Treiben.
Man hatte nicht alle die Verwundeten drinnen unter-
bringen können, sondern in der Eile Strohlager für
sie geschichtet und Pferdedecken herbeigeschafft. Jetzt
erst sah Eva-Marie, daß in den übrigen Gebäuden
und Stallungen die Granaten arg gehaust hatten.
Die früheren Bewohner waren wohl geflohen.

Deutscher Kommandoton schallte zwischen den
rauchgeschwärzten, herabgebrannten Mauern. Niemand
kümmerte sich um Eva-Marie, die wartend dastand,
wartend, wie jemand auf sein Urteil über Leben und
Tod wartet. — Wie geistesabwesend leuchteten ihre
angstvollen Augen aus dem blassen Gesicht, aus dem
jeder Bluttropfen gewichen schien, und mechanisch
sprachen ihre Lippen immer nur das eine: „Sei gut
zu mir, barmherziger Gott, ich will ja stark sein —
ich will — ja — stark — sein — —"

Und sie fiel mit einem leisen, wehen Laut dem
Stabsarzt in die Arme, als er das Wort „Vermißt!"
gesagt hatte. Blaß — — still — —

Zu den vielen, vielen Verwundeten bekam die
Station noch eine Kranke.

23. Kapitel.

Der Chefarzt hatte das Zimmer Nummer acht
verlassen. Hauptmann Holtzer stand noch auf demselben
Fleck, wo er bei Mitteilung der Tatsache gestanden.

Er war wie betäubt, nur die Muskeln in dem blassen Gesicht arbeiteten.

Nun war es also so weit. Nun war es da, was er von Anfang an gefürchtet hatte. Ein unentrinnbares Schicksal. Und trotzdem — die furchtbare Erkenntnis fand ihn nicht vorbereitet. Erst jetzt fühlte er, wie sehr seine Seele an dem schwachen Hoffnungslicht gezehrt hatte.

Der kleine Leutnant Franke schlief den Genesungsschlaf. Morgen sollte er mit der Mutter heimreisen dürfen. Vielleicht war der Tag gar nicht mehr so fern, daß er wieder zur Front abgehen konnte. Eine eiserne Natur, dieser schmächtige kleine Kerl!

Fritz Holtzer biß die Zähne zusammen. Er, der große, starke Mann, — ein Krüppel mit den abgeschossenen drei Fingern der linken Hand — ein Krüppel mit dem steifen Arm.

Zum Soldat untauglich! Nicht mehr mit hinaus zu können! Er sah sich als Veteran mit bitterem Herzen den Heldentaten der anderen zuhören. Sein Blick fiel auf die beiden Eisernen Kreuze auf seiner Brust.

Er hatte sein Teil getan. Nun war's eben zu Ende. Er war abgehalftert wie ein abgekarrter Gaul.

Franke blinzelte schlaftrunken nach seinem Kameraden hin, der mit gesenktem Kopf noch immer unbeweglich im Zimmer stand. Hatte es nicht eben wie ein Aufstöhnen geklungen? . . . Aber Holtzer war ja längst über das schlimmste hinweg.

Die Augen fielen Franke wieder zu.

Der matte Sonnenschein des Wintermorgens schien über die Blumentöpfe am Fenster. Draußen im Garten gingen die Genesenden in ihren blauweißen Krankenanzügen und mit der feldgrauen Mütze auf dem Kopfe spazieren, rauchten und plauderten mit Schwester Adelgrunde.

Er sah das alles wie im Kaleidoskop vorüberziehen.

Läge er doch nur mit draußen in den Soldatengräbern! . . . Was sollte er mit seinem verpfuschten Leben —

Er zuckte zusammen.

Und Hella? Nun war er ja verlobt. Er gehörte nun nicht mehr sich selbst.

Hella — — — —

Leise und zärtlich sprach er den Namen vor sich hin. Wie oft gab ihm der Gedanke an sie Spannkraft, wenn es draußen in den Schützengräben trostlos genug aussah! War er nicht mit der Erinnerung an ein Paar dunkle Mädchenaugen vorwärtsgestürmt? Vorwärts in die feindlichen Batterien hinein? Hatte ihn der Gruß des sterbenden Kameraden nicht zu einem neuen Menschen gemacht? Wohl war er als pflichttreuer Soldat gegen den Feind gegangen, wohl war er Offizier mit Leib und Seele, aber so die innere, frohe Weihe zu diesem schweren Wehrkampf hatte ihm erst Hellas Gruß gebracht. Er dachte an jenen Abschied, damals, am ersten Mobilmachungstag, draußen auf der Straße.

Ohne daß er sich es eingestanden hatte, war er trotz seiner Kampfesfreude mit schwerem Herzen hinausgezogen.

Und jetzt —

Über dem Glücksüberschwang der letzten Tage und Wochen war der steife Arm wie ein drohendes Menetekel vor seinen Augen aufgestiegen, aber dann waren da die vielen Sonnen in Hellas Augen, die seine geheime Angst sieghaft zerstreuten. Und die Ärzte lachten ob seiner Besorgnis. In wenigen Wochen sollte er schon wieder draußen sein können. Die drei Finger konnte man schließlich ersetzen, die moderne chirurgische Wissenschaft ließ das Fehlende vielleicht gar nicht vermissen.

Und nun alles aus. Der Arm würde steif bleiben.

Herrgott, jetzt nur den Kopf oben behalten! Wenn man die Schlacht verloren hat, heißt es für den tapferen Soldaten, den ehrenvollen Rückzug antreten. Er würde sich nach einer anderen Stadt melden. Oder, nachdem die Ärzte ihre Beobachtungen und Untersuchungen durch ihr Urteil besiegelt hatten, würde er jedenfalls auch in häusliche Pflege entlassen werden. Dann konnte er ja mit der Mutter verreisen — ganz gleich, wohin — nur aus der Stadt fort, wo er Hella begegnen konnte.

Aus dem Garten kam Soldatenlachen. Sicherlich hatte der kleine Sachse wieder einen seiner unfreiwilligen Witze gemacht. Die lauten Stimmen taten

ḥm fast weh. Drüben in dem Raum, der als Lese-
nd Schreibzimmer eingerichtet war, befand sich zu
ieser Zeit niemand. Dort ließ sich wohl ungestört
hreiben. Übermorgen ist Sonntag; an diesem Tage
ollte eine gemeinsame Ausfahrt stattfinden. Bis dahin
würde er mit der Mutter fortgereist sein. Denn
nmöglich war es nicht, daß Hella das Opfer trotz-
em bringen wollte. Hella gehörte zu jenen tapferen
rauen, die dergleichen ohne ein Wimperzucken
un können. Das hatte er damals beim Abschied
esehen . .

Aber an ihm war es, das Opfer zurückzuweisen.
r war ja ein Mann ohne Stellung, ein Krüppel,
in Mann mit einem abgeschlossenen Leben, ohne
gendwelche Zukunft. Ihm fiel ein, was man über
ie Reifferscheidsche Ehe sprach. Hella und Eva-
Marie waren zwar grundverschiedene Naturen, aber
ritz Holtzer schien nicht dazu angetan, der ‚Mann
einer Frau' zu sein. Das Demütigende dieses Ge-
ankens trieb ihm schon die Röte in die Stirn.

Also aus. —

Leise und vorsichtig, damit der schlafende Leutnant
ranke nicht erwache, drückte er die Türklinke nieder.
er entstehende Luftzug riß die Gardinen hoch und
ieß die Fensterflügel auseinander, so daß die Stimmen
us dem Garten hereinklangen.

„Nu cha," erklärte der kleine sächsische Gefreite
erade mit erhöhter Lungenkraft unter dem Fenster.

„da gibt's halt nischt, als — durchbeißen. Un dann is gut!"

Er zog die Tür hinter sich zu und ging langsam den mit glatten weißen Fliesen belegten Gang hinunter. Donnerwetter, wie mußten doch seine Nerven gelitten haben, daß ihm dieser Brief so schwer fiel! War doch sonst ein so forscher Soldat gewesen!

Wie hatte der kleine Sachse mit dem durchschossenen Bein eben gesagt?

Fritz straffte sich mit einem Entschluß zu seiner ganzen Größe auf. „Durchbeißen!" sagte er ganz laut, daß es in dem hellen, hohen Gang etwas wie ein Echo gab.

Eine Stunde später trug der junge Sanitäter mit der gesamten Krankenhauspost auch diesen Brief, der ein Schicksal abzuschließen glaubte, zum Bahnhof hin.

24. Kapitel.

Die Bäume am Mainkai hatten über Nacht auch ihr letztes welkes Laub verloren. Der Sturmwind verwüstete seit einigen Tagen die Überreste der einstigen Herbstherrlichkeit. Am Morgen, wenn der Briefträger der jungen Frau Reifferscheid schon von weitem zunickte, ob eine Nachricht aus dem Felde für sie dabei sei, lagen noch die nassen Nebel auf den Vorgärten der Villen. Über den Main stieg zögernd der rotglühende Sonnenball auf.

Aber Eva-Marie stand nicht wie sonst wartend

nd in der kalten Luft zusammenschauernd auf dem Bal-
n, gestern nicht und heute auch nicht. Der junge
ushilfsbriefträger schellte kopfschüttelnd am Garten-
r. Eilig lief ihm das Zweitmädchen entgegen.

„Für mich was?"

„Tut mir leid, Fräulein. Ihr Schatz hat nicht
schrieben. Steht er noch vor Verdun?" Das blonde
lädchen nickte eifrig.

„Aber an — Fräulein Hella Mantius — stimmt
is?"

„Ja, das ist unsere Schwägerin —"

„Ach so, und dann eine Karte an Ihre Madam
is —" Er versuchte vergeblich das mit Bleistift
schriebene, halbverwischte Wort zu entziffern.

„Ach das wird von der Yser sein, daher sind in
er letzten Zeit alle Karten gekommen. Aber der
err Leutnant Reifferscheid ist verwundet, er liegt
gendwo in 'nem belgischen Lazarett, und die gnädige
rau ist mit dem kleinen Werner hingefahren."

„Mit dem kleinen Kind? Ja, ist es denn so schlimm?

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß bloß, was die aus
ingen telephoniert haben; sie soll Hals über Kopf
gereist sein. Nee, daß mein Anton aber nicht ge-
rieben hat —!"

„No, is Ihre Morjenunderhaltung net bald zu
nd?" kam es in gereiztem Ton über den Gartenzaun,
es is ja en netter Zustand, — bei unserm alde
riefträger wär des net vorkomme."

Der junge Mann murmelte etwas zu seiner Entschuldigung. Brummend zog der Nachbar mit den erwarteten Feldpostbriefen ab.

„Der hatte nämlich sechs Buben dabei," wisperte das Mädchen dem Briefträger noch rasch zu, „deshalb is der auch so auf die Feldpost erpicht. Zwei sind nämlich schon gefallen. Schrecklich nich? — Bringen Sie mir aber morgen sicher was von meinem Anton mit!" Lachend lief sie die Gartenwege zurück. Sie sah unten am Fenster des Speisezimmers den Schatten von Fräulein Hella, die während der Abwesenheit ihrer Schwester in die Villa Reifferscheid übergesiedelt war. Im Hause mochten sie alle die Schwägerin des Hausherrn viel lieber als die gnädige Frau, obwohl mit der letzteren im Laufe der Wochen eine sichtbare Veränänderung vorgegangen war. „Die hat die Reue ordentlich gepackt," sagten sie in der Küche.

„Hoffentlich is er nicht schwer verwundet," dachte sie beim Hineintragen des Teebretts ins Speisezimmer, „sie täte einem doch leid."

Hella wartete schon ungeduldig in Hut und Mantel.

„Mein Zug geht in zwanzig Minuten, man hat mir eben aus Bingen telephoniert, daß ich sofort kommen soll. Mama ist krank geworden, und meine Schwester ist doch nach Belgien gefahren ... Rufen Sie mir rasch ein Auto — wann ich wiederkomme, weiß ich noch nicht. Vielleicht gegen Abend schon. Anna hat ja noch genügend Haushaltungsgeld?"

Nein, sie hatte nicht mehr genug für die laufenden
sgaben. Draußen puffte schon der Motor des herbei-
:ufenen Autos. In zwölf Minuten geht der Zug.
e Fenster bei den Palmen sollen geschlossen gehalten
d im ersten Stock müssen unbedingt schon die
ppelfenster eingesetzt werden. Und daß die Sachen
die Sammlung der Kriegsfürsorge rechtzeitig
:eitgelegt werden. Und den Rehziemer für Sonntag
ht abzubestellen vergessen.

Es gab in der Eile und Hast noch so viel an-
ordnen, daß das Mädchen sich erschreckt an den
ief für Fräulein Hella erinnerte, als das Auto mit
llem Hupensignal gerade um die Ecke bog.

„Na, es wird nix Wichtiges sein," tröstete sie sich,
oß aus der Stadt — —"

Aber es war der Brief von Fritz Holtzer.

— — — — — — — — — — — — — — —

25. Kapitel.

Das war zur selben Zeit, als Eva-Marie aus ihrer
chöpfung wieder erwachte und verstört die fremde
ngebung sah. Irgendwoher kamen laute Schmerzens-
:eie, und die Luft roch nach Karbol.

In ihrem Hirn reihen sich die Erlebnisse an-
ander. War sie nicht —

Herrgott, wo ist Hanns —?

Sie ist allein in der engen Dachkammer, die
genscheinlich auch den Pflegerinnen zur Übernach-

tung gedient hat; Decken liegen auf dem Boden, eine blutbesudelte Schürze und zwei Schwestermäntel daneben.

Wie von einem kalten Luftzug getroffen, schauert sie zusammen. Die kleine Dachluke, durch die gedämpftes Tageslicht fällt, ist nur mit einem Tuch zugenagelt, weil die ehemaligen Fensterscheiben herausgesplittert sind.

Mühsam richtet sich Eva-Marie vom Boden auf, wo man ihr eine Schütte Stroh untergebreitet und sie mit Pelzmantel und Decken zugedeckt hat. Sie ist noch vollständig angezogen, nur die beengenden Kleidungsstücke sind gelockert worden. Das Haar hängt ihr in losen Strähnen wirr um den Kopf. Während sie es zusammenstecken will, überfällt sie ein derartiger Schwindel, daß sie sich an dem Türgriff halten muß, sonst wäre sie unfehlbar umgesunken.

Langsam ging sie zum Fenster hin. Heller Dunst lag auf den Wäldern ringsum, also mußte es Morgen sein. Wieder Morgen — — Unten im Hof sprachen laute Stimmen.

Ihre Gedanken irrten wie aufgescheuchte Vögel umher. Sie konnte nicht mehr beten. In ihr war alles tot und stumpf. Sie dachte an Hanns —und dachte doch nicht an ihn, und sah teilnahmslos durch das kleine Viereck über die kahlen Laubwälder zum Horizont.

Wie lange Zeit — sie hätte es nicht sagen können.

Wie aus tiefem Traum schrak sie auf, als ihr feines

Ohr hörte, wie draußen eine Hand sich vorsichtig
eise auf die Klinke legte und die Aachener Schwester
ereinkam.

„Sind Sie denn ganz allein aufgestanden, gnädige
Frau?" fragte sie besorgt, „keine von uns konnte sich
eider nach Ihnen umsehen, es gibt da unten bei den
Verwundeten ja so furchtbar viel zu tun — wir haben
ins heute nacht auch nur abwechselnd zwei Stunden
inlegen können —"

Jetzt erst sah Eva-Marie, daß die schlanke junge
Schwester zum Umfallen müde aussah, und daß sich
um die überwachten Augen dunkle Ringe zogen. Aber
n ihrer Gemütsverfassung dachte sie nur an das eine:

„Wann kann ich weiterfahren? Ich muß doch
neinen Mann suchen!"

„Zuerst müssen Sie wohl etwas zu Mittag essen,"
eſtimmte Schwester Mathilde freundlich, „unser
Krebs hat eine köstliche Fleischsuppe gekocht, die wird
Ihnen gut tun! Sie bleiben am besten einstweilen hier,
enn unten wären Sie doch nur im Wege." Daß sie
a unten soeben Tote wegtrugen, die in der Nacht
hren Verletzungen erlegen waren, sagte sie natürlich
icht.

„Dort steht ein noch frisches Waschwasser, und
ier ist ein frisches Tuch, wenn Sie sich ein bißchen
urechtmachen wollen? Ich bringe Ihnen gleich etwas
u essen, und dann sprechen wir über das andere,
icht?"

Was blieb Eva-Marie anders übrig, als stumm zu nicken, obwohl sie viel lieber sofort weitergefahren wäre, dorthin, wo Hanns vermutlich sein konnte.

Wo mochte das sein?

Aber sie fühlte sich selbst zum Widersprechen zu schwach. Mit langsamen, müden Bewegungen ordnete sie das zersauste Haar und wusch sich in einer lächerlich kleinen irdenen Schüssel Gesicht und Hände. Dabei mußte sie an Bubi denken, weil er jeden Morgen neben ihr im Wasser puddelte. Etwas wie Heimweh stieg in ihr für einen Augenblick auf. Daheim war ihre hübsche Villa mit aller Behaglichkeit ausgestattet, und sie stand hier in einer elenden Dachkammer, wo sie fürchten mußte, mit dem Kopf an die Balken zu stoßen. Und dann dachte sie, daß alle, die jetzt für das Vaterland kämpften, daß sie alle ein Heim, eine Familie verlassen mußten. Nun kannte sie das Gefühl.

Aber den Topf Suppe und das Graubrot brachte ihr nicht Schwester Mathilde, sondern ein Soldat mit dickverbundenem Kopf.

„Jute Appetit!" sagte er in so unverfälschtem rheinischen Tonfall, daß sie sich erstaunt nach ihm umwandte.

„So 'ne Oberkellner han Se auch noch nie jehat? Äwer mer is ja froh, wenn mer wat zo esse hat . . En Löffel jibt et natürlich nit, — so, hier han ich Ihne de Stuhl freijemach —"

„Danke," murmelte sie. „Wann Sind Sie denn

verwundet worden?" Vielleicht hatte er Hanns doch wenigstens gesehen.

Der breitschultrige Mann stand schon wieder an der Tür: „Da, wo se et Lazarett von Avennes überfallen han. Dat war doch en richtije Jemeinheit! Ech ben ja erst später jekomme, äwer ech war ens so aufjebracht von de Erzählunge, dat ech draufjejange ben wie Blücher. Ech han de andere jerächt!" Er ballte zur Bekräftigung die Faust. „Äwer Ehr mößt de Supp' esse, die wird ja kalt."

Auch er wußte nichts von Hanns — —

Mechanisch trank sie von der Suppe und aß das harte Brot dazu. Wirklich fühlte sie sich bald besser. Nun hieß es handeln. Ungeduldig wartete sie auf Schwester Mathilde. Aber sie schien ihr Versprechen vergessen zu haben.

Vorsichtig stieg sie die schmale, knarrende Stiege herunter. Die Türen waren oft von Fußtritten und Kolbenstößen eingeschlagen, und so sah sie denn in den Zimmern die Verwundeten mit verbundenen Gliedmaßen liegen, Freund und Feind durcheinander. Sie mußte sich an dem Geländer festklammern, so furchtbar wirkte der ungewohnte Anblick auf ihre Nerven. Schwester Mathilde war nirgends. Unten im Hausflur begegnete sie ihr endlich.

„Ich bin noch nicht zum Verschnaufen gekommen," rief die ihr zu, „ich habe es nicht vergessen. Aber —" sie zog sie, vorsichtig umschauend, die Treppe wieder

hinauf — „lassen Sie sich nur nicht beim Doktor blicken, der schimpft sonst mächtig! Da drin wird gerade einer operiert, und er ist sowieso nicht entzückt, daß Sie, eine Frau, mitten in diesem Durcheinander stecken."

„Ich will ja so gerne weg," sagte Eva-Marie, „wenn Sie mir nur endlich sagen wollen —"

„Ja," meinte die Schwester etwas verlegen, „da werden Sie sich noch etwas gedulden müssen, bis wir einen Wagen finden, der Sie wieder nach der Grenze bringt."

„Aber ich muß doch weiter, — meinen Mann suchen!"

„Das ist ganz ausgeschlossen, gnädige Frau," antwortete Schwester Mathilde ernst, „Sie können unmöglich weiter; überall wird wieder gekämpft. Sie müssen froh sein, wenn Sie heil nach der Grenze kommen. Und dann, wo eigentlich wollten Sie Ihren Gatten suchen? Vielleicht ist er schon mit irgendeinem Verwundetentransport nach der Heimat befördert! Also ich werde nach einer Fahrgelegenheit Umschau halten! Geht es denn überhaupt mit Ihnen?"

Sie nickte mit blassem Gesicht. Nicht um die Welt hätte sie der Schwester eingestanden, daß es ihr gerade jetzt sterbenselend zumute war! Sie fühlte plötzlich eine schier unbezähmbare Sehnsucht nach Hause und nach Ruhe. Nur nicht mehr das Stöhnen hier mitanhören müssen!

Gehorsam legte sie sich wieder zum Schlafen nieder.

Schwester Mathilde deckte sie sorglich zu.

Eine Stunde lang mochte sie im erschöpften Schlaf gelegen haben, als sie, von den unruhigen Nerven aufgepeitscht, sich wieder aufrichtete.

Jemand rief durch die dünne Bretterwand. Ganz deutlich hörte sie es jetzt. Sollten hier oben auch Verwundete untergebracht sein? Sie stand auf und ging der Richtung nach, woher das Rufen kam. Da lagen in dem anderen Dachraum drei Verwundete, eng nebeneinander, denn viel Platz gab es nicht. Sie hatten fieberglühende Gesichter und riefen nach Wasser. Eva-Marie eilte wieder hinüber, wo noch ein Krug mit Wasser stand; eine alte Tasse ohne Henkel fand sich auch noch, ohne daß sie hinunterzulaufen brauchte.

Sie brachte den frischen Trunk dem ersten.

„Nein, erst dem Kleinen da drüben, dem geht es schlechter als mir." Er wehrte bestimmt ab und wies über den anderen Kameraden hinüber, neben dem ein bartloses junges Gesicht mit fiebernden Augen lag. Hastig trank der Kleine und schloß dann erschöpft die Augen: „Mutter!"

Ein heißer Strom schoß zu ihrem Herzen hin. Sie war auf einmal nicht mehr müde und elend. Sie kniete nieder und bettete die Kranken bequemer, holte von ihrem Stroh herüber und tat alles, wovon sie glaubte, daß es die Lage der Verwundeten verbessern könnte. Sie fürchtete sich auch nicht mehr vor

den Verbänden, die die gräßlichen Wunden ahnen ließen.

Die Soldaten waren bei einem Nachtgefecht verwundet worden. Von Avennes wußten sie nichts. Sie hielten Eva-Marie für eine Pflegerin und sprachen von den Gefechten, als gäbe es gar keine frauenhaft zarten Nerven. Aber Eva-Marie hielt stand. In all diesen Schrecknissen versank ihr eigenes Leid. Sie hörte den jungen Kriegsfreiwilligen von der Mutter phantasieren, die ihren Einzigen gewiß mit schwerem Herzen hergegeben hatte. Sie mußte für den anderen eine Karte aus seinem blutbefleckten, zerrissenen Rock holen, die in froher Stimmung gestern an seine Familie im bergischen Land angefangen worden war und nun beendet werden sollte.

„— — und sonst mache Dir keine Sorgen. Annchen und Lenchen sollen recht für den Vater beten! Mir geht es soweit noch ganz gut. Nur nicht verzagen, liebe Frau!"

Dabei lag er, unfähig, sich zu rühren, hier in der Verbandstation.

„Das is nich gelogen," sagte er. „Der Arzt hat mir versichert, daß ich bald wieder auf bin. Warum soll ich denn meine Frau erschrecken?" Der in der Mitte lag ganz still und sah mit großen Augen vor sich hin. Sie fragte ihn, ob sie etwas für ihn tun könnte. Er dankte abwehrend mit dem Blick.

„Ich habe niemand," kam es leise von seinen

Lippen, „nur einen Bruder. Und den — den — haben sie gestern vor meinen Augen totgeschossen. Er rief mir noch zu, ich soll vorgehen, damit wir die französische Patrouille kriegten. Er war — sofort — tot — —"

Es durchschauerte sie, wie er das mit eintöniger, leiser Stimme sagte. Sie hielt sein Hand und sprach mit ihm, wie eine Mutter mit ihrem Kinde reden mag. Dankbar schauten die Soldatenaugen zu ihr auf, denn hier sprach Mensch zu Mensch. Mühsam setzte er zum Reden an:

„Um mich — brauchst du keine — Angst zu haben, Mutter, — — sie singen die — Wacht am Rhein — hörst du, — Mutter?"

Seine Reden gingen in lautes, wildes Phantasieren über. Eva-Marie lief die Treppe hinunter. Wo war denn nur Schwester Mathilde? Sie konnte dem Kleinen sicherlich etwas Beruhigendes geben!

Schwester Mathilde war vor einer halben Stunde vor Überanstrengung einfach umgefallen. Jetzt lag sie unten in der Stube mit geschlossenen Augen in einem völligen Zusammenbruch der Kräfte. Die andere Schwester, die nun zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen auf den Füßen war, sah auch nicht darnach aus, als ob sie es noch länger werde aushalten können. Die Sanitäter waren ebenfalls furchtbar erschöpft. Aber man erwartete jeden Augenblick Hilfe oder doch wenigstens Ablösung. Einer ging mit einer Arznei hinauf in die Dachkammer.

Die Nachmittagssonne ging eben unter. Aus dem Tale stieg schon wieder die Dämmerung. Auf einmal überfiel es sie mit Macht. Sie hatte sich für kurze Zeit selbst vergessen gehabt. Vielleicht lag Hanns auch irgendwo, hilflos, vielleicht irrt er draußen im Walde, vielleicht war er gefangen!

Die Tür ging auf. Der Arzt, übernächtigte Augen in dem robusten Gesicht, kam vorbei.

„Wieder wohlauf?" fragte er in seinem lauten Ton. „Sie hatten uns ja gerade noch gefehlt. Da drinnen liegt schon wieder eine, das kommt: die Frauen muten sich immer zu viel zu. Das Herz ist halt immer zu groß!"

„Um Gottes willen, Herr Doktor, helfen Sie mir doch!" schrie Eva-Marie auf, „was wird denn nur?"

„Nanana, machen Sie mir hier noch die Leute rebellisch!" Er nahm sie beruhigend bei den Schultern. „Gleich kommt ein Auto, und da setzen Sie sich hübsch hinein und fahren nach Hause, und vielleicht ist der, den Sie suchen, längst dort."

Dasselbe hatte die Schwester ja auch schon gesagt, und ihr verzweifeltes Gemüt griff nach diesem Strohhalm der Hoffnung.

„Holen Sie einstweilen Ihre Sachen, gnädige Frau; ich rufe Sie, sobald das Auto da ist ... Nein, ich vergesse Sie nicht!" lachte er auf ihr angstvolles Gesicht hin.

Sie stieg wieder die Treppe hinauf und sah vorsichtig bei den drei Verwundeten in die Kammer; aber sie waren still und schliefen wohl. Es war hier

oben schon dunkel. Sie tastete nach ihrem Mantel und nach der Pelzmütze. Da polterten harte Schritte herauf. Jemand rief nach ihr. Ihr Ohr vernahm unten ein Puffen und Knattern wie von einem Motor.

Das erwartete Auto war da, und mit ihm neues Pflegepersonal. Aber Schwester Mathilde weigerte sich entschieden, mit zurückzufahren. Ihr sei gar nichts, und sie könne sehr gut wieder Dienst tun.

Neues Verbandmaterial und Eßwaren wurden freudig ausgepackt.

Es war in dem Wagen ein bißchen sehr eng geworden, denn mit Eva-Marie sollten auch noch Verwundete weggeschafft werden.

Wie sie diese Fahrt überstehen konnte, das war ihr später immer noch ein Rätsel. Aber die fiebernde Erwartung, die zage Hoffnung hielten sie aufrecht. Bis sie nach Aachen kam. Am übernächsten Morgen lag sie in einem fremden Zimmer und sah ihre Freundin, die sich besorgt über sie beugte, geistesabwesend an. Sie fieberte und schrie, und dann lag sie wieder still und gleichgültig da und antwortete auf keine der teilnahmsvollen Fragen. Aber sie war doch in der deutschen Heimat und bei Freunden, die ihr Pflege angedeihen lassen konnten. —

Währenddessen lief ein Telegramm von Lüttich nach Frankfurt: „Eintreffe noch heute. Vielleicht 5,43. Frohes Wiedersehen. Hanns."

Die Depesche aber lag ein paar Stunden in Villa Reifferscheid, ehe Annette auf den Gedanken kam, daß es ‚vielleicht was Wichtiges' sein könne. Und da Frau Mantius und Hella noch in Bingen waren, und die junge Frau Reifferscheid bei ihrer Freundin in Aachen — man konnte doch nicht wissen — —

„Allmächtiger, habe ich's nicht gesagt?" rief die Köchin, „schnell nach Bingen telephoniert! Es ist ja schon sechs Uhr. Da kann der Herr ja jeden Augenblick kommen! Haben Sie die Zimmer in Ordnung? Und Sicking muß doch zur Bahn gehen, ihn abholen. Sicking! Wo steckt der Mensch denn wieder?"

Das war eine Aufregung! Aber es wurde sechs, sieben und acht Uhr, und kein Hanns Reifferscheid kam. Aus Bingen hatte man telephoniert, daß die beiden Damen sofort nötigenfalls mit Auto kämen. Annette und die Köchin liefen händeringend treppauf, treppab, denn sie hatten sich's in Abwesenheit der Herrschaft mit der Arbeit ein bißchen bequem gemacht, und nun mußte in der Eile alles nachgeholt werden. Um zehn Uhr standen Frau Mantius und Hella vor dem Gartentor und waren höchst bestürzt, Hanns noch nicht vorzufinden. Sie warteten bis in die Nacht hinein. Selbst Bubi durfte bis Mitternacht aufbleiben. Aber niemand kam und keine Nachricht.

Beim Morgenkaffee brannte noch das elektrische Licht, so früh war man wieder aufgestanden. Der Briefträger hatte nichts.

„Ach, gnädiges Fräulein," erinnerte sich da das Zweitmädchen, „da liegt noch immer ein Brief für Sie. Der ist gekommen, wie Sie weg waren," log sie.

Aber als sie Hella beim Lesen der Adresse blaß werden sah, ahnte sie sofort nichts Gutes, und sie verschwand schleunigst, ehe Hella den Brief gelesen und sie vielleicht zur Rechenschaft gezogen hatte.

Hella hatte gar keine Zeit dazu. Sie telephonierte schnell entschlossen das Krankenhaus an, in dem Fritz Aufnahme gefunden hatte. Frau Mantius hörte sie erregt fragen:

„Seit wann? Zwei Tage schon? — Nach Hanau, sagen Sie? Ja, ja, danke, Schwester."

Entschlossen kam sie ins Zimmer zurück.

„Ich muß sofort nach Hanau, Mutter, Fritz hat gewiß schon längst auf mich gewartet, und ich habe keine Ahnung von dem Briefe gehabt, du bist ja jetzt auch für Hanns hier, ich —"

„Aber was ist denn mit Fritz?" fragte Frau Mantius ängstlich.

„Lies nur, ich will mich rasch anziehen."

Sie war gleich wieder da, während die Mutter den Brief von Holtzer durchflogen hatte. „Er hat vielleicht recht —" sagte sie langsam. Da schlangen sich zwei Arme um sie, und ein warmer Mund küßte sie auf die Wange: „Aber Mutter! Das glaubst du wohl selber nicht! Ich werde ihm aber schon den Kopf

zurechtsetzen! Was man mit diesem Männern alles ausstehen muß — es ist schrecklich! Also sei gut, Mutter, ich bin bald wieder da. Aber ich komme mit Fritz, das sag ich dir! Hoffentlich ist Hanns dann auch hier! Wenn dann noch Eva-Marie kommt, dann machen wir eine gemütliche Familienfeier. Gelt?"

Sie nickte glücklich lachend der Mutter zu, und im nächsten Augenblicke fiel auch schon die Haustür ins Schloß.

Was dem Fritz nicht einfiel! Was mußte er von ihr denken, daß sie auf seinen Brief nichts von sich hören ließ? Denn womöglich hatte ihn die Karte aus Bingen, worauf sie ihm den Grund ihrer plötzlichen Abreise mitteilte, auch nicht mehr im Krankenhaus erreicht.

In Hanau war die Holtzersche Wohnung verschlossen. Die alte Dame sei mit dem Herrn Hauptmann verreist, erzählte die Hauswirtin, wohin, davon habe sie natürlich keine Ahnung. Aber auf der Post könne sie das wohl erfahren. Denn gewöhnlich hinterlasse man doch einen Nachsendungsantrag mit der veränderten Adresse. Wirklich fand Hella sie auch vor.

Heigenbrücken im Spessart.

Also Depesche nach Frankfurt an die Mutter und auf den nächsten Zug nach Aschaffenburg warten. Fritz würde schöne Augen machen!

„Daß solche Stunden überhaupt herumgehen!" dachte sie auf der vorletzten Station, die der Bummel-

zug gemächlich nahm. Aufgeregt wanderte sie in ihrem Abteil hin und her. Es mußte schon längst vier Uhr sein. In der Eile hatte sie ihre Taschenuhr daheim liegen lassen. Natürlich lief der Zug mit erheblicher Verspätung in Heigenbrücken ein. Außer ihr stieg niemand aus. Der Bahnhofsvorstand beschrieb ihr den Weg ins Dorf hinein. Ja, ein verwundeter Hauptmann war vor einigen Tagen angekommen und hatte in der kleinen Villa ‚Spessart' mit seiner Mutter Wohnung genommen.

Hella schritt tapfer aus und atmete mit vollen Zügen die starke, frische Winterluft ein, die von den dunklen, waldigen Bergen herunterkam. Nach einigen Fragen fand sie denn auch das kleine Haus am Wiesenrand. Die Frau Geheimrat war zu Hause.

Sie sah das eintretende junge Mädchen an, als sehe sie einen Geist. Mit fliegendem Atem berichtete Hella ihr die Begebnisse der letzten aufregenden Tage und erzählte ihr auch von Fritz' Brief, dessen Inhalt die Mutter ja geahnt hatte.

Gerührt erwiderte sie den Kuß der Jüngeren: „Wenn du den Waldweg gehst, wirst du Fritz sicher treffen, denn er wollte bald zurück sein. Gott segne dich, mein Kind!"

Hella bog in den bezeichneten Weg ein. Schnee lag in der Luft, die in ihrer Undurchsichtigkeit den Wintertag verdunkelte. Still war's unter den hochragenden Tannen.

Durch den dämmerigen Forst kam ein einsamer Mann, der den Arm noch in der Binde trug und den Kopf gesenkt hielt wie einer, der mit etwas in sich abgeschlossen hat. Aber er mußte die leichten Schritte auf dem Waldboden doch gehört haben, denn er sah auf und — blieb wie festgewurzelt stehen.

„Hella!"

Lachend und weinend lag ihm ein dunkelhaariges Mädel an der Brust und schalt zärtlich und sah durch einen Tränenschleier zu ihm auf und sagte: „Ein andermal mußt dich besser vor mir verstecken, Fritzle!" ...

„Ja, willst du denn bei mir bleiben —?" fragte er mit einer Stimme, in der die Angst vor der Antwort zitterte.

Sie sah ihn mit großen Augen an:

„Hast du vergessen, daß ich zu dir gehöre, Fritz — für Zeit und Ewigkeit?"

Da schlang er aufjauchzend seinen gesunden Arm um die schlanke Gestalt und hielt sein wiedergefundenes Glück an der Brust, die um die zwei Eisernen Kreuze darauf tapfer gekämpft hatte.

„Diese Stunde soll bei uns bleiben, Hella, immer — immer!"

„Für Zeit und Ewigkeit —" sagte sie leise.

Hand in Hand gingen sie durch den dunklen Wald auf das helle Licht zu, das aus dem kleinen Haus am Wiesenrand ihnen friedvoll entgegenleuchtete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

26. Kapitel.

Hanns saß schon etwa eine halbe Stunde in Villa Reifferscheid, als die Depesche von Eva-Marie kam mit der Anzeige ihrer Ankunft um die Nachmittagszeit.

„Dann muß sie in spätestens zwei Stunden hier sein," rief Hanns lebhaft, „das Telegramm ist aus Köln."

Er saß, den linken Arm in der Binde, in dem bequemen Klubsessel und hatte Bubi auf den Knien. Sein blasses Gesicht schaute kränklich unter dem dichten weißen Verband hervor. Aber sein blaues Auge leuchtete in alter Kraft, wenn er von seinen Erlebnissen draußen erzählte. Frau Mantius rückte ihm vorsorglich Kissen zurecht und brachte alles mögliche, wovon sie dachte, daß es ihn erfrischen würde.

„Aber, Mutter," lachte er, „ich bin ja kein kranker Mann, „das bißchen am Arm und Kopf ist doch nicht wichtig, und dann geht's, so hoff' ich, bald wieder hinaus."

„Die arme Eva!" dachte Frau Mantius.

Bubi wollte alles wissen, was für ein schwarzes Band an Pappis Uniform sei, und warum Pappi nicht mit ihm ‚Hopp, hopp, Reiterlein' spiele, und warum Mammi noch nicht da wäre, und ob Pappi jetzt immer bei ihnen bliebe?

Bis Hanns aufstand und sagte: „Nun hole ich

Eva von der Bahn ab. Sicking soll nach einem Auto telephonieren. Nein, hab' keine Angst, Mutter, ich bin ganz frisch!"

„Es wird Eva doch nicht zu sehr erschrecken?" meinte sie besorgt. Dann einigten sie sich, daß die Mutter zum Bahnhof fahren und sie auf sein Hiersein vorbereiten sollte.

Hanns wanderte ruhelos durch die Zimmer. Was mußte Eva um ihn gelitten haben! Wie hatte Bubi ihm vorhin gesagt?

„Mammi weint immer, wenn du nicht hier bleibst, Pappi."

Und doch würde die Stunde kommen, da er wieder hinauszog, da Eva wieder von ihm Abschied nehmen mußte und vielleicht — für immer.

Er wandte sich um, denn es war ihm, als seien eilige Schritte die Treppe heraufgelaufen. Aber er stand erst in der Mitte des Zimmers, als die Türe sich auftat und Eva hereinstürzte.

Wortlos hielten sie sich umschlungen. Lange, lange. Ganz still war es um sie her. Sie meinten ihren Herzschlag zu verspüren, den rasenden Puls der Herzen, die sich nach jahrelanger Trennung wiedergefunden. Und diese stumme Sprache sagte viel, unendlich viel mehr, als jede Aussprache hätte tun können.

Ganz vorsichtig kamen kleine Beinchen über den weichen Teppich im Nebenzimmer. Hanns hob den

Kopf und dann sahen sie sich verständnisinnig an. Hanns und Eva sind deshalb auch gar nicht überrascht, als Bubis blonder Kopf sich vorsichtig durch den Türvorhang schiebt und das kleine Kerlchen jubelnd auf die Eltern zuläuft.

Gibt es wirklich so viel Glück und Seligkeit? — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die nächsten Tage waren voller Sonne. Es gab ja so viel zu erzählen, so viel nachzuholen, und es hieß, die geschenkte Zeit ausnützen, denn in wenigen Wochen mußte Hanns wieder vor den Feind. Frau Mantius wunderte sich nicht wenig, daß Eva-Marie sich so ergeben in diese Aussicht fügte.

„Der liebe Gott wird mir helfen, daß er mir bleibt," sagte sie, „aber ich weiß jetzt, daß da draußen Helden für uns kämpfen, und ich begreife nun auch, daß Hanns dabei nicht fehlen darf."

„Selbst Professor Heim hat sich mit seinen fünfundfünfzig Jahren zur Landwehr gemeldet!" warf Frau Mantius ein. „Dabei bangt sich die arme Frau Käthe um ihren Sohn, den jungen Doktor Gerd, der in englische Gefangenschaft geraten sein soll."

In Gegenwart von Fritz Holtzer durften sie nicht viel von den Bekannten, die im Feld standen, sprechen. Er konnte sich noch immer nicht darein finden, daß er nicht wieder würde mitkämpfen können.

Aber er mußte sich ja wohl dreinfinden!

27. Kapitel.

Am Nachmittag ging Mausi zur Kriegsfürsorge hin, um ein Paket Strümpfe abzuliefern. Herbert und Richard hatten geschrieben, daß sie mit Socken jetzt vollauf versehen seien, und Kurt — Kurt brauchte ja keine mehr — —

Der Schmerz schnürte ihr wieder die Kehle zusammen.

Ihr lustiger junger Bruder!

Die Eltern litten stumm um ihren Ältesten. Aber kein Wort der Klage kam über ihre Lippen.

Nur, wenn der Vater im Dienste war, dann hatte Mausi die Mutter schon häufig mit verweinten Augen aus Kurts Zimmer kommen sehen, wo die bunten Gymnasiastenmützen zwischen Turnerbildern und Aufnahmen von Schulausflügen an der Wand hingen und jede Zeitspanne aus Kurts Jugendzeit so lebhaft in Erinnerung brachten. Und, wenn Mutter zur Kriegsfürsorge gegangen war, begab sich der Vater leisen Schrittes hinüber. Und wenn er dann mit stillem Gesicht wieder ins Zimmer kam, mußte er sich immerzu räuspern ...

In den letzten Tagen mußte Mutter immer bei Anni sein. Der kleine Joachim war krank, und die kleine Frau drohte in der doppelten Aufregung zusammenzubrechen. Denn Schwager Hugo wußte natürlich nichts davon; Mausi fühlte beinahe so etwas

wie Bewunderung für die Schwester, die alles allein durchkämpfte, um dem Manne das Herz im Felde nicht schwer zu machen.

Plötzlich lief alles über die Straße, wo eben ein Extrablatt angeschlagen wurde.

„Hurra!" schrie einer. Und auf allen Gesichtern stand plötzlich ein Leuchten, wie über eine frohe Botschaft. „Dreiundzwanzigtausend Russen gefangen! Zehn Geschütze erbeutet!" Wie ein Lauffeuer pflanzte es sich von Straße zu Straße fort: „Großer Sieg über die Russen!"

„Gott sei dank!" sagte Mausi ganz laut, und aus der Menge antwortete es ihr ebenso innig: „Gott sei Dank!" Mancher mitfühlende Blick streifte den Trauerflor und das blasse Gesicht des jungen Mädchens.

Wie viele schwere Opfer aber mag dieser herrliche, neue deutsche Sieg gekostet haben —?

Mausi ging mit ihrem Paket tapfer weiter. Ein leidvoller Zug um den jungen Mund schien den kindlichen Ausdruck fast verwischt zu haben. Zu dem großen gemeinsamen Leid trug sie noch ein eigenes. Schon seit zwanzig Tagen hatte sie nichts mehr von Herbert gehört. Frau von Hanstein wohnte jetzt seit Wochen in Wiesbaden bei ihrer Schwester. Sie hatte das Alleinsein in der großen, leeren Wohnung am Westendplatz nicht mehr ausgehalten. Deshalb hörte Mausi auch von dieser Seite nichts mehr. Ihr Mann, der neubeförderte Oberst, stand jetzt in Antwerpen!

Richard hatte schon sieben schwere Gefechte mitgemacht und gestern nach eine vergnügte Karte geschickt.

„Entschuldige gütigst die schlechte Schrift," stand auf der Karte an Onkel Korff, „dies ist in der Feuerstellung geschrieben."

Bloß von Herbert war seit langem keine Nachricht mehr gekommen. Er schrieb meist an den Vater, hin und wieder auch eine Karte an Mausi, oder, wenn er sehr viel frei Zeit hatte, auch mal einen Brief an sie, seine frühere Spielgefährtin. Die Karte vor zwanzig Tagen war an Vater vor einem nächtlichen Patrouillengang geschrieben.

„Herzlichen Gruß für Mausi!" stand ganz unten in die Ecke gekritzelt, „und die Pulswärmer passen famos! Dafür kriegt sie auch morgen einen ausführlichen Bericht."

Das waren morgen drei Wochen her ... Jeder neue Tag des Wartens legte sich lähmender auf das junge Mädchenherz.

Der Wind trug unaufhörlich Regenschauer vor sich her. Auf dem Asphalt bildeten sich tiefgründige braune Seen, die hochauf spritzten, wenn ein Wagenrad sie durchschnitt.

Auf dem Theaterplatz rief Mausi eine Frauenstimme an und Frau Professor Heim streckte ihr die Hand entgegen.

„Gott sei Dank, da sind Sie ja wieder, Herr Doktor

Heim!" rief Mausi in ihrer impulsiven Art. „Wir haben hier rechte Angst um Sie ausgestanden."

Der junge Offizier mit dem verbundenen Arm verbeugte sich lächelnd: „Das ist sehr lieb von Ihnen, gnädiges Fräulein. Nun bin ich den ‚Seeräubern' noch mal glücklich entkommen, und so bald sollen sie mich nicht wieder kriegen! Weihnachten bin ich wieder draußen."

Ein trüber Schatten zog über die glänzenden Augen der alten Frau: „Ja, mein Gerd, und das wird sehr bald sein. Deshalb bin ich so glücklich, daß du noch einmal zu deiner alten Mutter gekommen bist —"

Mausi sah wohl, wie sie sich innig die Hand drückten.

Und nun sprachen sie mit froher Miene von dem neuesten Sieg über die Russen, den die Zeitungsverkäufer mit weithin schallender Stimme ausriefen. Die Gesichter unter den aufgespannten Regenschirmen sahen alle fröhlich aus.

„Mein Mann steht in Polen," meinte Frau Heim, „der Dienst wird ihm schwer werden bei der jetzigen Witterung. Er kommt nun gerade in den strengen russischen Winter hinein."

„Und wenn ich hundert Jahre alt werde, den Entschluß verstehe ich nie!" sagte Gerd.

Sie sprachen von dem toten Kurt, von Anni und ihrem Mann, und daß der kleine Joachim sich gar nicht recht erholen könne. Von dem Burschen Valentin,

der, von einer Fliegerbombe verwundet, in einem polnischen Lazarett lag. Sie kamen auch auf Hansteins zu sprechen, die Heims ja oberflächlich kannten. Aber sie wußten noch viel weniger von den dreien im Feld. Dann trennten sie sich mit herzlichen Worten.

„Wenn Sie wieder hinausgehen —" sagte Mausi —

„Dann geht seine Frau mit ihm," fiel Frau Heim ein, „sie hat das Pflegerinnenzeugnis inzwischen erworben. Mann und Frau gehören ja auch zusammen, nicht wahr?" Sie sah gerührt zu ihrem großen Sohn auf.

„Sie ist eine famose kleine Frau," sagte er, und zu Mausi gewandt: „Meine Frau kommt nämlich heute abend aus Berlin, weil ich ihr geschrieben habe, daß Mutter ihren großen Jungen gern noch bei sich behielte. O, sie wird dir lieb werden, meine Nora!"

Nun trennten sie sich aber doch endlich. Bei den ihr gut bekannten Damen der Kriegsfürsorge gab's auch wieder Aufenthalt, und so war es schon dunkel, als Mausi von der Besorgung zurückkam. Sie hatte einen plötzlichen Entschluß gefaßt. Es gab in der Stadt Bureaus, in denen die Verlustlisten auslagen. Dort würde sie fragen —

Das rasende Herzklopfen benahm ihr jedoch fast den Atem, als sie die Hand auf die Türklinke legte. Eine Sekunde lang zauderte sie in lähmender Angst. Aber dann behielt das Blut der Soldatentochter, das mutig der Gefahr ins Auge sieht, die Oberhand.

Sie trat in den hellerleuchteten großen Raum. An dem langen Tisch mit den gedruckten Listen standen viele Frauen. Ein alter Mann ging eben mit frohem Gesicht hinaus. „Gott sei Dank!" sagte er nur immer vor sich hin.

Frauenaugen irrten verzweiflungsvoll über die endlosen Seiten hin, mit Blicken, in denen trotz der grauenhaften Wahrscheinlichkeit immer noch eine zage Hoffnung flackerte, bereit, aus dem kleinsten Licht in diesem furchtbaren Dunkel zur großen Flamme aufzulohen.

Sie fragten nach den Adressen der Lazarette in Feindesland, sie erkundigten sich nach der internationalen Vermittlung für vermißte und gefangene Soldaten.

Mausi schien das alles eine Ewigkeit. Die Zähne schlugen ihr wie im Frost zitternd aufeinander, und vor ihren Augen tanzten die Gasflammen und die geneigten Köpfe.

Es kam ihr auf einmal ganz unglaublich vor, daß sie überhaupt hier stand. Sie wollte auf die Tür zugehen und blieb doch wie festgebannt. Die beklemmende Stille, in der man nur halblaut und flüsternd sprach, legte sich wie ein Eisenreif um ihre Denkkraft.

Vor ihr gab's eine Lücke.

„Wenn ich jetzt nur nicht zu fragen brauchte!" schoß es ihr wie ein verzweifelter Gedanke durch den Kopf.

Aber sie sagte mechanisch den Namen des jungen Offiziers, seinen Truppenteil. Der knöcherne Finger vor ihr fuhr wieder suchend die endlos langen Reihen herunter, suchte, fragte nochmals, blätterte —

Auf einmal stand der Finger still. Der vornübergebeugte Kopf richtete sich auf. Ein Paar matte, übermüdete Augen sahen sie an.

Mausi fühlte, wie es ihr eiskalt zum Herzen kroch. Sie wollte aufschreien, aber sie bewegte nur wie irr die weiß gewordenen Lippen, ohne einen Laut herauszubringen. Starr und still hielt sie den mitleidigen, verstehenden Blick des Mannes aus, der da so erbarmungslos ein Wort gesagt hatte. Sagen mußte ...

„von Hanstein, Herbert, Leutnant, tot."

„— — tot — —" wiederholte sie zitternd, und ihre Augen hingen verständnislos an ihrem Gegenüber, irrten hilfesuchend über die Verlustlisten hin, wie jemand, der meint, daß sich noch irgendwo ein barmherziges Wort findet, welches die furchtbare, entsetzliche Wirklichkeit verneint.

Aber die Hand, deren Zeigefinger noch immer fest auf der einen Zeile stand, drehte den großen Band zu ihr herum und wies stumm auf den Namen Hanstein, Herbert — — —

Tot.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hinter ihr stand schon wieder jemand, der mit angstvollen Augen die Verlustlisten überflog, als könne

er von weitem den kleinen Druck wirklich entziffern.

Eine Stimme, die nur fragend klingen wollte, nannte mit leisem Beben einen lieben Namen, wieder wurden die Sekunden zur Ewigkeit, bis der Finger mit gründlicher Genauigkeit die endlosen Spalten auf der Liste entlangfuhr ...

Mausi Korff nahm still den nassen Regenschirm und ging zur Tür, klinkte sie auf, zog sie hinter sich zu und setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen, weiter, immer weiter.

Die elektrischen Bogenlampen spiegelten sich auf dem nassen Asphalt, Pferdehufe klatschten in aufspritzende Pfützen, und die Elektrischen klingelten durch den lebhaften Abendverkehr. Frauen gingen, mit Paketen und Päckchen beladen, auf denen ‚Feldpost' zu lesen stand, in die Kriegsschreibstube oder zur Hauptpost.

Und in all den Frauenaugen lag immerfort unter dem Atllagsblick eine Unruhe, eine Angst. — — Sie überflogen den überall aufgehängten Tagesbericht, wußten, daß sie denselben längst schon einige Male gelesen hatten, und kehrten doch immer wieder suchend dahin zurück. Denn die letzten persönlichen Nachrichten aus dem Felde waren ja schon wieder Tage alt. Und wenn auch noch eben eine Feldpostkarte mit Siegeszuversichten kam — wer wußte, ob die Hand, die in innigem Gedenken an die Lieben daheim die trostvollen Worte geschrieben hatte, ob diese Hand

sich nicht längst in bläulichem Todesschatten krampfte? Ob sie nicht auf fremdem Feld kalt und starr und drohend gen Himmel wies, hinauf zu ihm, der die Urheber dieses ungeheuren Leides einst richten wird —

Mausi ging langsam, blaß und still zwischen den Eilenden. Sie sah mit erloschenem Blick in das helle Flimmern auf dem Platz, wo die vielen Elektrischen sich kreuzen, bis ihre Augen schmerzten.

Ein ungeheures Staunen stieg in ihr auf, daß alles so war wie jeden Abend, daß alles seinen Gang weiterging, daß die Welt über dem Schmerz der vielen in Trauerschwarz gehüllten Frauen nicht stillestand.

In einem großen Schaufenster lagen hochaufgeschichtet Liebesgaben, Tannenzweige dazwischen. Die Sammelstelle für die Weihnachtsgaben ins Feld.

Für Weihnachten im Schützengraben, auf dem Schlachtfeld.

Weihnacht . . .!

Da würgte sie etwas in der Kehle, etwas, das ihr fast einen Schrei erpreßte. Sie schluchzte laut und hart auf.

Das Straßengerassel verschlang den Ton. Unter den Vorübergehenden war mancher Blick, der dem blassen, jungen Ding mit dem Trauerflor am Arm folgte. Still und klaglos tragen deutsche Frauen und Mädchen das Kriegsopfer . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend saß Mausi in ihrem engen Mädchen-

stübchen und stellte neben Kurts schwarzumflortes Bild das Bild eines jungen — ach, so frohjungen — Fähnrichs. Und während sie auch dies mit dem düsteren Krepp umschlang, rannen unablässig ihre Tränen, die von froher Kindheit und von einem reinen Jugendglück wehen Abschied nahmen.

28. Kapitel.

Über die kahlen belgischen Höhen fährt der Novemberwind und streicht über die vielen, vielen deutschen Soldatengräber, auch über die Gräber derer, die in den ersten Wochen durch Franktireurhände fielen. Deutscher Mütter Söhne, die ihren Segen zum offenen, ehrlichen Kampf gegen den Feind mitnahmen und die feige und hinterrücks ermordet wurden. Auch sie sind für das deutsche Vaterland gestorben; auch ihr Tod muß den Boden für den deuschen Sieg vorbereiten, aber ihr Blut soll der kostbare Samen einer großen, heiligen Ernte sein!

Überall liegt sterbendes, regennasses Laub auf den Wegen im flandrischen Land, in deren braunzähen Ackerschollen die marschierenden Soldatenstiefel versinken und sich nur mühsam vorwärtsarbeiten.

Durch dunkle Regenwolken schiebt sich dann und wann ein lichter Schein der matten Wintersonne. Ein Dörfchen, sonst im Blühen der Obstbäume friedlich eingebettet, liegt in Trümmern. Sie marschieren daran vorbei. Abgehärmte Menschen suchen zwischen

den zerschossenen Balken und Mauern nach einstigen Habseligkeiten. Verwilderte Hunde bellen auf und verkriechen sich gleich den Menschen scheu vor den heranziehenden Soldaten.

„— — Gloria, Gloria, Gloria Viktoria!
Mit Herz und Hand, ja mit Herz und Hand
Fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde, die sangen, sang'n so
— wunderschön
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn — —!"

Bei fröhlichem Sang läßt sich's gut marschieren, und wenn es nun noch gar der liebe, alte Sang von der Heimat ist!

Wenn die meisten auch kein Französisch verstehen, so begreifen die Landsturmleute doch, was die elenden Gesichter am Straßenrande flehen. Fünf, sechs der blondbärtigen Männer treten aus der Reihe heraus und geben von ihrem Brot. Einer beugt sich zu dem kleinen blassen Mädchen herab und gibt ihm den Rest der Schokolade, die ihm ein anderes kleines Mädchen gestern aus der Heimat geschickt hat. Tränen stehen in seinen blauen Augen. Sein Junge daheim soll einst nicht vor seinem Feinde so stehen müssen, wie diese belgischen Kinder vor den deutschen Soldaten. Davor soll ihn des Vaters gutes Schwert bewahren!

„Que vous êtes bon, m'sieur! Quel malheur,

la guerre! O merci, grand merci, m'sieur!" Das Bild ist herzzerreißend, und hinter ihnen das zerschossene Dorf. —— Verkohlt ragt der schiefgesunkene Turm der kleinen Dorfkirche gegen den düsteren Regenhimmel. Nur der goldene Hahn auf der Spitze blitzt hell auf im kargen Sonnenstrahl.

Die Kolonnen marschieren weiter.

Rohgezimmerte Holzkreuze grüßen auf zusammengefallenen Hügeln von zertretenen Äckern herüber.

„Helm ab! Hier liegen deutsche Kameraden."

Stumm, in ernstem Schweigen, zieht der Landsturm vorbei. Mancher stille Gruß fliegt wohl zu den Gräbern hin, und die Gedanken gehen zurück zum Allerseelentag, wo sie nach einem heftigen Nachtgefecht manches Grab schaufeln mußten. Das war ein wirkliches Allerseelen — —

Ein paar hundert Meter steht ein Hügel ganz allein. Das Holzkreuz ist von Wind und Wetter schief geweht, und die Aufschrift: „Leutnant von Hanstein" ist längst verwischt. Der Offiziershelm ist im Laufe der Zeit in die Erde eingesunken, die den stillen Schläfer deckt. Ein so junges Blut, das so heiß wie nur irgend eines der tapfersten für Deutschland schlug. Auf einem gefährlichen Patrouillengang ist er tödlich verwundet worden. Seine Meldung hat er sterbend ins Quartier gebracht.

Ein Soldatenschicksal wie viele tausend, und doch

für die, die es betraf, das Furchtbarste, das ihrem Leben die Sonne, das Glück nahm.

Die da vorbeimarschieren, wissen, wie viel Leid ein solcher Erdhügel in Feindesland einschließt. Wie viel unermeßlichen Jammer und wie viel bittere Frauentränen — —

Irgendeiner hat es leise angestimmt, und nun klagt das alte Lied aus rauhen Soldatenkehlen über die winterliche Straße hin:

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit — — —“

Und die schweren Stiefel marschieren den Takt dazu.

An der Spitze des endlosen grauen Zuges wird es lebendig.

„Rechts halten!“ tönt das scharfe Kommando. Eine Kraftwagenkolonne hält ratternd und tutend die andere Seite.

„Man immer langsam! Nur die Ruhe kann's machen!“ lacht ein bärtiger Wehrmann bei dem allgemeinen eiligen Hinüber an den Grabenrand rechts, „nur die Ru—he!“ Scherze fliegen hin und her.

Da auf einmal — —

„Hurra! — — Hurrraa —!“

Der Kaiser!

Er sitzt straff aufgerichtet und grüßt mit ernstem, stahlhart blitzendem blauem Auge und doch mit einem

ohen Lächeln zu seinen Soldaten hin. Er winkt den rdersten:

„Guten Morgen, Landsturm!"

Nur die nächsten haben den kaiserlichen Gruß rstehen können, aber die anderen begreifen sofort, s es stramm und froh zurückklingt:

„Guten Morgen, Majestät!"

Alle Müdigkeit und Schlappheit von der durch-arschierten Nacht ist wie weggeblasen. Die Be-isterung reißt die abgespannten Nerven wieder sammen und jagt das Blut rascher durch die Pulse. ngsam schieben sich die Kolonnen aneinander rüber. Und es winkt und grüßt und ruft aus heißem rzen aufquellend:

„Hurra!! Unser Kaiser, hurra! — —"

Diese Begegnung auf der unwirtlichen Straße in m eroberten Feindesland ist in ihrer ungezwungenen erzlichkeit etwas viel Größeres als jemals ein geisterter Kaiserempfang in einer der Städte des utschen Reiches zu Friedenszeiten. Das ist jetzt nicht ehr Herrscher und Untertan, sondern es ist der Vater ines Volkes, der ihm den Frieden allezeit wahrte nd ihn hielt mit starker Hand, bis zur letzten Stunde, ihm Feindestücke und Verrat das Schwert in die and zwang, die Stunde, als Volk und Herrscherhaus unerschütterlichem Vertrauen zusammenstand, als gierende Fürsten und Kaisersöhne Schulter an Schulter

mit dem letzten ärmsten Volkssohn sich gegen die von Ost und West hereinbrechenden Feinde stellten.

Das war Deutschlands herrlichster Tag. Er wird unauslöschlich im Herzen seines Volkes bis auf ewige Zeiten fortleben!

Damals, an jenem denkwürdigen ersten Augustnachmittag, stieg aus seinen im Sommerblühen reichgesegneten Gauen ein Schwur auf, ein heißer Schwur, der mit dem Herzblut unserer deutschen Brüder bis auf die heutige Stunde besiegelt wurde und in Treue erfüllt werden wird, weil er millionenfach zum Himmel emporwuchs:

O Deutschland hoch in Ehren!

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun rattern die Autos an den Soldatengräbern und an den Dorftrümmern vorüber. Fern, fern zieht die Kolonne. Sie singen das Trutzlied des Krieges:

„— Haltet aus, haltet aus, lasset hoch das Banner wehn!
Zeigt dem Feind, zeigt der Welt, daß wir fest zusammenstehn!"

Vom Meere, auf dem der grimmigste deutsche Feind seine gierigen Arme nach Beute ausstreckt, weht naßkalter Wind. Am Horizont grüßt das eroberte Ostende durch die regenschwere Luft.

Noch viele, viele werden ihr kostbares deutsches

Blut in heiliger Vaterlandsliebe opfern müssen, bis die Feinde niedergerungen sind.

Ihr Name soll in hellem Glanz leuchten, wenn Frieden auf der Welt eingekehrt sein wird, wenn die Glocken über die deutschen Lande brausen und dröhnen:

„Sieg . . . Sieg!!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein gerechter Gott wird uns dazu helfen.

